UNIVERSAL
LIBRARY
OU_220451
UNIVERSAL
LIBRARY

OUP—891—5-8-74—15,000.

16 JUN 1975

OSMANIA UNIVERSITY LIBRARY

Call No. 923.242 C94M Accession No. 35381

Author Michael, W

Title Cromwell. Vol. I. 1907

This book should be returned on or before the date last marked below.

Geisteshelden

(Führende Geister)

Eine Sammlung von Biographien

Herausgegeben von Ernst Hofmann

Fünfzigster Band

Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1907

Cromwell

Von

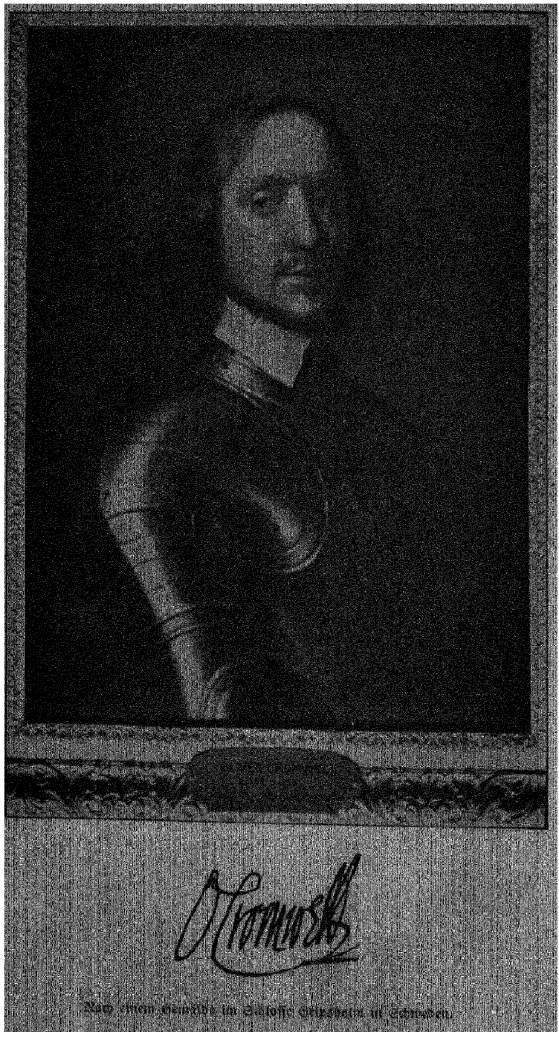
Wolfgang Michael

Professor an der Universität Freiburg (Breisgau)

Mit drei Abbildungen

Erster Band

Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1907



Nach einem Gemälde im Schlosse Drottningholm in Schweden.

Zweites Tausend

Nachdruck verboten
Übersetzungsrecht vorbehalten

Vorwort

In einer Sammlung, welche die größten Persönlichkeiten aller Zeiten biographisch zu würdigen sucht, darf auch ein Leben Oliver Cromwells nicht fehlen. Dem deutschen Publikum einen Begriff von der historischen Größe des Mannes zu geben, der als ungekrönter Herrscher über den britischen Reichen gewaltet hat, ist der Zweck dieses Buches.

Die umfassenden Arbeiten englischer Forscher konnten dankbar verwertet werden, ohne daß die Selbständigkeit in der Beurteilung des Charakters und der Wirksamkeit Cromwells darüber verloren ging. Wo ferner der Versuch gemacht ist, durch eigene Forschung manche Einzelfragen aufzuhellen, werden die Anmerkungen davon Rechenschaft geben. Auch über die benutzten neuen Quellen handschriftlicher Natur ist an dieser Stelle das Erforderliche mitgeteilt.

Über die beiden Cromwell-Bildnisse sind die notwendigen Erklärungen in den Anmerkungen zum vierten Kapitel des zweiten Bandes enthalten. Das Faksimile der Unterschrift rührt von einem im Britischen Museum befindlichen Briefe Cromwells her. Die Abbildung des großen Protektoratssiegels ist nach einem besonders schön erhaltenen Abdruck im Wiener Archive angefertigt. Woher derselbe

stammt, war nicht mehr zu ermitteln. Der kaiserliche Hof hat nach der Hinrichtung des Königs keine andere englische Regierung kennen wollen als die des verbannten Karl Stuart. Aus den Jahren 1647—61 ist keine amtliche und keine private Korrespondenz aus England daselbst erhalten. Dieser Siegelabdruck stellt die einzige Ausbeute dar, welche das K. u. K. Staatsarchiv dem Biographen Cromwells zu liefern vermochte.

Der deutsche Leser wird in dem Wesen des puritanischen Helden manche Züge finden, die ihn an den Begründer des neuen deutschen Reiches gemahnen. Dieser hat in frommer Demut vor Gott gestanden und den größeren Anteil an seinem Werke der höheren Gewalt zuerkannt. Der Staatsmann, hat Fürst Bismarck gesagt, kann nicht Geschichte machen. „Man muß warten, bis man den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört. Dann vorspringen und den Zipfel seines Mantels fassen, das ist alles.“ Auch in Cromwells Augen sind die Menschen schwache, unwürdige Geschöpfe, die aber gleichwohl, wenn sie das Rechte erkennen und tun, zu Werkzeugen in der Hand des Höchsten werden. „Nicht unser Verstand,“ sagt Cromwell, „nicht unser Mut und unsere Stärke vollbringen das Werk. Alles, was wir tun können, ist, dem Herrn folgen, der vor uns einhergeht, und einsammeln, was Er ausstreut.“ So verwandelt sich ihm der Gang der Geschichte in eine Reihe göttlicher Offenbarungen. Der Sieg der Revolution über die Monarchie Karls I. wird zum Strafgerichte Gottes, „welcher gestürzt und niedergetreten hat, was Er nicht gepflanzt hatte“.

Freiburg i. Br.,
September 1906.

W. Michael.

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Erstes Buch.
Cromwell im Parlament und im Felde

Erstes Kapitel. Cromwells Jugend und der Puritanismus . . . . . 1—22

Thomas Cromwell, Minister Heinrichs VIII. S. 1. Die Vorfahren Oliver Cromwells S. 2—3. Sagen über seine Jugend S. 3—4. Die englische Reformation S. 4. Einleitung derselben durch Heinrich VIII. S. 5. Gründung der Staatskirche durch Elisabeth S. 6—9. Stellung der Katholiken S. 9. Entstehung und Charakter des Puritanismus S. 10—16. Der Puritanismus in Neu-England S. 16—17. Cromwell als Puritaner und Independent S. 17—22.

Zweites Kapitel. Cromwells Leben vor der Revolution 23—33

Cromwell auf der Universität S. 23. Sein Latein S. 24. Seine Geschichtskenntnisse und historische Betrachtungsweise S. 24—26. Seine Heirat und Ehe S. 26—27. Cromwell im Parlament von 1628 S. 28—29. Ereignisse in seiner Familie S. 30. Cromwell in Huntingdon, St. Ives und Ely S. 31—33.

Drittes Kapitel. Das Regierungssystem der beiden ersten Stuarts . . . . . 34—55

Kirchliche und auswärtige Politik unter Jakob I. S. 34—39. Karl I. und seine Auffassung des Königtums S. 40—42. Die drei ersten Parlamente Karls I.

Seite

S. 42—47. Parlamentlose Regierung S. 47—49. Schiffsgeld und auswärtige Politik S. 49—51. Erzbischof Laud und seine Kirchenpolitik S. 51—55.

Viertes Kapitel. **England auf dem Wege zum Bürgerkriege** . . . . . 56—90

Der „steinige Sabbat" zu Edinburg S. 56—57. Der Covenant S. 57—58. Der erste Bischofskrieg S. 59. Karl I. und Wentworth S. 60—64. Das kurze Parlament. Pym S. 65—68. Die Canones von 1640 S. 69. Der zweite Bischofskrieg S. 69—70. Das Magnum consilium S. 71. Die Anfänge des langen Parlaments S. 71—74. Prozeß und Hinrichtung Straffords S. 75—76. Die Erfolge des Parlaments S. 77—78. Schottland und Irland S. 78—79. Die große Remonstranz S. 79—80. Henriette Maria S. 81—82. Der Angriff auf die fünf Mitglieder S. 83—85. Bruch zwischen König und Parlament S. 85—86. Cromwell im langen Parlament S. 87—90.

Fünftes Kapitel. **Der Feldzug von 1642** . . . 91—111

Die Parteien S. 92. Versuche der Bildung von Armeen S. 92—97. Essex S. 98. Powick Bridge S. 99. Prinz Rupert S. 99—100. Die Schlacht bei Edgehill S. 101—104. Turnham Green S. 105. Cromwell und die Ironsides S. 105—111.

Sechstes Kapitel. **Cromwell bei Gainsborough und Marston Moor** . . . . . 112—131

Der Feldzugsplan des Königs S. 112—113. Gefecht bei Grantham S. 114. Die Kämpfe um Gainsborough S. 115—118. Winceby S. 119. Der Bund mit den Schotten S. 120—122. Tod von Pym und Hampden S. 123. Cromwell in Ely S. 124—125. Charakter des Feldzuges von 1644 S. 126. Schlacht bei Marston Moor S. 127—131.

Seite

Siebentes Kapitel. **Die neue Armee** . . . . . 132—157

Erfolge des Königs S. 132—133. Zustand der Parlamentsarmee S. 134—135. Cromwell und Manchester S. 136—137. Die Selbstverleugnungsakte S. 138. Reorganisation der Armee S. 139 ff. Auswärtige Vorbilder S. 139—142. Die New Model-Armee S. 142 ff. Der General S. 143. Thomas Fairfax S. 144. Die Infanterie S. 144—145. Die Kavallerie und ihre Verwendung durch Cromwell S. 145. Die Artillerie und ihre Verwendung durch Cromwell S. 146—147. Besoldung S. 147—148. Disziplin S. 148—149. Religiöses Leben in der Armee S. 149 ff. Die freie Predigt in der Armee S. 150—152. Cromwell als Prediger S. 152. Bibel und Psalmengesang S. 153. Cromwells Glaube an das persönliche Eingreifen Gottes S. 153—157.

Achtes Kapitel. **Der Sieg über den König** . . . 158—171

Islip, Blechington House und Bampton Bush S. 159. Cromwell und die Selbstverleugnungsakte S. 159—160. Fairfax' Strategie S. 160—161. Die Schlacht bei Naseby S. 162 ff. Cromwell entscheidet den Sieg S. 163. Puritanischer Geist in der Parlamentsarmee S. 164—165. Die letzten Erfolge über den König S. 165—167. Cromwell spricht über den Fall von Bristol S. 167—168. Persönliche Haltung Karls I. S. 168—169. Schottland und Irland S. 169. Der Fall von Oxford und Karls Flucht zu den Schotten S. 170—171.

Neuntes Kapitel. **Der Gegensatz zwischen Parlament und Armee** . . . . . 172—191

Die Propositionen von Newcastle S. 172—173. Die Auslieferung des Königs S. 173. Meinungsverschiedenheiten zwischen Parlament und Armee S. 174—175. Cromwells Plan, nach Deutschland zu gehen S. 175—176.

Seite

Verschärfung der Gegensätze S. 176—177. Die Wegführung des Königs S. 177—179. Das Manifest der Armee S. 180. Der Gedanke der geschriebenen Verfassung S. 180—183. Die politischen Theorien des Bürgerkrieges S. 183 ff. Einfluß der monarchomachischen Schriften S. 184—185. Die Armee als politische Körperschaft S. 185—186. Ireton S. 187. Cromwell im Armeerate S. 187—191.

Zehntes Kapitel. Das Ende Karls I. . . . . 192—216

Die Heads of the Proposals S. 192—193. Einzug der Armee in London S. 194. Das Agreement of the People S. 195—196. Die Leveller; John Lilburne S. 197—198. Der Fluchtversuch des Königs S. 199. Die Vier Bills S. 199—200. Der „zweite Bürgerkrieg" S. 200 ff. Cromwells Feldzug gegen die Schotten S. 201—202. Die Schlacht bei Preston 202—203. Die Verhandlungen zu Newport S. 204—205. Die „Remonstranz der Armee" S. 205. Cromwell über das Recht des Widerstandes S. 205—207. „Pride's Purge" S. 208. Der Gerichtshof über den König S. 208—209. Widerstand des Oberhauses S. 209. Verkündung der Volkssouveränität S. 209—210. Der Königsprozeß S. 210—212. Die letzten Tage Karls I. S. 212—213. Cromwell und Karl I. S. 213—216.

Elftes Kapitel. Das Urteil der Zeitgenossen . . 217—228

Royalistische Publizistik S. 217—218. „Eikon Basilike" und „Eikonoklastes" S. 218. Der „Rebellenspiegel" S. 218—219. „A remonstrance to the people" S. 219—220. Verurteilung Cromwells S. 220. Die Schriften der Leveller S. 221—222. Lilburne gegen Cromwell S. 222—223. Miltons Sonett auf Cromwell S. 223—224. Deutsche Urteile über den Königsprozeß S. 224 ff. Gesprächlied zwischen Karl I. und Cromwell S. 227—228.

Seite

Zwölftes Kapitel. Cromwells Siege in Irland und Schottland und der Sturz des langen Parlaments 229—257

Absichten Karls II. S. 229—230. Die Parteien in Irland S. 230. Cromwell übernimmt die Führung der irischen Expedition S. 230—232. Richard Cromwells Vermählung und Ehe S. 232—236. Der Feldzug in Irland S. 236 ff. Drogheda S. 237—239. Wexford S. 240—241. Cromwells Werk in Irland S. 241—243. Montroses Erhebung und Fall S. 243—244. Beschluß der schottischen Expedition S. 244. Fairfax und Cromwell S. 244—245. Cromwell wird General aller englischen Truppen S. 245—246. Cromwell in Schottland S. 246 ff. Seine Stellung bei Dunbar S. 246—247. Die Schlacht S. 248—249. Karl II. in Schottland S. 250. Der Feldzug von Worcester S. 251—252. Armee und Parlament S. 252 ff. Die Frage der Parlamentsauflösung S. 254—255. Der Staatsstreich vom 20. April 1653 S. 255—257.

Anmerkungen . . . . . 258—277

Anhang: Gesprächlied zwischen dem König von England und Cromweln . . . . . 278—281

Erſtes Buch

Cromwell
im Parlament und im Felde

Erstes Kapitel

Cromwells Jugend und der Puritanismus

Der Held unseres Buches ist nicht der erste Cromwell, welcher in der englischen Geschichte hervorragt. Schon einmal — hundert Jahre früher, in Heinrichs VIII. Zeit — war der Name in aller Munde gewesen, als nach dem Sturze Wolseys Thomas Cromwell nächst dem Könige selbst der erste Mann im Reiche wurde. Er ist das Haupt der protestantischen Partei, der mächtige Förderer der Reformation, wegen seines Vernichtungskampfes gegen die Klöster der „Hammer der Mönche" genannt; ein kalt rechnender Politiker, ohne Mitleid, aber auch ohne Leidenschaft gegenüber den Gegnern, welche er zugrunde richtet; unter allen Staatsmännern der Epoche einer der ersten, welche in dem eben bekannt werdenden Buche des Machiavell den letzten Schluß aller politischen Weisheit verehren und ihr Handeln darnach einrichten; kurz ein Reformator der Kirche, der doch im eigenen Innern von den religiösen Gegensätzen nicht berührt wird und dessen kühle Berechnung zuletzt nur an dem übergroßen Vertrauen auf die eigene Macht und auf die Herrschaft über seinen königlichen Meister zuschanden wird.

Kaum ein Zug in diesem Bilde, welcher an den Helden der englischen Revolution gemahnte. Oliver Cromwell hat, als er von einem lästigen Verehrer einmal darauf

angesprochen wurde, selbst jede Verwandtschaft mit dem Minister Heinrichs VIII. rundweg geleugnet. Und doch sind beide Männer, zwar durch ein Jahrhundert getrennt, Glieder derselben Familie. Der Sohn einer Schwester Thomas Cromwells war es, Richard Williams mit Namen, welcher am Hofe Heinrichs VIII. eine glänzende Figur machte. Bei einem Turniere, welches 1540 zu Ehren der Vermählung des Königs mit Anna von Cleve stattfand, verteidigte er die Waffenehre Englands ruhmvoll gegen die Fremden und ward von dem Monarchen gnädig ausgezeichnet. Selbst nachdem der mächtige Minister gestürzt und auf's Schafott geführt war, wußte sein Neffe sich in der Gunst des Königs zu erhalten. Schon hatte er selbst den Namen Cromwell angenommen, den von nun an die Familie führt, wenn auch daneben das ursprüngliche Williams noch durch vier Generationen sich erhält. Der Urenkel dieses Richard, der spätere Protektor, wird bei seiner Vermählung im Jahre 1620 noch als Oliver Cromwell alias Williams bezeichnet.

Auch den Wohlstand der Familie hatte Richard Cromwell begründet. Er hatte bei der Unterdrückung der Klöster dem Oheim gute Dienste geleistet und dieser verschaffte ihm dafür seinen wohlbemessenen Anteil an der Erbschaft. Neben etlichen anderen Gütern erhielt Richard die reiche Abtei Hinchinbrook bei Huntingdon. Richards Sohn Henry erscheint als der erste Mann der Grafschaft. Er bewirtet in seinem Hause die Königin Elisabeth, die ihn zum Ritter schlägt; in den gefahrvollen Zeiten des Angriffs der Armada sammelt und ordnet er die Streitkräfte von Huntingdonshire und stellt noch aus eigenen Mitteln eine kleine Schar von Bewaffneten auf. Er läßt seine zahlreichen Kinder mit Sprößlingen der ersten Familien des östlichen Englands Verbindungen eingehen; eine seiner

Töchter wurde die Mutter John Hampdens. Der älteste Sohn, Sir Oliver, erbte den Reichtum des Vaters; dem auf den englischen Thron berufenen Jakob I. hat er bei seiner Ankunft in England und wiederholt einen glänzenden Empfang in seinem Hinchinbrooke House bereitet. Auch Sir Henrys zweiter Sohn, Robert Cromwell, hatte ein immer noch stattliches Gut in Huntingdon vom Vater ererbt. Seine Gattin Elisabeth, die schon einmal vermählt gewesen war, entstammte einer wohlhabenden Familie aus Ely. Ihres Vaters Name war William Steward; doch hat man mit Unrecht die Abstammung desselben von dem schottischen und nun auch in England herrschenden Königsgeschlechte der Stuarts behauptet. Es kann also auch nicht wohl davon die Rede sein, daß die Erinnerung an seinen königlichen Ursprung in der Seele des jungen Oliver hochfliegende, ehrgeizige Gedanken oder Regungen geweckt haben sollte.

Immerhin ist also der spätere Protektor, der als das fünfte Kind aus dieser Ehe am 25. April 1599 das Licht der Welt erblickte, nicht aus niederen Volksschichten hervorgegangen; der Vater war einer der vornehmsten Familien des Landadels im östlichen England entsprossen; die Mutter kennen wir aus ihrem Bildnisse als jene anmutige Dame im Schmucke der Edelfrau, welche mit ihren weitgeöffneten Augen so klug in die Welt hineinblickt. „Ich war", so hat Cromwell selbst zu seinem ersten Parlamente gesagt, „von Geburt ein Edelmann, weder den höchsten Kreisen angehörend, noch auch ganz unbekannt."

In die Jahre seiner Kindheit, ja selbst des Jünglingsalters hat keine historische Forschung Licht zu bringen vermocht. Um so geschäftiger war die Sagenbildung. Aber ob sie nun von Träumen und Erscheinungen Olivers berichtet, welche das Ahnen künftiger Größe andeuten sollen,

oder von knabenhaften Ausschreitungen, welche an die berüchtigten Jugendstreiche des späteren Lord Clive erinnern, so können wir diesen Geschichtchen doch nicht einmal jene innere Wahrscheinlichkeit zugestehen, um derenwillen man auch unbeglaubigten Erzählungen manchmal ein bescheidenes Plätzchen neben der echten historischen Überlieferung zu gönnen bereit ist. Jene sind sichtlich erfunden, teils um die liebe Neugier zu befriedigen, teils um die Gestalt Cromwells mit um so größerer Sicherheit dem Hasse der Nachwelt zu überliefern. So fehlt die Möglichkeit, an den Ereignissen seines äußeren Lebens die innere Entwicklung des Menschen zu verfolgen. Vor unseren Blicken steht er erst, wie er geworden ist, der fertige Charakter, die Gesinnung und sein Handeln in der Geschichte.

An die Stelle der Erlebnisse seiner jüngeren Jahre, die wir nun einmal nicht kennen, setzen wir aber die Erinnerung an die englische Reformation, an die aus ihr hervorgegangene Kirche von England, besonders an die unabhängig und im Gegensatze zur Staatskirche dastehende Bewegung des Puritanismus. Wir lernen damit sofort etwas von den religiösen und kirchlichen Fragen kennen, um die in der englischen Revolution gestritten wurde. Und von Cromwell wissen wir wenigstens, daß in seiner Familie puritanische Gesinnung herrschte, daß die öffentliche Schule von Huntingdon, die sein Vater ihn besuchen ließ, von dem puritanischen Geistlichen Doktor Beard geleitet ward, welcher eine Schrift verfaßte, um an zahlreichen Beispielen das persönliche Eingreifen Gottes in die Menschenschicksale zu erweisen. Und die ersten uns bekannten Äußerungen Olivers selbst bekunden die Weltanschauung des Puritanismus. —

Die durch Heinrich VIII. eingeleiteten kirchlichen Veränderungen, welche man die englische Reformation nennt, können an Tiefe der Bewegung mit der deutschen Reformation schon deshalb nicht verglichen werden, weil sie das Werk der Krone waren. Vom Könige geht der Anstoß aus, er reformiert, soweit es ihm beliebt, er vermag, mit der ganzen persönlichen Macht des Tudor-Königtums ausgestattet, die geistlichen und weltlichen Autoritäten seines Staates, Konvokationen und Parlamente mit sich fortzureißen, und das Volk freut sich der geschehenen Änderungen, deren Berechtigung man ihm klar gemacht hat. Und nicht anders halten es die Nachfolger. Die Regierung Eduards VI. schreitet auf dem eingeschlagenen Wege in stürmischer Eile vorwärts. Unter Maria wird alles zurückgenommen und der alte Zustand so wieder eingeführt, als ob die englische Kirche niemals einen Finger breit von den Wegen Roms abgewichen wäre. Und dann folgt der abermalige Umschwung unter Elisabeth, welche mit dem Spruche der Geistlichkeit und des Parlaments die bleibende Norm der Kirche von England aufstellt und ihrem Erzbischof von Canterbury aufträgt, die Artikel des Glaubens nun endgültig niederzuschreiben, an die jeder Engländer sich in seinem Gewissen und Handeln jetzt und immer gebunden halten soll.

Dabei muß man nun freilich nicht vergessen, daß das Königtum bei jedem dieser Schritte nur die herrschenden Ideen der Zeit zu verwirklichen meint. Heinrich VIII., welcher, um von seiner alternden Gemahlin loszukommen und die schöne Hofdame heiraten zu können, kein anderes Mittel weiß, als sich und die ganze Kirche seines Landes vom Papste, der die Scheidung verweigert, loszureißen, derselbe Heinrich VIII. weiß doch für diese Lösung recht triftige Gründe anzugeben. Nicht nur, daß er ein für allemal

die Hoheit des Staates über allen Organen der Kirche behauptet, wie sich denn der Herr und Heiland selbst dem Spruche des Pilatus und wie Paulus sich dem des Kaisers unterworfen habe. Er erklärt auch, und seine Getreuen erklären es mit ihm, daß die nun aufgerichtete Suprematie des Königs eigentlich immer bestanden habe und erst in neueren Zeiten durch die Übergriffe des Bischofs von Rom beschränkt oder aufgehoben sei. Schon Wiclif hatte dasselbe behauptet. Königin Elisabeth aber hat diesen Gedanken noch stärker betont, wenn sie 1559 erklärte, sie begehre in geistlichen Dingen keine andere Autorität als diejenige, „welche der Herrscherkrone dieses Reiches gebühre und von altersher gebührt habe".

Denn Elisabeth hat — nach der episodenartigen Unterbrechung durch Maria die Katholische — das Werk ihres Vaters wieder aufgenommen und die Reformation in England eigentlich erst durchgeführt; sie hat die Staatskirche geschaffen. Bei ihrer Thronbesteigung war sie zum Verlassen der Kirchenpolitik der katholischen Maria entschlossen — und wie hätte das bei der Tochter Anna Boleyns anders sein können? — aber über das Maß der kommenden Reformen herrschte Unklarheit. Selbst der Bruch mit dem Papsttum war noch keine ausgemachte Sache. Hätte nur Paul IV. die Anzeige ihrer Thronbesteigung nicht so unklug mit der Verweigerung ihrer Anerkennung und dazu mit gröblicher Beschimpfung beantwortet, so wäre eine Verständigung versucht worden. Nun aber vollzog sich die endgültige Lostrennung der englischen Kirche von Rom. Der Supremat der Krone, wie Heinrich VIII. ihn aufgerichtet hatte, ward wiederhergestellt, wenn auch Elisabeth den Titel eines Hauptes der Kirche, den ihr Vater geführt hatte, weise verschmähte. Denn er hatte bei strengen Protestanten nicht geringeren Anstoß erregt als im Lager

der Papisten. Übrigens kann man Elisabeth, kühl, fast gleichgültig in religiösen Fragen, wie sie war, weder als Protestantin noch als Katholikin bezeichnen. Aber auch für die von ihr begründete Kirche ist man um den Namen verlegen. Kann man im vollen Sinne, wie es damals geschah, von einer protestantischen Kirche reden, wo die hergebrachte bischöfliche Verfassung mit der Priesterweihe bestehen blieb, wo die äußeren Formen und der Glanz des Gottesdienstes sich fortan kaum von denen der alten Kirche unterschieden? Oder von einer katholischen, wo der Papst nichts mehr galt, wo die Messe abgeschafft, die Priesterehe zugelassen war? Von ihrem klugen Minister Cecil beraten, hatte die Königin eben einen vermittelnden Standpunkt eingenommen; sie war weitergegangen als Heinrich VIII., doch nicht so weit wie Eduard VI. Ein staatsmännischer Zug geht durch diese Kirchengesetzgebung, welche sich so eng an die praktischen Verhältnisse anschließt und, ohne die Einwände von rechts und links zu hören, der Mehrheit einfach ihren Willen tut. Denn es war doch nicht anders: das Volk erblickte in der Trennung von Rom eine Befreiung. Ja auch fast die ganze niedere Geistlichkeit — 10 000 Menschen — waren derselben Meinung. Seit Jahrhunderten waren die Weltgeistlichen mit dem Papsttum unzufrieden und grollten über seine Anmaßung, über die Einführung immer neuer Zeremonien. Nur die Mönche, des Papstes Miliz, wie man sie ja nannte, waren römisch gesinnt. Aber sie spielten keine Rolle mehr; schon Heinrich VIII. hatte die Klöster aufgehoben. Auch die Bischöfe wollten der unter Maria zuletzt eingenommenen Haltung treu bleiben und warnten vor dem Abfall von Rom. Doch Elisabeth blieb fest. „Ich werde," so sagte sie ihnen ins Gesicht, „alle diejenigen meiner Untertanen als Feinde Gottes und meiner Person betrachten, welche

in Zukunft eine fremde oder angemaßte Autorität in meinem Reiche anerkennen werden." Die den Supremats-eid weigernden Bischöfe mußten sämtlich auf ihr geist-liches Amt verzichten. Nun aber mit den Bistümern überhaupt ein Ende zu machen, kam der Königin freilich nicht in den Sinn.

Auch die von den anderen Seiten erhobenen Forde-rungen und Einwände, diejenigen der strengeren Protestan-ten, von denen wir gleich hören werden, wies die Kö-nigin zurück. Denn daß man in der Zeit Eduards VI. unter dem nicht immer glücklichen Einfluß der fremden Reformatoren in manchen Punkten zu weit gegangen war, galt ihr als sicher. Ohnehin hatte sie mit dem Common-Prayer-Book und mit den 39 Artikeln, die sich eng an die unter Eduard verkündeten 42 anschlossen, einen be-deutenden Schritt nach dieser Richtung hin getan.

Echt politisch ordnete Elisabeth bei dieser Durchfüh-rung der Reformation auch ihre persönlichen Gefühle den maßgebenden Gesichtspunkten unter. Die Priesterehe wurde im 32. Artikel ausdrücklich zugelassen, obwohl sie der Königin im Innersten zuwider war, so daß es ihr nach Jahren noch schwer fiel, gegenüber der Gattin ihres Erzbischofs von Canterbury den richtigen Ton zu finden.

Der politische Gesichtspunkt, die Mehrheit des Volkes zu versöhnen, hat also den stärksten Anteil bei der Auf-richtung der anglikanischen Kirche gehabt. Zwischen zwei Minderheiten, denen nur hier und dort Konzessionen ge-macht wurden, war dieselbe gestellt. Wenn man sie, um noch einmal auf den Namen zu kommen, heute gern als Anglo-katholische Kirche bezeichnet, so ist ihr Wesen, besonders ihr trotz aller Neuerungen konserva-tiver Charakter gut darin ausgedrückt, ihre Verwandt-schaft mit dem Katholizismus vielleicht zu stark betont.

Wenn sie aber von den Zeitgenossen und von der Geschichte protestantisch genannt wurde, so geschah es, weil sie den festländischen Protestanten durch den gemeinsamen Gegensatz zur römischen Kirche nahegebracht war, weil durch sie der englische Staat, seiner Machtstellung entsprechend, schnell zum Führer der protestantischen Welt emporgehoben wurde und ganz folgerichtig denn auch bald als das wichtigste Angriffsobjekt der Gegenreformation erschien. Er hat im Kampfe gegen die Armada Philipps II. die ihm so zugefallene Rolle redlich durchgeführt.

So gab es nun in England drei große religiöse Parteien: die starke Mittelgruppe der Anglikaner, mit dem Königtum und der Staatskirche über sich. Daneben die Römisch-Gesinnten, deren Zahl vielleicht rasch zusammengeschmolzen wäre, wenn nicht so viele von den ihrer Heimstätten beraubten Klosterleuten als Kapläne bei dem Adel des Landes Eingang gefunden und hier als Männer von Bildung manche vornehme Familie dem Katholizismus erhalten oder gewonnen hätten. Diese Elemente waren es auch, an denen in der späteren Zeit Elisabeths die von den Jüngern der auswärtigen katholischen Seminare gegen das Leben und die Regierung der Königin gerichteten Verschwörungen einen Rückhalt in englischen Landen fanden. Wie dann die Hoffnungen der Katholiken sich dem Hause der Stuarts zuwendeten, das gehört schon zur Geschichte der englischen Revolution.

Aber eine noch tiefere und folgenschwerere Opposition als aus katholischen Kreisen erwuchs der Staatskirche von seiten der dritten Gruppe, von den Anhängern des strengeren Protestantismus. Die Ideen der deutschen und schweizerischen Reformatoren, einmal in England eingedrungen, setzten sich in den Geistern fest und waren nicht mehr aus-

zurotten. Ihnen war die Halbheit der Staatskirche ein Ärgernis, ihr Bestreben auf Abschaffung der Bistümer und der anderen römischen Überreste gerichtet. Cecil hatte richtig vorausgesehen, daß sie in der Staatskirche nur „eine bemäntelte Papisterei oder ein Mischmasch" erblicken würden. Und wenn wir nicht irren, so war hier auch der Punkt, wo der politische, staatskluge Charakter der englischen Reformation verhängnisvoll wurde. Es fehlte ihr nun einmal der mächtige, die Herzen packende Schwung; tiefer empfindende Naturen fühlten sich von ihr nicht befriedigt. Es rächte sich, daß die Reformation in allen ihren Stadien bisher das Werk der Krone gewesen war und nicht eine große volkstümliche Bewegung. Konvokationen und Parlamente hatten kluge Beschlüsse gefaßt, gefügige Priester waren dem Willen der Fürsten mit ihrem theologischen Wissen zu Hilfe gekommen. Spricht man von den englischen Reformatoren, so denkt man nicht an mächtige Gestalten wie Luther, wie Zwingli oder Calvin. Statt ihrer erblickt man, den Herrschern zur Seite, zunächst kühl erwägende Staatsmänner, wie Thomas Cromwell und William Cecil. Von den Geistlichen aber war Cranmer nur als brauchbares Werkzeug seines Königs zum Kanzler und Primas geworden und weiter zu einem Reformator der Kirche, der unter Heinrich VIII. maßvoll, unter Eduard VI. hastig und übereilt in den neuen Bahnen wandelte und dabei noch den Rat der auswärtigen Protestanten nicht entbehren konnte. Er besaß mit nichten einen freien und unabhängigen Geist; zur historischen Größe hat ihn auch die Märtyrerkrone nicht erheben können. Und ferner: Erzbischof Parker, Elisabeths theologischer Berater, von Hause aus ein schüchterner, gelehrter Herr, fromm und gescheit, ging doch ganz im Dienste seiner königlichen Herrin auf, der zu gefallen er selbst hart und grausam werden konnte.

Der größte und charaktervollste unter den geistlichen Kämpfern der Zeit war Reginald Pole. Der aber stritt auf der Seite des Katholizismus.

Der Reformation von oben, wie man das Werk Heinrichs VIII. und Elisabeths nennen dürfte, stellt sich nun die in der Volksseele wurzelnde Reformation von unten, der Puritanismus entgegen. Vor den Verfolgungen der blutigen Maria waren viele Protestanten ins Ausland geflohen. Bei Calvin und seinen Jüngern hatten sie eine neue Auffassung von Religion und Welt gelernt. Ein Christentum in ursprünglich reiner Gestalt, auf die Überlieferung der heiligen Schrift allein gegründet und das ganze Wesen des Menschen durchdringend, ein Leben, das ausgefüllt war von Arbeit und ernster Pflichterfüllung: so wollten diese Männer es halten und führen. Mit ihren Ideen, wie dieselben unter den Landsleuten in der englischen Heimat sich auszubreiten begannen, tritt ein ganz neues Element in das Geistesleben der angelsächsischen Rasse ein, welches sich seither immer darin erhalten hat, jene tiefe Frömmigkeit, welche das gesamte Leben so weit bis in seine Äußerlichkeiten hinein durchdringt und gerade in diesen so bemerkbar wird, daß der oberflächliche Beobachter sich über ihren Ernst leicht zu täuschen vermag.

An der Staatskirche Elisabeths fanden die Puritaner viel zu tadeln. Im Dogma freilich waren wesentliche Unterschiede gar nicht vorhanden, nicht einmal in der Abendmahlslehre, über welche der 28. unter Parkers 39 Artikeln, ebenso wie Calvin es tat — im Gegensatz zur Lehre von der Transsubstantion —, die Auffassung verkündete, daß im Brot und Wein der Leib und das Blut Christi von den Gläubigen geistlich genossen würden. Die Klagen der Puritaner betrafen besonders die bischöfliche Verfassung und viele andere Punkte, die sie als rö-

mische Überreste verwarfen. Das Kruzifix und die Ausschmückung der Kirchen, das Chorhemd und die viereckige Mütze der Geistlichen, die Orgelmusik beim Gottesdienste waren ihnen gleichermaßen verhaßt. An die Stelle jener reicheren, den katholischen Formen noch so viel näher stehenden Liturgie, wie das Common-Prayer Book sie vorschrieb, sollte die strenge Einfachheit der Andacht in der ungeschmückten Kirche treten.

Zahlreiche puritanisch gesinnte Geistliche begannen schon mit der Durchführung ihrer Ideen, soweit sie die Äußerlichkeiten des Gottesdienstes betrafen; eine Entwicklung der Kirche von England im Geiste des festländischen Protestantismus schien angebahnt zu werden. Aber das war nicht die Meinung Elisabeths und ihrer geistlichen Berater. Ihre Uniformitätsakte sollte einfach befolgt, an ihrer Staatskirche nichts mehr geändert werden. Eine Anzahl Geistlicher, welche wegen Vereinfachung des Gottesdienstes und Weglassung des Schmuckes der Gewänder zur Verantwortung gezogen wurden, wollten ein Schriftstück überreichen, welches die ausführliche Begründung ihres Standpunktes enthielt. Aber die Kommissare der Regierung erwiderten einfach, es sei nicht ihres Amtes, Argumente anzuhören und zu widerlegen, sondern die Befehle der Königin zu vollstrecken. Wo immer puritanische Neuerungen versucht worden waren, hatten die Geistlichen zwischen völliger Unterwerfung und dem Verlust ihres Amtes zu wählen. „Wenn sie erst einmal Armut und Not gekostet haben," sagte Erzbischof Parker, „so werden sie sich schon fügen; denn das Holz ist noch grün." Aber wenn auch die Mehrzahl nachzugeben pflegte, so gab es doch immer auch viele, welche ihre Überzeugung nicht preisgaben. In London mußten zahlreiche Kirchen geschlossen werden, weil es an Seelsorgern fehlte. Und in den nörd-

lichen Grafschaften gab es Gegenden, wie Bischof Sandys Elisabeth klagte, wo die Leute in sieben, ja in siebenzehn Jahren keine Predigt zu hören bekämen.

Auch die Abhaltung von privaten Gottesdiensten, wie sie nun, da die Kirchen den Puritanern verschlossen blieben, an vielen Orten versucht wurden, wollte die Regierung nicht dulden. Seitdem zuerst 1567 eine Gruppe von Puritanern den förmlichen Austritt aus der Staatskirche beschlossen hatte, um außerhalb der Kirchen, in Häusern und wo die Gelegenheit sich fand, sich zum Gottesdienste zu versammeln, beginnen die Bedrohungen, die Verfolgungen, die Gefangensetzungen der Puritaner, welche ein so unrühmliches Kapitel in der Geschichte Elisabeths bilden.

Den Puritanismus zu unterdrücken gelang ihr freilich nicht. Der Kampf der Geister kam nicht mehr zur Ruhe. Man hört von ärgerlichen Vorfällen während des Gottesdienstes, in erregten Streitschriften werden die Meinungen ausgetauscht, selbst im Parlamente werden puritanische Anträge gestellt. In einem derselben wurde 1571 erklärt, daß noch eine weitere Reformation nötig sei. Mr. Strickland, der als ein ernster, alter Mann von großem Eifer beschrieben wird, wies auf Irrtümer in den 39 Artikeln hin und auf viele Mißbräuche in der Kirche. Aber die Anträge der Puritaner blieben im Parlamente ohne Erfolg. Vielmehr wurde ein Gesetz beschlossen, nach welchem alle Geistlichen ihre Unterschrift unter die 39 Artikel setzen mußten. Pfarrer, die es verweigerten, wurden ihrer Ämter entsetzt. 1572 erklärte die Königin auch, keine Bill über religiöse Fragen mehr zulassen zu wollen, welche nicht vorher die Zustimmung der Konvokation empfangen habe. Darauf halfen sich die Puritaner mit den sogenannten Ermahnungen an das Parlament, Schriften, welche allen Unterdrückungsversuchen der Bischöfe zum

Trotz massenhaft verbreitet wurden und die Ideen der neuen Reformation ins Volk trugen.

Die entschiedene Opposition, in die der Puritanismus durch die Unbeugsamkeit der Regierung und der Staatskirche gedrängt wurde, fand in dem Übergang vieler zum Presbyterianismus seinen Ausdruck. Sie führte aber auch, was uns mehr interessiert, noch in der Zeit Elisabeths zur Entstehung einer neuen Lehre, des Independentismus. Was denselben vor allem auszeichnet, ist die grundsätzliche Ablehnung jedes Staatskirchentums. Derselbe Gedanke war vorübergehend schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts von John Hooper ausgesprochen worden, welcher jede Einmischung des Staates in die Religion der Untertanen verworfen hatte. Die Independenten gingen noch weiter. Sie wollen innerhalb der Kirche überhaupt keine andere Hoheit anerkennen, als die der Gemeinde. Das einzige Haupt der Kirche ist Christus selbst; die Ämter verleiht Gott an diejenigen, welche die Gabe haben, sie zu verwalten. Diese von Robert Browne gegründete Richtung, über deren Anhänger die Königin schon Gefängnis und Verbannung verhängte, ist dann, besonders durch John Robinson, konsequent zum Kongregationalismus fortgebildet worden. Hier wird nun auch die Gemeinde, wie alles Kirchliche, im allerfrömmsten Sinne aufgefaßt. „Wo immer," schreibt Robinson, „zwei oder drei, die gläubig geworden sind, sich von der Welt trennen und zur Gemeinschaft des Evangeliums und zum Bunde Abrahams verbinden, da sind sie eine Kirche, eine wahrhaftige Kirche, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Und ferner wird der sichtbaren Kirche, der Summe aller Gemeinden, die unsichtbare Kirche, d. h. die geistige Gemeinschaft aller Gläubigen gegenübergestellt. Aber auch zur Gemeinde sollen nur die Gläubigen gehören. Und wenn

dem so ist, so hören auch die Unterschiede unter den Mitgliedern auf. Es giebt keine Priester und keine Laien, es gibt nur Gläubige. Wenn sie sich versammeln, so mag jeder einzelne, wer eben sich dazu getrieben fühlt, sich erheben, um in freier Rede die Gemeinde zu erbauen.

So gehört überhaupt die kirchliche Freiheit, die Loslösung von allem Formenzwang, zum Wesen des Independentismus. Keine vorgeschriebene Regel des Gottesdienstes, vor allem nicht die Liturgie des Common-Prayer Book, wollen die Independenten gelten lassen. Was der religiöse Drang des Augenblicks hervorbringt, gilt weit mehr als alle Tradition. Die Geringschätzung des Vaterunser entspringt dieser Anschauung. Das Gebet des Gläubigen soll zum Himmel emporsteigen, so wie es von der andächtigen Stimmung des Augenblicks geboren und unter Stöhnen und Seufzern in Worte gepreßt wird. Das Vaterunser ist nur das vom Heilande dargebotene Beispiel, nicht schlechthin das Gebet des Herrn. Und ferner wird auf die von der Kirche eingesetzten Festtage wenig Wert gelegt. Wenn auch das gewohnheitsmäßige Feiern derselben nicht ganz abgeschafft wird, so ist es doch weit nützlicher, bei wichtigen Anlässen Bußtage einzurichten, um die Menschen zur Einkehr und Umkehr zu bewegen und die Gnade Gottes auf das Tun der Gläubigen herabzuflehen.

Aus dieser Freiheit der religiösen Betätigung, welche das oberste Prinzip des Independentismus bildet, folgt auch die weitgehende Duldung gegen andere religiöse Vereinigungen. Und wenn gleichwohl der Independentismus, als er in England zur politischen Macht gelangt war, die Toleranz auf die Zugehörigen aller christlichen Bekenntnisse, nur nicht auf Katholiken und Bischöfliche ausdehnen wollte, so ist das erstere aus der Auffassung herzuleiten, daß

die Papstkirche den stärksten Zwang ausübe und aller Reformation zuwider sei. Sie aber, die Independenten, standen sogar auf dem Boden der fortschreitenden Reformation; sie tadelten, daß die Lutheraner bei Luther, die Calvinisten bei Calvin stehen blieben, während diese Männer, wenn sie noch lebten, doch gewiß auch weitere Erleuchtung nach der zuerst empfangenen annehmen würden. Denn nicht auf einmal war es möglich, die lange antichristliche Finsternis zu durchbrechen. Die Fernhaltung der Bischofskirche aber entsprang einfach dem Bedürfnis der Selbsterhaltung. Denn die Independenten wie alle Puritaner waren von jener mit Tod und Verbannung bedroht worden.

Will man wissen, wie der strenge Puritanismus dem ganzen Leben der Gesellschaft seinen eigenen Charakter aufzudrücken bestrebt war, so muß man sein Erscheinen in den Gemeinwesen der neuen Welt beobachten. Seitdem Elisabeth die Verbannung als die gewöhnliche Strafe für diejenigen eingeführt hatte, welche den Anschluß an die Staatskirche verweigerten, war die Auswanderung in großem Umfange vor sich gegangen. Lange war Holland das vornehmste Ziel der um des Glaubens willen Geflüchteten gewesen. Und da hat durch den edlen John Robinson der Independentismus erst seine eigentliche Ausbildung erhalten. Aber mit der religiösen Freiheit ließ sich hier die nationale Art nicht zugleich festhalten, und doch wollten diese Puritaner auch Engländer sein und bleiben. Die Rückkehr in die Heimat war ihnen verschlossen. So sind sie denn weiter gezogen, fernen unbekannten Küsten entgegen; zuerst 1620 jene Schar der Pilgerväter, die, von Robinsons Segenswünschen geleitet, das gastliche Holland und die Alte Welt verließen. Jenseits des Ozeans nehmen sie heldenhaft den Kampf mit einem rauhen Klima und mit

feindlichen Menschen auf; ein Strom von Auswanderern folgte ihnen nach, bald so zahlreich, daß die Regierung Karls I. schon besorgt wurde und die Leute an das Mutterland zu fesseln suchte. Wie jene ersten waren es Puritaner, denen es in England unter kirchlichem und politischem Drucke zu eng geworden war. Der gleiche Sinn für Arbeit und Frömmigkeit erfüllt sie in der Fremde wie in der alten Heimat. Neu-England wurde gegründet.

Hier hat es nun eine Zeit gegeben, wo in Kirche, Staat und Gesellschaft das puritanische Element die Herrschaft ausübte — nicht ohne daß der blinde Eifer auch manchmal wunderliche Blüten trieb. Da war es die Pflicht der Polizei, für regelmäßigen Kirchenbesuch aller Gemeindeglieder Sorge zu tragen. In Neu-Plymouth wurde Fluchen und Lügen mit Sitzen im Klotz bestraft. Schwer wurde die Nichtheiligung des Sabbaths geahndet; in Massachusetts war sie eine Zeitlang mit Todesstrafe bedroht. Aber auch das Tanzen in Wirtshäusern, Karten- und Würfelspiel, das Zutrinken bei Tische waren verpönt, die Weihnachtsfeier verboten. Dem Gesetzbuch von Massachusetts war teils englisches, teils altjüdisches Recht zugrunde gelegt. In dem 1639 gegründeten New Haven nannte man die sieben Männer, welchen die ausübende Gewalt in die Hand gelegt war, die Pfeiler des Hauses der Weisheit. Und kein anderes Gesetzbuch sollte hier gelten als die Bibel.

Wir haben die Ideen und die Entwicklung des Puritanismus in Kürze zu schildern versucht. Er hat mit seiner Neigung, die religiösen Gesichtspunkte überall in den

Vordergrund zu drängen, im Zeitalter Cromwells seinen vollkommensten Sieg errungen. Aber in Cromwell selbst hat er dann auch gerade in dem anderen Sinne die edelste Verkörperung erfahren, als dieser bei aller puritanischen Denkweise die praktischen Bedürfnisse des Lebens nie aus den Augen verlor, um zuletzt, an die Spitze einer großen Nation gestellt, allen ihren mächtigen Interessen im Namen des Puritanismus mit soviel Schwung und Erfolg zu dienen, wie kaum ein gekrönter Herrscher es vor ihm getan hatte.

Daß Cromwell einmal eine andere, mehr an den irdischen Dingen hängende Lebensauffassung gehabt, daß er sündhaft gelebt, daß er zu irgend einer Zeit sich also zum Puritanismus erst bekehrt hätte, ist gewiß nicht richtig. Der Beweis für die Behauptung, daß er sich wenigstens „den Zerstreuungen einer vergnügungssüchtigen, tobenden und verschwenderischen Jugend" hingegeben habe, ist oft in einem Briefe erblickt worden, welchen er im Jahre 1638 an eine Kusine gerichtet hat. Aber wer, der die Sprache eines nach der göttlichen Gnade sich sehnenden Gemütes richtig versteht, kann noch an eine wirkliche Schuld glauben, wenn er die Worte liest: „Du weißt, wie ich gelebt habe. O, ich habe in der Finsternis gelebt und sie geliebt und das Licht gehaßt; ich war ein Haupt, das Haupt der Sünder. Wahrlich ich habe die Gottseligkeit gehaßt, aber Gott hat Gnade über mir walten lassen. O, die Fülle seiner Gnaden." Auch müßte diese so lebhaft empfundene Schuld einer weit zurückliegenden Zeit angehören, denn zehn Jahre, ehe er dieses schrieb, 1628, redete Cronwell schon als puritanisch gesinnter Mann im Unterhause. Und er sagt ja in demselben Briefe nun auch in ganz ähnlichem Sinne von der Gegenwart, daß Gott Quellen springen lasse in der Wildnis, daß er selbst in

Meſech und Kedar, d. i. in Säumen und in der Dunkelheit lebe, „aber der Herr verläßt mich nicht.“ Niemand hat noch um dieſer Worte willen von einem ſündhaften Leben Cromwells im Jahre 1638 geſprochen.

Warum ſoll alſo die Anklage ſeiner Vergangenheit buchſtäblicher zu nehmen ſein? Hat nicht ähnlich und in noch viel ſchrecklicheren Qualen der junge Martin Luther ſich um ſeine Sünde und den Zorn Gottes geängſtigt, bis der milde Staupitz ihm mit dem Scherzwort von den Puppenſünden die innere Ruhe wiedergab? —

In Cromwells Jugendzeit fällt die weite Ausbreitung, ja auch die Vertiefung des Puritanismus in England, ſeine Fortentwickelung zum Independentismus. Auch Cromwell iſt davon ergriffen worden. So charakteriſtiſche Züge finden ſich dafür tief eingeprägt in ſeinem Weſen, daß wir wohl darauf hinweiſen dürfen und ſagen: dieſe ſtammen aus der Gewohnheit des jugendlichen Alters.

Vor allem ſein Gebet. Es iſt nicht allgemein gültig, es iſt ein höchſt perſönliches Gebet. Das Vaterunſer iſt wohl auch ihm nur das allgemeine Beiſpiel. Sein eigenes Gebet formt er ſelbſt im Augenblick, da er es ſpricht. Er hat die Gewohnheit und die Gabe, mit allem, was ihn bedrückt, zu ſeinem Herrgott zu kommen, ſei es das allgemeine, immer wiederkehrende Flehen um Erlöſung und Vergebung der Sünden, oder das Suchen der göttlichen Hülfe in der Not des Augenblicks. So geht es ſein Leben hindurch bis zu dem ergreifenden Stammeln des Sterbenden, welcher auf das Volk Gottes, dem er ſelbſt als ſein niedriges Werkzeug Wohltaten habe erweiſen dürfen, den Segen des Höchſten herabfleht. Außer dieſem einen iſt uns keines von Cromwells Gebeten vollſtändig aufgezeichnet erhalten. Aber wir erkennen den mächtigen Beter noch in ſeinen Briefen, in ſeinen Reden, in den

Erzählungen anderer. Er betet für den Sieg in der Schlacht wie für das Seelenheil seiner Kinder. Er betet, bis er sich durchgerungen hat zu dem seligen Gefühl, erhört zu sein. So wie er selbst es tut, so empfiehlt er es auch den anderen, am meisten seinen Nächsten, sich zu Gott zu wenden. „Suche den Herrn und Sein Antlitz für und für: lasse dieses das Geschäft deines Lebens und deiner Stärke sein und lasse alle anderen Dinge diesem dienen," so ermahnt er einmal seinen älteren Sohn. „Wälze dich vor Gott — — Schreie auf zum Herrn," heißt es in einem Brief an den jüngeren. Und so kehrt es oft wieder in seinen Briefen. Einem jungen Freunde schreibt er von dem Troste, den er aus der Gewißheit der Erlösung schöpfe. „Und so finde ich reichlichen Grund, an jedem Tage den Herrn zu preisen und das Fleisch zu erniedrigen — und hierin besitze ich einige Übung." Aber der Glaube und die Heilsgewißheit müssen stets von neuem gewonnen werden. Die eigene Kraft reicht wohl nicht immer aus. Und wie er den anderen zuspricht, so bittet er denn auch für sich um ihr Gebet. Er fühlt 1650 das Alter herannahen und die Kräfte abnehmen. „Möchten doch," schreibt er der Gattin, „meine Sünden ebenso abnehmen! Bete du für mich aus diesem Grunde!"

In allen diesen Ergüssen ist doch mehr enthalten als nur die puritanische Phrase, welche der Zeit eigentümlich ist und der Cromwell selbst mit Mißtrauen begegnet. Es ist vielmehr echte Frömmigkeit. Sie findet den wärmsten Ausdruck jedesmal in den Briefen an die nächsten Verwandten, wo auch der Verdacht einer heuchlerischen Nebenabsicht am wenigsten Sinn haben würde. Und wir erkennen einen Geist, der sich von Jugend auf den Fragen des Göttlichen zugewendet, in ihnen das Maß der Dinge zu erblicken, alles andere ihnen unterzuordnen gelernt hat.

Auch Cromwells Vertrautheit mit dem religiösen und kirchlichen Standpunkt der Puritaner, zumal der Independenten, weist darauf hin, daß er von früh auf in diesen Ideenkreis sich eingelebt hatte. Insbesondere sollte man denken, daß seine erstaunliche Bibelkenntnis durch fleißiges, von Jugend auf fortgesetztes Lesen in der Heiligen Schrift erworben sein muß. Seine Vergleiche mit den Schilderungen des Alten Testaments — das den Puritanern so besonders teuer war und aus dem die Vorstellung von dem Volke Gottes so gern übernommen und auf das puritanische England angewendet wurde — diese Vergleiche sind immer treffend und dabei oft wenig bekannten Stellen entnommen. Wie schlagend ist das Beispiel von Eldad und Medad, den unberufenen, doch vom Geiste des Herrn erfüllten Propheten, welches Cromwell einmal den schottischen Geistlichen ins Gedächtnis ruft, als diese darüber Klage führen, daß die Soldaten selbst das Predigeramt übernehmen. Von den Bibelzitaten und Beispielen in Cromwells Reden ist noch hervorzuheben, daß sie mit ihren wörtlichen Anführungen und gelegentlichen Angaben von Kapitel und Vers gleichwohl frei aus dem Gedächtnis des Redenden gegeben werden. Denn man weiß, daß er niemals eine Rede vorbereitet hat.

Von Cromwells festem Glauben an das unmittelbare Eingreifen Gottes in die Menschenschicksale wird noch häufiger zu reden sein. Hier sei nur in dem Sinne darauf hingewiesen, als es durchaus puritanische Anschauung ist, wie er sie recht gut von seinem Lehrer Beard übernommen haben kann. Und in dieser Denkweise ist es auch begründet — um nur noch eines hervorzuheben —, wenn der Protektor es liebte, die glücklichen Erfolge der englischen Waffen durch öffentliche Dankfeste feiern zu lassen, aber auch Fast- und Bußtage einzurichten, wenn es galt, sich

auf die Lösung ernster Aufgaben vorzubereiten oder nach einem großen Unglück den Zorn des Höchsten zu versöhnen. In jedem Falle sollte die Nation auch an ihr persönliches Verhältnis zu Gott erinnert werden.

In allen diesen Dingen — wir fassen das Gesagte zusammen — bewegt sich Cromwell nun also vornehmlich in dem Gedankenkreise des Puritanismus. Frühzeitig hat derselbe in der scharfen Ausprägung des Indepedentismus seinen Einfluß auf ihn geübt und sein Wesen bestimmt. Denn einen andern Cromwell kennen wir nicht. Daß erst aus dem Saulus ein Paulus geworden sei, davon wissen wir nichts. Nicht wie Cromwell zum Puritaner ward, ist die große Frage seines Lebens, sondern wohin die puritanische Weltanschauung ihn im Parlamente, im Felde, im Staate geführt hat, dann aber auch, wie weit er ihr zu entrinnen vermochte und imstande war, nur seinem naiven englischen Empfinden und den Eingebungen seiner genialen Natur zu folgen.

Zweites Kapitel

Cromwells Leben vor der Revolution

Cromwell gehört unter den großen Emporkömmlingen in der Geschichte, ebenso wie Wallenstein, keineswegs zu jenen, deren Haupt schon in jungen Jahren vom Glanz des Ruhmes umstrahlt war. Er war ein Vierziger, als der Bürgerkrieg begann und ihn wie so viele andere des Waffenhandwerks Unkundige in die militärische Laufbahn hineinwarf. Auch im langen Parlament, dem er angehörte, hatte er bis dahin niemals geglänzt. Als die Namen von Pym und Hampden schon in aller Munde lebten, war Cromwell dem Volke noch ein unbekannter Mann.

Was bis zur Revolution über den äußeren Lebensgang unseres Helden mitgeteilt werden kann, ist bald gesagt. Im Alter von 17 Jahren trat er am 23. April 1616 — es war just der Todestag Shakespeares, mahnt uns Carlyle — in das Sidney Sussex College zu Cambridge ein, um von den Wissenschaften so viel in sich aufzunehmen, wie es sich für einen jungen Landedelmann ziemte. Wie er sich auf der Universität gehalten, wieviel er gelernt hat, ist uns nicht bekannt. Mag sein, daß er sich lieber mit Pferden und Sport befaßt hat als mit der Wissenschaft. Die royalistischen Schriftsteller der späteren Zeit behaupten, es zu wissen. Aber auf der anderen Seite sind sie im Irrtum, wenn sie sagen, daß Cromwell es in seinen Studien

niemals auch nur zu ordentlichen Kenntnissen im Latein gebracht habe. Er hat als Protektor mit fremden Diplomaten oft in lateinischer Sprache verhandelt, selbst in Fällen, wo eine Verständigung auch auf anderem Wege zu erreichen war. Nach der Schilderung einer Audienz, welche der brandenburgische Resident im Jahre 1655 bei ihm gehabt, wobei Cromwell zuerst in englischer Sprache, die der andere genügend verstand, die Unterhaltung führte, um plötzlich zur lateinischen überzugehen — nach dieser Schilderung muß er wohl das Lateinische, wenn er es doch im Verkehr mit dem Ausländer bequemer fand, recht gut beherrscht haben.

Sonst sind die praktischen Kenntnisse, in deren Besitz man Oliver später findet, sicherlich mehr im Leben als in der Schule erworben worden. Nachdem die Kriege zu Ende gegangen waren, in den ruhigeren Jahren des Protektorats, hat er eigentlich erst recht jene gewaltige Arbeitskraft entwickelt, welche ihn bald fähig machte, auf Grund eigener Kenntnisse in allen Fragen des öffentlichen Lebens selbständig zu entscheiden. Von den Wissenschaften ist ihm die Geschichte immer teuer gewesen; und die Beschäftigung mit dieser mag wohl auf die Universitätszeit zurückgehen. Denn damals war seit zwei Jahren Walter Raleghs vielbewunderte Weltgeschichte erschienen. Sie ist eines der Lieblingsbücher Cromwells gewesen. Er empfahl ihre Lektüre später seinem Sohne Richard, weil sie das Ganze enthalte und darum lehrreicher sei als die Bruchstücke einzelner Geschichten. Zeitlich war nun freilich Raleghs Erzählung mitten in der Epoche der römischen Republik stecken geblieben. Aber was Oliver hier im Auge hat, ist die Zusammenfassung aller Völkergeschichten zu einem Ganzen, wir würden sagen: die universalhistorische Betrachtungsweise. Bei Raleghs Werk zog ihn daneben wohl noch ein

anderer Umstand an, den er nicht nennt: die treue Nacherzählung der in den Büchern des Alten Testaments vorgetragenen Begebenheiten; es muß ihn mit Genugtuung erfüllt haben, die biblische Überlieferung mit allen ihren Einzelheiten, als Geschichte erzählt, in dem Buche wiederzufinden.

Cromwell hat in den großen Staatsreden der späteren Jahre ein paarmal die politische Situation in Europa historisch beleuchtet. Er beruft sich für die Richtigkeit seiner Auffassung geradezu auf die Beobachtungen von Leuten, welche die Geschichte lesen. Historische Betrachtungsweise und praktische Politik hängen für ihn aufs engste zusammen. Die leitenden Gedanken sind klar entwickelt, man sieht deutlich, wie die Geschichte der letzten hundert Jahre sich in seinem Kopfe spiegelt, und sichtlich haben auch die Eindrücke von dem großen Glaubenskriege in Deutschland, den er als ferner Beobachter in seinen Jünglings- und Mannesjahren erlebt hat, auf seine Ideen stark gewirkt. Es wird noch davon zu reden sein, wie weit der Vorwurf berechtigt ist, Cromwell habe alte Gegensätze noch als wirksam betrachtet, während die Welt um ihn sich veränderte und schon um neue Fragen stritt. Für ihn ist in der Tat die Verteidigung des Protestantismus immer noch wie seit 100 Jahren die wichtigste Aufgabe für die auswärtige Politik. Der große Feind ist „der Spanier", wie in der Zeit Philipps II. Frankreich, die deutschen Protestanten, alle stimmen überein, daß der „Spanier" nach der Herrschaft über die ganze christliche Welt strebt. Cromwell fühlt sich, wenn er sich dem entgegenstellt, als der Erbe der Politik Elisabeths. Seine wichtigste Aufgabe ist dann, die Zusammenfassung aller protestantischen Mächte gegen den Katholizismus zu erreichen. Schweden, der Staat Gustav Adolfs, ist

ihm dabei besonders teuer. Und er ist enttäuscht, wenn unter den protestantischen Mächten selbst Gegensätze entstehen, welche ihm das Konzept verwirren. Auch will er doch für sein England durchaus die Führerrolle behaupten. Holland insbesondere soll sich unterordnen. Und wieder beruft er sich hier auf Elisabeth, auf die Wohltaten, die sie den niederländischen Freiheitskämpfern erwiesen habe. Alles in allem eine eigentümliche Mischung von historischen, religiösen und praktischen Gesichtspunkten.

Hier sollte zunächst einmal, ohne unserer Erzählung vorzugreifen, auf die von geschichtlichen Vorstellungen ausgehende Betrachtungsweise Cromwells hingewiesen werden. Daß darum auch das praktische nationale Interesse bei ihm nicht zu kurz kam, wird die spätere Darstellung zu lehren haben.

Auf der Universität ist Oliver nur ein Jahr geblieben. Durch den nun folgenden Tod seines Vaters mag er von dort abgerufen worden sein, obwohl er sich auch jetzt noch nicht dauernd dem praktischen Leben zuwandte, sondern ein Lernender blieb. Wir finden ihn in London wieder, wo er einige Jahre lang in einem der Rechtskollegien, wahrscheinlich in Lincolns Inn, die Gesetze und die Rechtspraxis des Landes studierte. In jungen Jahren, 1620, hat er geheiratet. Die Erwählte hieß Elisabeth Bourchier, war die Tochter eines wohlhabenden City-Kaufmanns, ein Jahr älter als ihr Gemahl, vielleicht eine Schönheit, denn das erhaltene Bild der Vierzigerin zeigt noch eine recht stattliche Erscheinung. Elisabeth Cromwell ist ihrem Gatten in stillen Jahren wie durch seine ganze bewegte Laufbahn hindurch die treue Lebensgefährtin gewesen. Freilich auch nicht mehr als das: denn kein Anzeichen läßt darauf schließen, daß sie jemals in die Geisteswelt ihres gewaltigen Eheherrn einzudringen oder ihm mit ihrem Rate

in Staatssachen nahe zu kommen, auch nur versucht hätte. Gewiß lag hierin der beste Teil ihrer Klugheit. Denn unbedeutend kann die Frau wohl nicht gewesen sein, welche fast vier Jahrzehnte hindurch die Liebe und Verehrung eines Cromwell besaß. Ein paar zufällig erhaltene Briefe, die sie in der Zeit des schottischen Feldzuges miteinander gewechselt haben, sind freilich fast die einzigen treuen Zeugnisse aus dieser Ehe. Doch sie zeigen uns, wie zart und innig die Beziehungen der beiden Gatten nach dreißigjähriger Verbindung waren. Sie machen einander liebevolle Vorwürfe über die Seltenheit ihrer Briefe und verteidigen sich wechselseitig: Elisabeth meint, es müßten wohl einige ihrer Briefe verloren gegangen sein. Oliver schreibt, sie sei ihm teurer als irgend ein Geschöpf auf Erden. Er hat ihr nicht viel zu erzählen, aber er will dieses Mal die Post nicht fortlassen, ohne seiner Teuren zu schreiben, ihr, die so tief in seinem Herzen wohnt. Er sehnt sich nach ihr in der Entfernung. Elisabeth hofft zu Gott, der sie so oft getrennt und wieder zusammengeführt hat, er werde sie auch dieses Mal wieder vereinigen. Denn ihr Leben ist nur ein halbes Leben, wenn er nicht bei ihr ist. Doch in die puritanisch fromme Denkweise des Gatten völlig eingelebt, setzt sie sogleich hinzu, daß freilich der Herr es ausfülle, worin sie seine Gnade dankbar erkennt. Oliver aber ist glücklich, zu hören, daß ihre Seele gedeihe. Wenn der Herr sein Antlitz über ihr leuchten lasse, so ist es besser als das Leben.

Immer noch, und auf Jahre hinaus, bewahren die Nachrichten über Cromwells Leben die Form von dürftigen Notizen. Das heimatliche Huntingdon, wo Oliver

die Bewirtschaftung des väterlichen Erbes übernahm, wurde die erste Wohnstatt der jungen Ehegatten. Hier lebten sie, als der König Karl I. sein drittes Parlament berief, welchem dann elf Jahre lang kein weiteres folgen sollte. Oliver Cromwell ward als Vertreter für die Stadt Huntingdon in das Unterhaus gesandt. Sein Oheim Sir Oliver hatte viele Jahre hindurch, in acht Parlamenten, die Grafschaft Huntingdon vertreten. Leichtlebig und verschwenderisch wie er war, hatte er den reichen, aus den Verleihungen Heinrichs VIII. an den Großvater Richard Cromwell stammenden Familienbesitz Stück für Stück weggeben müssen, bis er zuletzt, noch vor kurzem, seinen Landsitz, das prächtige Hinchinbrook, an einen Montague verkauft hatte. Während er also zum ersten Male dem Parlamente fernbleiben mußte, hielt der Neffe seinen Einzug in Westminster. Er kam zwar nicht für die Grafschaft, wie sein Oheim, sondern für die Stadt Huntingdon. Aber man hielt sich doch offenbar gern an die alteingesessene Familie der Cromwells, deren einer soeben als Vertreter der Grafschaft ausgeschieden war. Natürlich darf man die Wahl des jüngeren Oliver auch ohne weiteres als einen Beweis dafür gelten lassen, daß die Ortsangehörigen zu seinem Charakter und seiner persönlichen Tüchtigkeit alles Vertrauen hatten.

An den denkwürdigen Handlungen des Parlaments von 1628—29 hat unter der Menge der Abgeordneten Cromwell kaum einen der Nachwelt noch bemerkbaren Anteil gehabt. Man weiß überhaupt nur von einer einzigen Gelegenheit, bei welcher er persönlich hervorgetreten ist. Zur Geschichte dieser Versammlung gehören neben den verfassungsrechtlichen, von denen wir noch reden müssen, auch die religiösen Kontroversen. Die Opposition der Commons richtete sich keineswegs in extrem puritanischem Sinne

gegen die bischöfliche Kirche an sich, sondern nur gegen die milde Behandlung der Katholiken, gegen solche Bräuche im Gottesdienste, welche ihn dem katholischen ähnlich zu machen geeignet schienen, kurz gegen alles, was als Papisterei verrufen war; andererseits aber auch gegen den aus den Niederlanden nach England gedrungenen Arminianismus, welcher an die Stelle der harten Prädestinationslehre des Calvinismus eine mildere Auffassung jenes Dogmas stellte. Von den strengeren Protestanten wurde nun auch diese Richtung als Annäherung an den Katholizismus denunziert und mit ihm zusammen bekämpft. In diesen dem Könige und den Bischöfen so ärgerlichen Verhandlungen hat denn auch Cromwell einmal zum Wort gegriffen. Als in einer Kommission zur Behandlung der religiösen Fragen das Verhalten des Bischofs von Winchester einer Kritik unterzogen wurde, da wußte Cromwell eine Geschichte vorzutragen, wie vor Jahren dieser Bischof den Dr. Beard, Olivers alten Lehrer, hatte verhindern wollen, in öffentlicher Predigt gegen einen Dr. Alablaster aufzutreten, welcher „platte Papisterei" gepredigt habe. Die Versammlung beschäftigte sich mit der Sache. Doch entschieden wurde nichts; denn diesen wie anderen Erörterungen machte der König mit der Auflösung des Parlaments ein Ende.

Zu Gunsten der freien puritanischen Predigt hat hier Cromwell gesprochen. Wie er erzogen und gelehrt war und wie er sein Leben hindurch gesinnt blieb, so ist auch der Geist der ersten Rede im Parlament, die wir von ihm kennen.

Abermals verschwindet Cromwell auf lange aus der großen Öffentlichkeit, in die er kaum eingetreten war. Es folgen Jahre stillen Wirkens in der Familie und in der heimatlichen Landschaft. Eine reiche Schar von Söhnen

und Töchtern sind ihm geboren und wachsen heran. Neben dem häuslichen Glücke, das ihm erblüht, fehlt es auch an schmerzlichen Ereignissen nicht. Außer einem Knäblein, welches bald nach der Geburt stirbt, verliert Cromwell 1639 seinen ältesten Sohn Robert, einen hoffnungsvollen Jüngling im Alter von 18 Jahren. Es war der erste schwere Verlust, den er erfahren hat; anfangs glaubte er, er könne ihn nicht überleben. Nur einmal noch hat der Tod eines Menschen so tief in seine Seele gegriffen: als wenige Wochen vor seinem eigenen Ableben die Lieblingstochter Elisabeth Claypole der heimtückischen Krankheit erlag. Damals, nach 19 Jahren, ist ihm der Schmerz, den er beim Tode seines Erstgeborenen empfunden, wieder lebendig geworden. Er hat sich des Trostes erinnert, den er aus einer Stelle des Philipperbriefes in jener Lage geschöpft hatte, er hat wieder zu demselben Bibelworte gegriffen und sich abermals daran aufgerichtet.

Äußerlich wird Cromwells Leben während dieser elf Jahre der politischen Stille in regelmäßiger Arbeit für sein Haus verflossen sein. Denn der immer gleiche Trieb zur Arbeit, der ihn sein Leben lang beseelte und ihn in nie ruhender Beschäftigung mehr leisten ließ als es sonst der Kraft eines einzelnen möglich schien, dieser Trieb zur Arbeit ist selbst ein Stück seiner puritanischen Frömmigkeit. Gottes Hülfe, denkt er, bleibt da, wo man darum fleht, nicht aus, aber sie ist auch selbst wieder die stärkste Mahnung zu eigener Pflichterfüllung. „Die Segnungen des Herrn stellen sich zur rechten Zeit ein," schrieb Cromwell 1643, und an ein Bibelwort sich anlehnend: „sie geben Mut, als wollte Gott sagen: ‚So mache dich auf und richte es aus, und ich will bei dir sein und dir helfen.' Zu fürchten ist nur unsere eigene Sünde und Trägheit." Cromwells Gottvertrauen ist nicht von der Art, welche die

Hände in den Schoß legt und der höheren Macht die ganze Mühe zuschiebt. Die Trägheit steht für ihn gleich neben der Sünde.

Ein paar aus diesen Jahren bekannte Tatsachen sind geeignet, auch Cromwells Gemeinsinn in helles Licht zu setzen. Er betätigt ihn ohne jede Menschenfurcht, er scheut auch nicht den Konflikt mit den örtlichen Autoritäten. Es gehörte zu der den volkstümlichen Freiheiten feindlichen Politik Karls I., wenn in Huntingdon wie anderwärts, entgegen dem Grundsatze der Selbstverwaltung, die Ortsregierung unter Mayor und Alderman gestellt und neu geordnet wurde. Wenn nun Cromwell, wie wir hören, sich der dagegen entstehenden Opposition anschloß, so geschah es nur deshalb, weil die Rechte der einzelnen an dem Gemeindeland den neuen Behörden ausgeliefert worden waren. Mit Leidenschaft vertritt er das Recht der benachteiligten ärmeren Klasse und läßt sich selbst zu Beleidigungen des neuen Mayors und eines andern städtischen Beamten hinreißen. Die bringen ihre Beschwerde beim königlichen Rate in London an, Cromwell wird unter Bewachung dorthin geführt. Die Sache wird schließlich an den Grafen Manchester, den neuen Gutsherrn von Hinchinbrook, zur Entscheidung auf gütlichem Wege übergeben. Der Beleidiger nimmt vor dieser Instanz seine in der Hitze gesprochenen Worte zurück und erlebt dafür die Genugtuung, daß die neue Verwaltungsordnung so abgeändert wurde, daß die Rechte der Armen gesichert waren. Aber die nun folgende Versöhnung der Parteien war nur äußerlich. Cromwell hat die von seinen Ortsbehörden ihm, der selber ein Friedensrichter in Huntingdon war, angetane Schmach der Freiheitsberaubung nicht verwunden. Er hat seine feste Habe zu Gelde gemacht — 1800 £ war der ganze Erlös des eiligen Verkaufs — und sich in dem

benachbarten St. Ives, etwas weiter hinunter an der Ouse, doch noch in der Grafschaft Huntingdon, von neuem angesiedelt. Fünf Jahre später, 1636, sehen wir ihn abermals den Wohnort wechseln. Wieder zog er eine Strecke weiter den Fluß abwärts nach Ely. Da war sein mütterlicher Oheim Sir Thomas Steward gestorben. Oliver beerbte ihn und wurde sein Nachfolger in der Verwaltung der Kirchenzehnten in Ely. Auch hier soll er sich in einem Falle — bei der Entwässerung der sumpfigen Gelände in der Nachbarschaft — der Rechte des Volkes gegen gewinnsüchtige Unternehmer angenommen haben. Und endlich hört man noch, wie er später, als schon das lange Parlament in Westminster saß, im Unterhause für das Recht der Leute von St. Ives gegen den Grafen Manchester eintrat, wieder wie in jenem ersten Fall leidenschaftlich und mit kränkenden Worten. Dem Volke aber galt er nun — und mit Recht — als ein Freund der Armen, und seine Beliebtheit in den östlichen Grafschaften mag wohl auf diese zufällig überlieferten Vorfälle und ähnliche, die niemand aufgezeichnet hat, zurückzuführen sein.

So haben wir uns Cromwell in diesen Jahren zu denken als einen redlichen und fleißigen Landwirt, einen hochherzigen, lebhaften Anwalt der Unterdrückten, dabei die Seele erfüllt von der Größe der göttlichen Gnade. Und es genügt ihm nicht, für sich in der Stille Gott zu verehren, er hält es auch für seine Pflicht, einzutreten für die Ideen der Puritaner. Wir brauchen nicht zu fragen, auf welcher Seite er wohl mit seinen Wünschen stand in den mancherlei Streitigkeiten, in die Erzbischof Laud seit 1633 mit den puritanisch Gesinnten geraten ist, wie etwa in der Kontroverse über die Sabbatheiligung. Auch die puritanische Predigt, die sogenannten Lectures, wollte Laud nicht dulden. Daß es ihm nicht gelang, sie

völlig zu unterdrücken, zeigt uns ein Brief Cromwells, einer der früheſten von allen, die von ſeiner Hand erhalten ſind. Er ſtammt aus dem Jahre 1636 und zielt in einem beſonderen Falle auf die freie Predigt, auf jene nämlich, von der die Staatskirche nichts weiß und die ſie von ihren Gotteshäuſern ausſchließt, jene, die in Wohnräumen oder in Gottes freier Natur ſtattfindet, gehalten, nicht von Pfarrern, die der Biſchof eingeſetzt hat, ſondern von frommen Männern, denen andere die Mittel darreichen, um ſich dieſer Aufgabe widmen zu können, jene freie Predigt, welcher Cromwell ſein Leben lang ein Freund und tätiger Förderer geweſen iſt, welcher er ſchon im Parlamente von 1629 das Wort geredet hatte und für die er nun wieder — gewiß nicht erſt zum zweiten Male — eintrat. So hören wir denn von einem Dr. Wells, der wohl in der Nachbarſchaft von St. Ives, denn von dort iſt der Brief datiert, zu predigen pflegte. Einer von den Stiftern der Lecture hat ſeine regelmäßige Unterſtützung zurückgezogen, die Fortſetzung der Predigt iſt dadurch gefährdet, Cromwell mahnt jenen an die moraliſche Pflicht, „dem guten Manne ſeine Bezahlung zu geben.“ Taktvoll betont er am meiſten das Verdienſt der Stiftung. „Krankenhäuſer gründen, heißt für den Körper ſorgen; Kirchenbau gilt als ein Werk der Frömmigkeit. Doch wer für geiſtliche Nahrung ſorgt, einen geiſtlichen Tempel errichtet, der beſitzt die wahre Nächſtenliebe und iſt ein wahrhaft frommer Mann.“

Drittes Kapitel

Das Regierungssystem der beiden ersten Stuarts

Wir haben Cromwells Leben bis zu dem Zeitpunkte verfolgt, wo es dem Dienste der großen Öffentlichkeit geweiht wird. Die ernste Größe seines Wesens sollte erst zur Entfaltung kommen in einer Zeit, wo das Ringen um die höchsten Güter das ganze Sinnen der Nation ausfüllte. In ihm selbst sind nun die herrschenden Tendenzen seiner Epoche zu Fleisch und Blut geworden, die tiefe und freie Religiösität, der starke Sinn für die Volksrechte, der kriegerische Geist, das mächtige nationale Empfinden.

Aber eben deshalb werden wir die Stellung, die Cromwell selbst nachher einnimmt, nur dann verstehen können, wenn wir vorher versucht haben, etwas weiter ausholend, das Erwachen dieser Kräfte zu schildern und ihren Gegensatz zu den herrschenden Gewalten in Staat und Kirche. —

Königin Elisabeth war 1603 gestorben. Mit der volkstümlichen Herrschaft der Tudor-Dynastie, welche trotz aller Gegensätze doch in den Momenten großer Entscheidung immer Eines Willens mit der Nation gewesen war und sie wirklich geleitet hatte, war es nun zu Ende. Der Thron kam an das schottische Herrscherhaus; der Sohn Maria Stuarts ward König Jakob I. von England. Großbritannien war — wenigstens in der Gestalt einer Personalunion — zur Tatsache geworden.

Die Revolution begann erst unter seinem Nachfolger, aber in Jakobs Regierung waren alle Keime derselben schon vorhanden. Er selbst eine Persönlichkeit, die recht dazu gemacht war, Erwartungen zu täuschen und es mit jedermann zu verderben: vielwissend, doch urteilslos; ehrgeizig, doch ohne Energie im Handeln; stolz und rechthaberisch, ohne durch eigene Leistungen und Erfolge das Vertrauen der Untertanen zu erwerben, ein König ohne Würde und ohne Verdienst, wie Kaiser Claudius „ein gelehrter Verkehrter".

Gleich im Anfang seiner Regierung war die Auseinandersetzung mit dem Puritanismus erfolgt. Auf der Konferenz zu Hamptoncourt schienen zwar die Wünsche der puritanisch gesinnten niederen Geistlichkeit einem gewissen Verständnisse auf der Seite des Fürsten zu begegnen. Gleichwohl versagte er sich ihren Forderungen vollkommen. Wer gehofft hatte, daß dieser König die ihm gewohnte schottische Presbyterial-Verfassung in England einführen werde, hatte sich schwer getäuscht. Er fuhr heftig empor, als das Wort Presbyter in seiner Gegenwart fiel. „Ihr wollt ein schottisches Presbyterium," rief er den Puritanern zu. „Aber das verträgt sich mit der Monarchie so gut wie Gott mit dem Teufel." Die Bistümer, so war seine Meinung, sollten die Säulen alles englischen Kirchentums bleiben und damit auch die besten Stützen für die Monarchie. Kein Bischof — kein König, pflegte Jakob I. zu sagen. Und geringschätzig genug sprach er zum Parlamente von den Puritanern, „welche nicht so sehr in Fragen der Religion von uns abweichen, als in ihren konfusen Ideen über Verfassung und Gleichheit; Leute, welche mit der bestehenden Regierung immer unzufrieden sind und ungern eine Gewalt über sich dulden. Darum können ihre Sekten in keinem wohlregierten Staate

geduldet werden." Der Theorie entsprach die Praxis. Massenhaft wurden die Pfarrer entlassen, welche sich dem Zwange der Staatskirche nicht in allem fügen oder auch nur keine Chorhemden tragen wollten.

Sehr wichtig ist auch die Katholikenpolitik Jakobs I. Gewisse Verhandlungen mit dem römischen Stuhle, die er noch in Schottland geführt hatte, weckten Hoffnungen bei den Katholiken, aber sie riefen nun auch bei den englischen Protestanten die Sorge wach, daß unter diesem Könige der protestantische Charakter der Regierung in Gefahr sei und daß er vielleicht eines Tages versuchen werde, England katholisch zu machen. So bildete sich jener merkwürdige Verdacht aus, der sich von einem Stuartkönige auf den andern fortgepflanzt und wenigstens in der dritten Generation seine Bestätigung gefunden hat. Denn der Enkel Jakobs I. ist als Katholik aus England vertrieben worden.

Der erste Stuart freilich war in diesem Punkte so wenig konsequent wie in irgend einem andern. In seiner ersten langen Rede an das Parlament hatte er zwar seine eigene Zugehörigkeit zur anglikanischen Kirche betont, aber zugleich die römische als die Mutterkirche derselben ausdrücklich anerkannt. Und er sei so ferne davon wie Rehabeam ihr Joch schwerer zu machen, daß er es vielmehr erleichtert habe, so viel er konnte. Und doch hatte er dieser Rede zum Trotz erst vor wenigen Wochen in einer Proklamation die Verbannung der katholischen Priester befohlen. Dieselbe wurde zwar nicht sofort ausgeführt, aber der Erlaß hat doch, wohl zusammen mit anderen Unterdrückungsmaßregeln, bei den Katholiken jene Stimmung von Haß und Wut erzeugt, aus welcher der verruchte Plan der Pulververschwörung, als deren Opfer das königliche Haus, die Minister und das Parlament gedacht waren, hervorgegangen ist.

Er ward verraten und vereitelt. Ein Märtyrer des Proteſtantismus iſt Jakob I. alſo nicht geworden, wenn man anders den einen Märtyrer nennen ſoll, der dem Zorn getäuſchter Menſchen zum Opfer gefallen wäre. Aber ſo waren die Folgen der Halbheit und Inkonſequenz im Weſen dieſes Königs. Er möchte überall verſöhnen und Frieden halten und hat ſchließlich das Vertrauen aller eingebüßt. Am ſtärkſten machte es ſich in der auswärtigen Politik bemerkbar. Europa ſtand im Zeitalter der Religionskriege. In Frankreich waren ſie zum Stillſtand gekommen, in Deutſchland bereiteten ſie ſich vor. Bewaffnete Bündniſſe der Religionsgenoſſen wurden gebildet. Die ſpaniſch-habsburgiſche Machtgruppe, die Erben Karls V. und Philipps II., ſtanden auf katholiſcher Seite in der vorderſten Reihe. Hätte nun im proteſtantiſchen Europa nicht wieder England die führende Macht ſein müſſen, welche es unter Eliſabeth geweſen? Jakob I. ſchien ſich wirklich auch darin als der Nachfolger der Tudor-Königin zu fühlen, als er 1613 ſeine Tochter mit dem jungen Kurfürſten Friedrich von der Pfalz vermählte. Denn dieſer war das Haupt der proteſtantiſchen Union. Und wie die herrſchende Auffaſſung von Familienverbindungen fürſtlicher Häuſer damals noch war, ſo galt es als natürlich, daß durch dieſe Ehe nun auch der engliſche Staat eng an die Intereſſen des deutſchen Proteſtantismus gekettet werde. Der Pfälzer hätte es auch ſo gemeint. Als ihm die Königskrone von Böhmen angetragen wurde und er wohl wußte, daß ſie im Kampfe gegen den Habsburger behauptet werden müßte, hat er ſich auf die Hilfe ſeines Schwiegervaters verlaſſen und das Anerbieten angenommen. Jakob I. aber hatte ſich nicht gebunden und England blieb dem Streite fern. Friedrich und mit ihm die proteſtantiſche Welt waren ſchwer enttäuſcht. Der eng-

lische König sucht zwar durch Unterhandlungen und schließlich auch durch einige englische Regimenter dem Schwiegersohne nur sein Stammland zu retten. Aber nicht einmal das gelingt ihm, denn man glaubt nicht an den Ernst der Sache bei einem Könige, der auch zugleich mit Spanien, dem alten Feinde Englands, verhandelt. Auch hier spielt wieder ein Heiratsplan eine Rolle. Wie vor 100 Jahren der erste Tudor es getan, so will nun auch der erste Stuart seinen ältesten Sohn mit einer spanischen Infantin verbinden. Der künftige Bräutigam stirbt in jungen Jahren und wieder soll, wie in der Zeit Heinrichs VII., der zweite Sohn in die Stelle seines Bruders einrücken. Nur bleibt dieses Mal Projekt, was damals zur Tatsache geworden war. Prinz Karl unternimmt zwar die lange Reise und erscheint am Madrider Hofe; er darf, soweit die spanische Etikette es gestattet, der Infantin nahen, aber dem Abschlusse des Heiratspaktes stellen sich unüberwindliche Hindernisse entgegen, die Werbung scheitert. Ohne die Braut kehrt der Prinz nach England zurück.

Dahin hatte die Politik Jakobs I. es gebracht. Spanien war nicht gewonnen, aber das Vertrauen der protestantischen Welt verloren. Und Englands Größe schien vor den Augen der Lebenden zu versinken. Nur darum ist der Dreißigjährige Krieg in seinen ersten Abschnitten so unglücklich für die Protestanten abgelaufen, weil die Hauptmacht, mit der sie hatten rechnen dürfen, einfach ausfiel.

Aber das Volksempfinden in England hatte mit dieser Politik nichts gemein. Das Parlament fordert den Krieg, es hält mit seinen Bewilligungen nur zurück, weil es zuvor versichert sein will, daß sie auch wirklich und allein dem Kampfe für die große protestantische Sache zugute kommen werden. Der Wechsel der Zeiten ward deutlich empfunden. Elisabeth war, als die spanische Gefahr heranzog,

hinausgeeilt in das Lager ihrer Truppen zu Tilbury, selbst angetan mit kriegerischem Schmuck; sie hatte die Soldaten mit ihrer Rede begeistert und die Herzen des ganzen Volkes schlugen der Königin entgegen. Und wie war es nun! „In den Tagen des ersten Stuarts," sagt Dahlmann, „fragte man sich häufig, wie es denn nur gekommen, daß Großbritannien kleiner als Britannien sei." —

So füllte der Streit um kirchliche Fragen und auswärtige Politik die Regierung Jakobs I. aus. Und da nun einmal die Parlamente mit dem Könige haderten, so stritt man bald auch über die Grenzen der gegenseitigen Befugnisse. Mit dem Anspruch seines göttlichen Rechts trat Jakob der Nation gegenüber, und er verfocht es mit jenem Egoismus, den die schottischen Könige, seine Ahnherren, sonst im Kampfe gegen ihren widerspenstigen Adel bewährt hatten. Er verbat sich die Einmischung der Commons in seine persönlichen Angelegenheiten, und eine solche sei auch die Vermählung des Prinzen von Wales. Sie sollten sich überhaupt nicht über Dinge äußern, um die sie nicht gefragt worden seien. Die absolute Prärogative der Krone sollte über aller Erörterung stehen. Das Parlament aber griff seinerseits auf die Stellung zurück, die es unter den Lancasters gehabt hatte. Die Commons fordern volle Redefreiheit, sie knüpfen ihre Bewilligungen an Bedingungen. Schon nimmt der Streit gefährliche Formen an. Der König scheut sich nicht, gelegentlich die kühnsten Redner verhaften zu lassen, und um der unbequemen Einmischung solange wie möglich zu entgehen, läßt er lange Zeiträume — bis zu sechs Jahren — zwischen der Auflösung und Neuberufung des Parlaments verstreichen. Aber natürlich kam zuletzt doch einmal der Zeitpunkt, wo mit den regelmäßigen Einkünften der Krone die Ausgaben des Staats nicht mehr zu decken waren, zumal bei einem

Könige wie Jakob I., der das Geld mit vollen Händen auszustreuen pflegte. Und wie die Verfassung des Landes einmal war, blieb dann nichts übrig, als wieder das Parlament zu berufen, damit es Steuern bewillige. Und dann fing der alte Hader wieder von neuem an.

Jakob I. starb 1625. Der Prinz von Wales, nun König Karl I., hatte vor Jahresfrist einmal die Liebe oder wenigstens den Beifall der ganzen Nation auf sich gelenkt, als er unvermählt aus Spanien heimgekehrt war. Seine Ankunft wurde, wie Clarendon bezeugt, die Ursache des lautesten und allgemeinsten Jubels über das ganze Königreich hin, den die Nation je erlebt hatte. Und Buckinghams langer Bericht über seine Reise mit dem Prinzen hatte die Mitglieder beider Häuser des Parlaments in vollem Maße befriedigt.

Aber die Freude der Engländer galt doch nur der Befreiung von ihren spanischen Sorgen, nicht der Persönlichkeit Karls. Der neue König war eigentlich nicht mehr als sein Vater nach dem Herzen des Volkes. In mancher Beziehung unterschied er sich ja gewiß vorteilhaft von Jakob I. Wer an dessen würdelose Haltung dachte, dem mußte die vornehme Erscheinung Karls I. angenehm auffallen. Ein ritterlicher Fürst, körperlich und geistig wohlerzogen, sittlich rein, ein liebevoller Gatte und Vater, ein treuer Freund — so war Karl I. Ja noch mehr, er wollte ein guter Regent sein, er hat ein Herz für seine Untertanen, er besitzt Gerechtigkeitsgefühl, Mitleid und Gottesfurcht. Und doch, nicht allein das Schicksal, das ihn in schweren Zeiten auf einen Thron rief, war an seinem Unglück schuld. Auch in seinem Charakter war es begründet, daß er und sein Volk einander nicht verstehen konnten. Nicht minder erfüllt von der Hoheit seines Gottesgnadentums, als sein Vater es gewesen, geht ihm darüber

das Gefühl der Pflicht gegen die Untertanen verloren. Seine Begriffe von Aufrichtigkeit und Treue, von Anstand und Rechtschaffenheit finden daran ihre Schranke. Was ihm im Augenblick recht und notwendig erscheint, das gilt ihm als erlaubt, denn er ist der König. Er darf Versprechungen auch unerfüllt lassen, wenn es ihm gut dünkt, er darf selbst einen Freund, der auf ihn baut, im Stiche lassen, denn er ist der König.

Nicht genial genug, um den anderen auf den Grund ihrer Seele zu schauen, oder das Gute, das er von ihnen lernen könnte, zu erkennen, blickt er auf sie herab, ohne sie recht zu verstehen. Mißtrauisch steht er fremden Personen und Ideen gegenüber. Wo sie mit ihm nicht übereinstimmen, sind sie im Unrecht und wahrscheinlich auch von üblen Absichten erfüllt.

Ein König, der in das England des 17. Jahrhunderts nicht paßte, in dem schon so viel von Privilegien und parlamentarischen Rechten die Rede war. Karl I. betont seine Prärogative, betont sein königliches Recht. Wohl hatte auch unter den Tudors der Wille des Monarchen den Staat regiert, aber nur, weil sie immer die Volksmeinung zu treffen verstanden, nicht, weil es so sein mußte. Man darf, um den Unterschied deutlich zu machen, wohl auf das Beispiel Frankreichs und des Festlandes überhaupt verweisen. Dort hatten die Könige des 16. Jahrhunderts schon absolut regiert, aber es war, wie Koser sich ausdrückt, erst ein praktischer Absolutismus. Richelieu und Ludwig XIV. haben sodann den Willen des Königs zum Gesetze erhoben, sie haben den Übergang vom praktischen zum grundsätzlichen Absolutismus vollführt. Über Einzelrechten und Privilegien, über Klerus und Adel und Parlamenten steigt im französischen Staate die Allgewalt der absoluten Monarchie sieghaft und selbstbewußt empor.

Etwas Ähnliches haben die Stuarts unternehmen wollen. Doch haben sie nur das Volk bis zum offenen Widerstande getrieben. Das Scheitern ihres Versuches bildet den vornehmsten Inhalt der englischen Revolution.

Die eigene Geistesrichtung des Menschen und die Umstände, in welche das Leben ihn führt, bestimmen sein Schicksal. Karl I., mit seiner Menschenverachtung, mit seiner stolzen Auffassung der königlichen Stellung, findet sich einer Bevölkerung gegenüber, welche sich stärkt in dem Willen zum Widerstande gegen das, was ihr als Überhebung der Monarchie erscheint, als Eingriff in alte Grundrechte der englischen Nation.

Bald genug wird es klar, daß Karl mit seinen Parlamenten nicht besser auszukommen versteht als sein Vater. Er kann ihre finanzielle Unterstützung nicht entbehren, denn er wirft sich mit Ehrgeiz auf die auswärtige Politik. Die Sache der Protestanten interessiert ihn, gegen Spanien, gegen Frankreich führt er Krieg. Mit Geld und Truppen, zu Wasser und zu Lande bekämpft er seine Feinde, doch überall mit ungenügenden Mitteln, und immer scheitern seine Expeditionen. Die Volksvertretung unter einem bedeutenden und entschlossenen Führer hält die nötigen Bewilligungen zurück oder knüpft sie an Bedingungen, die für den König unerfüllbar sind. Sie sucht seinen leitenden Minister — es war Buckingham — zu verdrängen, indem sie ihn verdächtigt, sie erhebt Anklage gegen ihn. Karl will in der Wahl seiner Berater von niemandem abhängig sein. Über seine beiden ersten Parlamente hat er erbittert die Auflösung verhängt.

Als er 1628 sein drittes Parlament berief — er war durch die Bedürfnisse seiner europäischen Politik dazu gezwungen worden — da verständigten sich zwar die Führer des Unterhauses im voraus darüber, daß der Angriff gegen den verhaßten Buckingham nicht zu wiederholen sei, denn im Grunde habe man es ja mit dem Könige zu tun und nicht mit seinem Minister. Aber auch darin stimmten sie überein, daß es verletzte Rechte zu wahren gebe und daß der Staat selbst in Gefahr sei. Das Auftreten des Königs dem Parlamente gegenüber war wenig geeignet, Befürchtungen zu zerstreuen. „Jedermann," erklärte er den Lords und den Gemeinen bei der Eröffnung, „müsse jetzt nach seinem Gewissen handeln, und falls sie darum nicht ihrer Pflicht gemäß leisteten, was die Bedürfnisse des Staates heischten, so müsse er nach seinem eigenen Gewissen von jenen anderen Mitteln Gebrauch machen, die Gott in seine Hand gelegt habe." Wenn er scheinbar begütigend fortfuhr, „man möge seine Worte nicht als eine Drohung (wie sie es unzweifelhaft waren) auffassen, sondern als eine Ermahnung," so war der freundliche Eindruck bald wieder ausgelöscht durch die hochmütige Parenthese: „denn drohen würde ich nur meinesgleichen."

Das große Ereignis in der Geschichte dieses Parlaments bildet die Zustimmung Karls I. zur Petition of right. Vergleicht man sie mit den späteren, seit 1640 vom langen Parlament gefaßten Beschlüssen, so erscheint ihr Inhalt fast geringfügig. Es wurde darin eigentlich nur festgestellt, daß die Praxis der Regierung in einigen Punkten über die ihr durch alte Gesetze gezogenen Schranken hinausgegangen sei und daß derartiges, wie insbesondere die Erhebung unbewilligter Abgaben, Anleihen, Steuern, sodann die willkürlichen Verhaftungen, in Zukunft aufhören müsse. Und alles mit dem Hinweise auf alte

Statuten aus dem 13. und 14. Jahrhundert, deren zwingender Charakter dem Könige nur in Erinnerung gerufen werden sollte. Man stellte sich auf den Standpunkt, als wolle man nicht neues Recht schaffen — das hätte in der Form einer Bill geschehen müssen —, sondern nur das alte, wo es verletzt war, zur Anerkennung bringen: dazu diente die Form der Bittschrift an den König, welche er feierlich zu bestätigen hatte. „Wir haben Gesetze genug," sagte ein Redner im Unterhause, „aber erst durch die Ausführung werden sie ein Stück unseres Lebens. Der König aber ist es, der Leben und Ausführung zu geben hat."

In der Geschichtschreibung ist die äußere Form, die man der Sache gab, ob Gesetzesbill oder Petition, wenig beachtet worden. Der Unterschied ist in diesem Falle auch nur äußerlich. Man braucht nur einen Blick in die erregten Debatten zu werfen, um zu erkennen, daß die ganze Situation neu und ungewohnt war. „Der Untertan," meinte ein Parlamentsmitglied, „hat in diesen wenigen Jahren (seit Karls I. Thronbesteigung) an Verletzungen alter Freiheiten mehr erduldet als in 300 Jahren vorher; darum müssen wir Vorsorge treffen für die Zukunft."

Dieses Mal hatte man sich noch damit begnügt, einzelne bedrohte Rechte des Volkes in neuer Gestalt zu fixieren und ihre bindende Kraft über allen Zweifel zu erheben. Wenn man aber auf diesem Wege fortschritt und wenn Herrscher und Volk sich auch weiter so schlecht wie bisher verstanden, so konnte das Mißtrauen der Untertanen wohl dahin führen, daß sie alle wesentlichen Punkte des öffentlichen Rechts, wie es war oder auch wie es in Zukunft sein sollte, ein für allemal in einer Urkunde niedergelegt erblicken wollten, die wie ein Heiligtum der Nation und wie ein Bollwerk ihrer Freiheiten gegen jede

Unterdrückung sein würde. So entstand mit der Revolution selbst auch der Gedanke der geschriebenen Verfassung.

Karl I. tat dem Parlamente seinen Willen und schrieb sein Soit droit fait comme il est desiré unter die Petition of right. Nur ein moralisches Zugeständnis hatte er gemacht, nicht eine Einbuße an Macht oder Recht erlitten; „die Krone hatte keinen Schaden davon," sagt Clarendon. Und seinen eigentlichen Zweck hatte der König ja erreicht: die gewünschten Subsidien wurden ihm bewilligt. In der auswärtigen Politik freilich, für die sie bestimmt waren, blieb der Erfolg aus. Und auch der Hader zwischen König und Parlament war durch die Petition of right mit nichten beendet. Jetzt begann wieder der Sturm gegen Buckingham. Und ferner stritt man um die Erhebung des Pfund- und Tonnengeldes, d. h. der wichtigsten Zollabgaben. Früheren Königen, auch noch Jakob I., waren sie auf Lebensdauer bewilligt worden; es war schon ein Ausdruck des Mißtrauens gewesen, als man Karl bei seinem Regierungsantritt die Erhebung nur für ein Jahr gestattete. Das Pfund- und Tonnengeld machte den dritten Teil der Staatseinnahmen aus, der König kann es nicht entbehren, er dringt auf lebenslängliche Bewilligung und läßt die Erhebung fortsetzen, auch als das Parlament noch gar nichts bewilligt hat. Kirchliche Streitigkeiten, von denen wir noch hören werden, kommen hinzu. Die Frage entsteht, ob in dem allen nicht schon eine Verletzung der Petition of right liege, und ferner, wer denn das höchste Recht im Staate, die Souveränität, besitze, der König oder das Parlament. Dabei erhält man doch den Eindruck, als ob diesem die Bedürfnisse des Staates, in dem es souverän dastehen will, im Augenblick viel weniger am Herzen liegen als seine eigenen besonderen Privilegien. Das Parlament war sicherlich doktrinärer als der König.

Die letzte Waffe des Königs blieb immer die Auflösung des Parlaments. Aber er konnte es auch wiederholt vertagen, um in den Zwischenzeiten auf eine friedliche Verständigung hinzuarbeiten. Genau gesprochen, pflegte nun freilich das Haus sich selbst zu vertagen, aber dabei hatte doch der Wunsch des Souveräns regelmäßig die Anregung und den Ausschlag gegeben. Karl I. wenigstens hatte keinerlei Zweifel, daß er nach überliefertem Brauche die Vertagung des Parlaments einfach befehlen könne. Ist man aber in gegenseitigem Mißtrauen einmal dahin gekommen, dem andern Teil durchaus nichts zuzugestehen, als was er nach dem Buchstaben des Gesetzes zu fordern hat, so hört eben alles Gewohnheitsrecht auf. Als der Sprecher Finch am 2. März 1629 dem Unterhause den Befehl des Königs, sich zu vertagen, mitteilt, leisten die Mitglieder unter Führung John Eliots keine Folge. Als Finch seinen Präsidentenstuhl verlassen will, wird er durch zwei handfeste Männer auf denselben zurückgezwungen. Ein Haufen von Mitgliedern sucht den Sprecher zu befreien, ein anderer ihn festzuhalten; drohend, Aug' in Auge, stehen Anhänger und Gegner des Königs einander gegenüber, fast zu augenblicklichem Kampfe, hier im Unterhause, bereit. Bei verschlossenen Türen, damit niemand den Saal verlasse, verhandelt oder streitet man zwei Stunden lang über die Annahme einer von Eliot verfaßten Resolution. Als man endlich zum Beschlusse darüber schreiten will, hat Eliot, an der Sache verzweifelnd, sein Schriftstück bereits ergrimmt ins Feuer geworfen. Die Minuten eilen. Der König, von den Vorgängen benachrichtigt, wird bald die Versammelten gewaltsam entfernen lassen. Da werden aus dem Inhalte der verlorenen Resolution in aller Eile noch die drei Hauptpunkte, deren Holles sich erinnert, zu einer Protesterklärung zusammengefaßt und

durch lauten Zuruf angenommen. Wer Neuerungen in religiösen Dingen herbeiführt und insbesondere Papisterei oder Arminianismus begünstigt, und ferner wer die vom Parlamente nicht bewilligte Erhebung von Pfund- und Tonnengeld empfiehlt, ja selbst wer die Abgabe nur zahlt, soll für einen Feind des Königreiches gehalten werden. Erst als dieser Beschluß gefaßt ist, vertagt sich das Haus, werden die Türen geöffnet und strömen die Mitglieder hinaus.

Der König löste nach acht Tagen das Parlament auf. Er tat es in eigener Person und, nach seiner Gewohnheit, mit schmälender Rede über den Ungehorsam der Commons, welcher ihn zu diesem Schritte gezwungen habe. Wenige Tage später ward eine lange Erklärung veröffentlicht, um das Verfahren der Regierung vor dem Volke zu rechtfertigen. Karl I. aber fühlte sich nun freier als zuvor. Sichtlich erleichtert, mit froher Miene, hatte man ihn nach vollzogener Auflösung aus dem Parlamentshause zurückkehren sehen. Voller Groll dachte er an die aufregenden Kämpfe, die nun hinter ihm lagen, zurück, hatte er die kühnsten Redner gefangen setzen lassen, darunter Eliot selbst, der nach drei Jahren im Tower von London sein Leben beschloß und dessen Leiche der König mit der Rachsucht der Stuarts nicht einmal in seine heimische Grafschaft überführt sehen wollte.

Karl I. richtete sich nun darauf ein, persönlich zu regieren, und ohne das Parlament, von dem er so viel Verdruß gehabt, fertig zu werden. Schon früher hatte ja sein Vater und auch er selbst es Jahre lang so gehalten. Gesetze über regelmäßige Berufung der Volksvertretung waren nicht in anerkannter Rechtskraft; niemand konnte also diese Berufung fordern. Ob der König nun eigentlich daran gedacht hat, das Parlament auf diesem Wege

ganz zu beseitigen, wird schwer zu sagen sein. Wohl mag ihm das Beispiel Frankreichs vor Augen gestanden haben, wo seit 1614 die Etats Generaux nicht mehr berufen wurden; aber abgeschafft waren sie darum auch dort keineswegs.

Wie die Dinge in England lagen, war eine solche Maßregel, sozusagen ein langwieriger Staatsstreich zum Sturze des Parlaments, gar nicht durchzuführen. Denn wenn die Krone es selbst fertig brachte, ohne die parlamentarischen Bewilligungen auszukommen, so blieb noch das Recht der Gesetzgebung. Dieses aber galt der Nation als unumstößlich. Man weiß, wie gering die Macht des Parlaments unter den Tudors war, aber Gesetze aus eigener Machtvollkommenheit zu geben oder abzuändern, durften auch diese Herrscher nicht ungestraft versuchen. Der Sturz der unglücklichen Johanna Grey und die Erhebung der katholischen Maria war ein Sieg des parlamentarischen Rechts über eine einseitige Willenserklärung der Krone gewesen.

Zunächst aber wollte Karl I. es nun ohne Parlament versuchen. Manches, was in der letzten Erklärung des Königs gesagt war, klang schon wie ein Programm für sein künftiges System. Er will seinerseits die wahre Religion aufrecht halten, Rechte und Freiheiten seiner Untertanen schützen, den Handel des Landes fördern; freilich darf dafür auch kein pflichtvoller Untertan die zur Bewachung der See und zur Verteidigung des Reiches notwendigen Abgaben versagen. Und wenn diese Absichten erfüllt werden, so wird das Glück der englischen Nation von keiner andern erreicht werden.

Elf Jahre lang, von 1629 bis 1640, hat Karl I. wirklich ohne die Volksvertretung regiert. Wichtig genug ist die Geschichte dieser Jahre für England gewesen. Wir

aber dürfen kurz darüber hinweggehen oder doch nur diejenigen Momente berühren, welche zur Erklärung des späteren großen Streites zwischen dem Könige und dem Volk von Großbritannien gehören, jenes Streites, in dem auch Oliver Cromwell Partei ergriff und bald ein wichtiger Mann in seinem Vaterlande wurde.

Von großer Bedeutung waren dabei die Staatsfinanzen, wenn sie auch in der Vorgeschichte der englischen Revolution eine ganz andere Rolle gespielt haben als später in Frankreich. Unter Karl I. handelte es sich nicht um ein regelmäßiges Defizit in der Jahresrechnung, dessen man nicht Herr werden konnte. Auch nicht von Vergeudung von Staatsgeldern, von Verschwendung des Hofes oder sonstiger Übertreibung der Ausgaben ist die Rede. Was das Volk von England empörte, war die Tatsache, daß ein großer Teil der Einnahmen des Königs einer Quelle entstammte, aus der zu schöpfen man ihm nicht gestattet hatte. Karl wollte und konnte auf die vom Parlamente verweigerten Steuern nicht verzichten. In jedem einzelnen Falle suchte die Regierung zwar die Gesetzlichkeit ihres Verfahrens darzutun, wie denn, was das Pfund- und Tonnengeld betrifft, der Monarch darauf zu verweisen pflegte, daß seit den Zeiten Richards III. die Abgabe den Königen stets von ihrem Regierungsantritte an gezahlt wurde und daß noch Jakob I. sie ein Jahr lang, ehe das Parlament nur zusammentrat, bezogen hatte. So setzte Karl I. seine Forderungen durch, und in streitigen Fällen kam der Spruch gefügiger Richter ihm zur Hilfe.

Den größten Lärm erregte aber die Erhebung des Schiffsgeldes. Es galt, die nicht auf der Höhe der Zeit befindliche Seemacht Englands zu stärken, sie in den Stand zu setzen, nötigen Falles mit Erfolg in den Streit der

großen Mächte einzugreifen; ein Zweck, der an sich die Billigung jedes Parlaments hätte finden müssen. Es entsprach auch altem Brauche, daß die Seeplätze in erster Linie zur Stellung von Schiffen oder statt ihrer von Geldmitteln herangezogen wurden. Den heftigsten Widerspruch aber rief es hervor, als durch die Ausschreiben der Regierung nun auch den Binnenstädten die Zahlung auferlegt wurde. Es geschah auf Grund juristischer Gutachten, doch ohne parlamentarische Bewilligung. Eine so ungewöhnliche Maßregel ohne Zustimmung eines Parlaments zu treffen, stand aber in so starkem Widerspruche zum englischen Rechtsgefühl, daß man das moralische Recht in dieser Sache unmöglich auf der Seite des Königs finden kann. Die gesamte öffentliche Meinung erklärte sich gegen ihn. Die verweigerte Zahlung des Schiffsgeldes hat John Hampden den Vetter Cromwells, berühmt gemacht.

Daß das Schiffsgeld wirklich der Flotte zugute kam, ist unzweifelhaft. Ebenso sicher, daß Karl I. redlich bemüht war, mit dem Gewichte seines englischen Staates auch auf die großen Entscheidungen des Dreißigjährigen Krieges einen Druck auszuüben. Aber in wie bescheidenen Grenzen mußte er sich halten. Zuerst schiebt er Dänemark vor, dann Schweden. Sein Hauptziel, die Restitution der Pfalz, vermag er nicht durchzusetzen. Da er nicht über parlamentarische Bewilligungen verfügt, so kann er nicht einmal durch ausgiebige Subsidien wirken. Hatte unter Jakob I. das Parlament vergeblich versucht, die Krone zu energischer Teilnahme an den Kämpfen des Festlandes zu drängen, so fehlte seinem Sohne die Unterstützung der Nation, weil er vom Parlamente unabhängig zu werden strebte. Bei beiden das Bild eines nach außen schwachen Staates. Schon aus dem Grunde erschien später

die Machtfülle Englands unter dem Protektor Oliver Cromwell dem Festlande so imponierend, weil man unter den beiden ersten Stuarts die britische Großmacht fast vergessen hatte.

Viel tiefer noch als durch den Streit um Steuererhebung und parlamentarisches Bewilligungsrecht ward aber die Nation in diesen Jahren der Alleinherrschaft des Königs durch die religiösen Fragen aufgeregt. Die Gegensätze aus der Zeit Elisabeths treten nun mit aller Schärfe hervor, die kirchlichen Parteien beginnen ernstlich um die Herrschaft im englischen Leben zu streiten.

Eine große Wendung in der englischen Kirchengeschichte führte im Jahre 1633 der Tod Georg Abbots, des Erzbischofs von Canterbury, herbei. In Abbot hatten die in die Kirche von England eindringenden puritanischen Tendenzen wenn nicht einen eifrigen Verteidiger, so doch einen wohlwollenden Beschützer gefunden. In manchen Fragen war er schon unter Jakob I. in einen Gegensatz zur Krone getreten. Der König hatte das „Book of Sports" drucken lassen und befahl seine Verlesung in allen Kirchen von England und Schottland. Die beim Volke beliebten Spiele wurden darin für den Sonntag ausdrücklich gestattet, wenn auch — etwas naiv — nur denjenigen, welche zuvor die Kirche besucht hätten. Es war hergebrachte Anschauung im kirchlichen Leben, den Freitag als den Fasttag der Woche zu beobachten, den Sonntag aber zum Festtage zu machen. Abbot stand auf dem puritanischen Standpunkte der Sabbatheiligung und verbot die Verlesung der Proklamation in seiner Kirche zu Croyden.

Abbots Nachfolger wurde William Laud, zuletzt Bischof von London. Er war ein Freund Buckinghams gewesen, der ihn dem Könige empfohlen und zum Bischofe von London gemacht hatte. Nach Buckinghams Ermordung trat er in eine ähnliche Vertrauensstellung zu Karl I., wie jener sie bisher besessen. Daß er nach Abbots Tode Erzbischof und Primas werden würde, erschien ganz selbstverständlich. In kirchlichen Fragen folgte der König unbedingt seinem Rate. Die Kirchenpolitik Lauds wurde schlechthin diejenige Karls I.

Den politischen und kirchlichen Historikern ist es immer schwer geworden, ein gerechtes Urteil über Laud zu fällen. Denn seine eigenen Fehler und Übertreibungen haben ebensoviel wie die Verlästerungen seiner Gegner dazu getan, um seine eigentlichen Ziele zu verdunkeln. Ein ehrlicher Eiferer, aber ein geringer Menschenkenner ist Laud gewesen. Was ihm vorschwebte, war die volle Herrschaft der anglikanischen Kirche, unabhängig von Rom, wie Heinrich VIII. und Elisabeth sie begründet hatten, aber auch ohne Nachgiebigkeit gegenüber den Puritanern. Auf die bischöfliche Verfassung legt er so hohen Wert, daß er eine anders organisierte Kirche überhaupt nicht mehr als eine christliche gelten lassen will. Schon damit stellt er sich in entschiedenen Gegensatz zu den Puritanern. Er sucht an die Stelle einer im Flusse begriffenen kirchlichen Entwicklung die feste, dauernde Form zu setzen, der sich alle anschließen sollen. Die durch die Reformation des 16. Jahrhunderts in England geschaffene Kirche besinnt sich damit gleichsam auf ihren damals erworbenen Charakter und weist die Tendenzen zurück, die ihr denselben rauben wollen. Aber diese Tendenzen haben im Volke schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie nicht ohne Kampf zurückweichen und zeitweilig sogar einen vollen Sieg davontragen.

Laud fand, daß die kirchlichen Formen in ihrer äußeren Gestalt im Laufe der Jahrzehnte zu sehr vernachlässigt worden seien. Er will darum zunächst für sie die echte und für alle maßgebende Norm aufstellen. „Ich habe mich bemüht," schrieb er später, „in der äußeren Form des Gottesdienstes in unserer Kirche Übereinstimmung und Würde, ja selbst eine schöne Heiligkeit zu erreichen. Denn ich sah, wie mit der Verachtung der äußeren Gottesverehrung auch die innerliche bald verfiel und ein unheiliger Sinn zu walten begann." So war es gemeint, wenn er die Chorhemden der Geistlichen nicht abschaffen, wenn er an der Liturgie des Common-Prayer Book nicht rütteln lassen wollte, wenn er verfügte, daß der Kommunionstisch aus der Mitte der Kirche entfernt und, von einem Gitter umgeben, im Chor an der Ostseite aufgestellt werde und daß jeder dort hinaufgehen müsse, der das Abendmahl empfangen wollte. Auf die Sinne möchte er wirken, um so die Herzen für seine Kirche zu gewinnen. Daß freilich der formenprächtige Gottesdienst in reichgeschmücktem Gotteshause, wie Laud ihn wünschte, von der Einfachheit der evangelischen Kirchen des Festlandes weit verschieden war, sieht ein jeder. Aber es war dem Erzbischof ja auch gar nicht darum zu tun, der Welt zu verbergen, daß er mit dem strengen Calvinismus der Puritaner nichts gemein habe. Für diese hingegen war es nur natürlich, wenn sie die Anklage erhoben, daß es hier auf eine Wiederherstellung des Katholizismus abgesehen sei.

Der Vorwurf war gewiß nicht berechtigt. Freilich gab es unter dem großen und kleinen Adel zahlreiche Anhänger der römischen Kirche, sie spielten eine Rolle bei Hofe, sie hielten ihre Gottesdienste ab, als ob es in England gar keine Katholikengesetze gäbe. Und doch, daß Karl es mit den Katholiken nicht so streng nahm, war

bei ihm, als dem Gemahl einer katholischen Prinzessin, die auch als solche aufzutreten liebte, ganz begreiflich. Ranke hat aus der Berichterstattung eines päpstlichen Agenten in London mancherlei mitgeteilt. Der Gesamteindruck wäre etwa so wiederzugeben: Verhandlungen werden geführt, welche in der Hauptsache die Stellung der Katholiken in England betreffen. Der Vertreter des Papstes mag sich dabei wohl mit der Hoffnung geschmeichelt haben, den König selbst zuletzt noch zu bekehren. Karl aber glaubt solchen Verhandlungen gegenüber vollkommen fest zu sein. „Zu einem Papisten werden Sie mich doch nicht machen," sagte er jenem ins Gesicht. Und wenn man, was Karl persönlich betrifft, vielleicht darüber streiten dürfte, ob seine Festigkeit wirklich so unerschütterlich war, so wäre doch Laud für einen Übertritt zum Katholizismus gewiß nicht zu haben gewesen. Daß ihm nach seiner Erhebung zum Erzbischof der Kardinalshut angeboten wurde — er hat ihn prompt abgelehnt —, kann allenfalls beweisen, daß man in Rom zeitweilig eine falsche Meinung von ihm hatte. Nach seiner Hinrichtung urteilte ein römischer Geistlicher, man habe Grund, sich über seinen Tod zu freuen; der mächtigste Feind, den Rom in englischen Landen gehabt, sei vernichtet, der größte Streiter der Kirche von England zum Schweigen gebracht.

Lauds Bestreben, Schönheit und Pracht der gottesdienstlichen Formen zu erreichen, galt also den Puritanern als ein untrüglicher Beweis katholisierender Tendenzen. Sie vergaßen zu leicht, wie vieles von den alten Bräuchen und Anschauungen auch von der anglikanischen Kirche niemals grundsätzlich aufgegeben worden war. Selbst bei der geforderten Unterordnung der Gemeinde unter den Klerus handelt es sich doch mehr um die Ähnlichkeit der von Heinrich VIII. und Elisabeth begründeten anglikanischen

Auffassung mit derjenigen der römischen Kirche als um eine gewollte Annäherung an den Standpunkt der letzteren, wie die puritanischen Eiferer und selbst noch spätere Kirchenhistoriker gemeint haben.

Im großen historischen Zusammenhange erscheint nun Lauds Werk mächtig und denkwürdig genug. Die bischöfliche Kirche hat er zu einer Zeit, als ihr die Auflösung von seiten des Puritanismus drohte, in eine feste Form gegossen. Er hat sie sodann mit seiner ganzen Kraft gegen den Ansturm der Gegner gehalten. Zwar ist sie in dem dadurch herbeigeführten Kampfe unterlegen und schien vernichtet. Später aber, als der Puritanismus in seiner politischen Herrschaft selbst überwunden war, ist die Nation zu jener zurückgekehrt und hat sie dauernd zur Staatskirche erhoben. William Laud fiel; seine Kirche aber ist zuletzt noch als die Siegerin aus den Kämpfen der Revolutionsepoche hervorgegangen.

Viertes Kapitel

England auf dem Wege zum Bürgerkriege

In dem schottischen Nebenreiche Karls I. erhob sich der erste Widerstand gegen seine Kirchenpolitik. Denn hier war es ein ganz aussichtsloses Unternehmen, wenn der König, durch Laud beraten, in Kirchenverfassung und Gottesdienst Übereinstimmung mit den englischen Formen zu erreichen suchte. Nicht eine Partei wurde hier in ihren religiösen Gefühlen verletzt, sondern fast alle Teile des Volkes erregt, die Massen wie der Adel, dieser seit alten Zeiten der eigentliche Träger der politischen Macht. Zu dem Mißtrauen der Protestanten gegen papistische Neuerungen kam endlich noch die alte Abneigung der Schotten gegen alle englischen Bräuche hinzu.

Zwischen den wiederhergestellten Bischöfen, deren Stellung an sich dem Geiste der presbyterianischen Kirche zu widersprechen schien, und den Adligen fehlte es nicht an Eifersucht und Rangstreitigkeiten. Daß Karl anfing, die hohen weltlichen Ämter mit Bischöfen zu besetzen, kränkte den Adel. Im Jahre 1636 wurde ein von drei englischen Bischöfen — darunter auch Laud — ausgearbeitetes kanonisches Buch für Schottland veröffentlicht, welches den vorher noch nie anerkannten Supremat des Königs aufrichtete und den schottischen Bischöfen eine Autorität in kirchlichen Sachen verlieh, ähnlich derjenigen, wie sie die

engliſchen beſaßen. Noch ſtärker als die Einführung der Canones wirkte aber, beſonders bei den Maſſen, die Oktroyierung einer neuen Liturgie. Auf die Erfüllung ſeines Lieblingswunſches, das engliſche Common-Prayer Book unverändert in Schottland eingeführt zu ſehen, mußte Laud freilich verzichten; aber das liturgiſche Buch, das für die Schotten erlaſſen wurde, enthielt doch nur geringe Abweichungen von dem anglikaniſchen Ritus. Es wurde bekannt gemacht, ſeine Einführung angeordnet. Als aber in der Kirche in Edinburg vor vielen anweſenden Biſchöfen der Gottesdienſt in neuer Geſtalt eben beginnen ſollte, da erhob ſich ein ſo furchtbarer Tumult und ein Werfen mit Steinen und Stühlen nach den Köpfen der ordinierenden Geiſtlichen, daß man die Lärmmacher aus dem Gotteshauſe treiben mußte. Doch die Durchführung der Liturgie wagte man nicht noch einmal zu verſuchen.

An den „ſteinigen Sabbat" oder das „Stuhlwerfen" zu Edinburg ſchloſſen ſich die Ereigniſſe an, welche endlich zum bewaffneten Konflikte zwiſchen dem Könige und ſeinen ſchottiſchen Untertanen führten, aufgeregte Verſammlungen und Beſchlüſſe, Verhandlungen mit dem Monarchen, zuletzt der berühmte Covenant der Schotten. Bei dieſem handelt es ſich um die Wiederholung und Erneuerung alter großer Bünde der Volksgenoſſen, wie ſie einmal Jakob I. ſelbſt angeregt hatte zur Verteidigung der ſchottiſchen Kirche gegen römiſche Tendenzen. Dieſes Mal aber lag die Bedeutung der Urkunde weniger in den von 1580, 1581 und 1590 übernommenen Erklärungen, als in den umfangreichen Zuſätzen, welche ſich auf die gegenwärtigen Umſtände bezogen. Man verbindet ſich feierlich zur Verteidigung der wahren reformierten Religion, zur Abwehr der jüngſt eingeführten Neuerungen, bis ſie durch Aſſemblies (Synoden) und Parlamente gutgeheißen ſeien. Doch dieſen Körper-

schaften vorgreifend, werden freilich die Neuerungen schon hier als solche bezeichnet, die in dem Worte Gottes keine Bestätigung finden und auf Herstellung der papistischen Religion und Tyrannei berechnet sind. Dem wollen also die Verbündeten mit aller Energie entgegentreten. Aber auch mit Gott haben sie ihren Covenant geschlossen, und darum wollen sie versuchen, allen ein Beispiel zu geben in der Erfüllung ihrer Pflichten gegen Gott und Menschen. In den frommen Schlußsätzen wird noch der lebendige Gott, der die Herzen erforscht, zum Zeugen angerufen, daß es ihnen ernst damit sei, an diesem Bündnisse festzuhalten.

In den schottischen Herzen fanden die Worte des Covenant begeisterten Wiederhall. Der große und der kleine Adel, die Geistlichkeit und das Volk waren Eines Sinnes; mit schwärmerischer Freude wurden die Unterschriften geleistet, wo immer das Schriftstück aufgelegt ward. Das Merkwürdigste aber an dem Schauspiel war, daß dieses gegen die kirchlichen Maßregeln der Regierung so einmütig sich erhebende Volk durchaus noch die Sprache und den Schein loyaler Untertanen festhielt. Das zweite Wort neben der Religion ist in dem Covenant immer des Königs Majestät. So pflegen die Urheber der Revolutionen den wahren Charakter ihres Tuns noch zu verhüllen. —

Karl hatte Grund genug, den Krieg solange wie möglich zu vermeiden. Mit seinem Willen trat 1638 in Glasgow die Generalversammlung, d. h. die allgemeine Synode, zusammen, an welcher außer der Geistlichkeit auch viele Adlige teilnahmen. Die Verhandlungen bewegten sich aber von Anfang an in einer Richtung, welche die Abschaffung der Bistümer in Schottland voraussehen ließ. Diese zu verhindern, erklärte nun der königliche Kom-

missar die Versammlung für aufgelöst. Dem Befehle trotzend, blieb sie gleichwohl beisammen, beschloß die Absetzung aller Bischöfe und die Wiederherstellung der Presbyterialverfassung. Gegenüber solcher offenen Widersetzlichkeit gab es für den König keinen andern Ausweg mehr als den Krieg.

Er hat ihn wirklich versucht, auch ohne parlamentarische Bewilligungen. Dafür ließ er zu freiwilligen Beiträgen auffordern, welche auch reichlich flossen. Aus den Milizen der nördlichen Grafschaften ward ein Heer zusammengestellt, das an Zahl dem Gegner wohl gewachsen war. Aber es waren ungeübte Mannschaften. Bei den Schotten hingegen hatte ihr Führer Alexander Leslie alles getan, eine wohlgeübte Truppe ins Feld zu führen. Er selbst war einer der berühmtesten Generale des Dreißigjährigen Krieges, der glückliche Verteidiger von Stralsund gegen Wallensteins Angriff. Gegen diesen Feind wagte Karl mit seinen Milizen nicht angriffsweise vorzugehen. Als die Mittel erschöpft und die Leute nicht mehr zu halten waren, schloß der König Frieden. Assembly und Parlament sollten die streitigen Fragen entscheiden. Der kurze Krieg, der diesen Namen kaum verdiente, hatte mit einem Male die militärische Schwäche des Königs aller Welt offenbart.

Assembly und Parlament erklärten sich für die Abschaffung der Bistümer. Aber daraus folgte allein noch nicht ein neuer Bruch. Karl selbst war bereit, die Bistümer für Schottland aufzugeben; nur als ungesetzlich, wie die Schotten sagten, wollte er sie nicht bezeichnen lassen. Ein ernsterer Konflikt ergab sich alsdann aus der Haltung des schottischen Parlaments, welches als selbständige Körperschaft dem Könige gegenübertreten wollte. Die Schotten selbst schreckten auch vor der Aussicht auf einen

neuen Kampf keineswegs zurück, sie verhandelten schon mit dem Gesandten Bellièvre über ein Bündnis mit Frankreich, für welches Richelieu freilich nicht zu haben war. Für den König gab es bald keine Wahl mehr, er mußte von neuem gegen seine schottischen Untertanen die Waffen ergreifen.

Dies ist nun der Zeitpunkt, wo neben dem Könige mit entscheidendem Einflusse der Mann auftritt, der ihn in allen Schroffheiten seiner Politik noch bestärkt hat. Karl I. wählte seine Berater, wie er sie brauchte. Von der Richtigkeit seiner eigenen Ideen überzeugt, kam es ihm vielmehr darauf an, Männer zu gewinnen, welche ihm seine Pläne durchführen halfen, als solche, die die Mängel seines eigenen Wesens zu ergänzen geeignet waren, oder ein vorzügliches Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit besaßen. Thomas Wentworth, nachmals Graf Strafford, ward zum ersten Ratgeber des Königs erhoben. In jüngeren Jahren war er als einer der Führer der Opposition im Unterhause der Schrecken der Regierung gewesen. Dann hatte er sich bekehrt und war ein treuer Diener des Königs geworden. Seine Begabung lag auf dem Gebiete der Verwaltung. Zuerst hatte er dies in Nordengland, ganz besonders aber in den dreißiger Jahren als Statthalter in Irland bewiesen. Er hat in dieser Stellung für das materielle Wohl des Landes unzweifelhaft Bedeutendes geleistet und er war stolz darauf; in seinen Briefen, die seit langer Zeit gedruckt vorliegen, weist er mit Vorliebe auf die erzielten Erfolge hin. Handel und Schiffahrt und selbst die Industrie begannen sich zu entwickeln. Wentworth ist einer der Begründer der irischen

Leinenmanufaktur. Er kaufte Flachssamen in Holland und ließ geschickte Arbeiter aus Frankreich und den Niederlanden kommen. Schon sucht er dem neuen Artikel den Absatz im Auslande, zunächst in Spanien zu eröffnen und hofft durch billigere Preise bald die französischen und holländischen Fabrikate auf den fremden Märkten verdrängen zu können. Voller Befriedigung durfte er 1639, nach kaum sechsjähriger Tätigkeit schreiben: „Der Handel nimmt täglich an Umfang zu, das Land macht gewaltige Fortschritte, das Einkommen aller Leute hat sich sicher um den dritten Teil vermehrt, seit ich zuerst den Fuß auf irischen Boden gesetzt habe, ja, es wird gewiß noch weiter steigen, wenn nur der Friede erhalten bleibt."

Wie er so als königlicher Beamter, gelegentlich mit gefügigen Parlamenten, doch stets nach eigenem Ermessen regiert, in alle Verhältnisse, vielfach bessernd und anregend, eingreift, so könnte man ihn mit jener kleinen Schar tüchtiger deutscher Landesherren vergleichen, welche wenig später, nach der Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges die Kultur ihrer Staaten durch redliches Bemühen neu zu begründen versuchten. Und wie er ferner mit der Aufstellung einer Armee, mit der Gründung einer eigenen Flotte zum Schutze der Küsten den Staatsgedanken zur Herrschaft erhebt, auch wie er mit seinen durchgreifenden Maßregeln so manche Einzelinteressen verletzt und von den Betroffenen natürlich der Selbstsucht und Härte beschuldigt wird, so meint man in seinem Regimente schon einen Hauch vom Geiste des aufgeklärten Absolutismus zu verspüren.

Und doch hat er — um ein modernes Wort zu gebrauchen — die irische Frage ihrer Lösung um keinen Schritt näher gebracht. Für die Bedürfnisse der katholischen Mehrheit des Landes hatte er kein Verständnis,

denn er sah sie nur mit den Augen des protestantischen Engländers. Am Londoner Hofe nannte man es sein Meisterstück, wenn er vielfach die niedere Klasse der Irländer durch Ankauf von Ländereien aus der Abhängigkeit der Großen in diejenige des Königs überführte. Aber was konnte dies dem Volke frommen, welches einfach den Herrn gewechselt hatte? Und die Iren waren auch nicht reicher dadurch geworden, daß Wentworth sich rühmen konnte, er habe die Einkünfte des Königs in Irland verdoppelt. Die Herrschaft sollte doch eben das englische Element behaupten. Das war auch der Sinn jenes merkwürdigen Planes einer Besetzung der Provinz Connaught mit englischen Ansiedlern. Und wenn er selbst den Katholiken kleine Erleichterungen gewährte, so schwebte ihm doch als das höchste Ziel vor Augen, daß „Gott diese Nation zu völliger Übereinstimmung mit der Kirche von England bringe und uns ebenso in der Form unseres Glaubens an Gott zu einem einzigen Volke mache, wie wir es in der Pflicht gegen den König schon sind."

Man muß diesen Charakter der Regierung Wentworths in Irland in Erinnerung halten, um die folgende Entwicklung des Landes zu verstehen, in dessen Geschicke alsdann Oliver Cromwell mit so gewaltiger Hand eingegriffen hat.

Mit dem Jahre 1636 erweitert sich die Machtsphäre Wentworths. Der König und Laud hören auf seinen Rat, er schreibt nun über Schiffsgeld und Kirchenpolitik, über die schottischen Wirren wie über die auswärtigen Fragen. Gewöhnlich bestärkt er die Regierung noch in ihren Anschauungen und Entschlüssen und ist noch reaktionärer als sie. Vom Kriege gegen Österreich, an den der König 1637 gedacht hat, hält Wentworth ihn zurück. Karl wollte zwar nur zur See kämpfen. „Aber woher soll man," fragt Went-

worth, „nach einem etwaigen Unfall der Flotte die Mittel nehmen, den Schaden zu ersetzen, ohne ein Parlament zu berufen.“ Und diesen Ausweg zu empfehlen, ist auch er weit entfernt. In der inneren Politik aber will er die Regierung streng und stark sehen. In bezug auf Prynne, den berühmten puritanischen Schriftsteller, dem nach dem grausamen Urteil der Sternkammer zweimal die Ohren abgeschnitten worden waren, meinte Wentworth, daß diese Leute nur mit der Kirche anfingen, um nachher mit dem Staate um so leichteres Spiel zu haben. Laud stimmte zu und wünschte, daß nur auch andere so denken möchten und etwas von Wentworths Energie besäßen. Dieser schreibt denn auch seinem Freunde, daß gegenüber der Raserei, von der die Masse ergriffen sei, ja gegen den schweren und fressenden Aussatz nicht lindernde, sondern nur ätzende Mittel die Heilung bringen könnten. In Schottland aber wollte er — über das Programm Lauds noch hinausgehend — die Anwendung der Gewalt so lange fortgesetzt sehen, bis das englische Common-Prayer Book unverändert dort angenommen, die Bischöfe zu voller Gewalt eingesetzt, ja bis das ganze Königreich in weltlichen und kirchlichen Fragen der Regierung und den Gesetzen von England völlig unterworfen wäre. Einem Karl I. mußte ein kluger und tatkräftiger Mann mit dieser Gesinnung wohl als ein wertvolles Werkzeug erscheinen; um so wertvoller, wenn derselbe Mann, der seinen Mitmenschen so trotzig stolz entgegentrat, allein vor der geheimnisvollen Erleuchtung der Könige das Haupt beugte. „Denn es ist doch nicht anders,“ so lesen wir in einem von Wentworths Briefen, „die Einsicht der Könige in die Mysterien des Staatslebens geht so weit über diejenige der gewöhnlichen Sterblichen hinaus, daß sie imstande sind, dem Volke drohende Gefahren in der Ferne zu erkennen und aufzu-

halten, Gefahren, von denen andere nichts träumen, bis sie die Striemen und Schmerzen auf ihren nackten Schultern fühlen."

So sind Karl und Wentworth einander nahe getreten; wie gut auch der letztere und Laud sich verstanden, haben wir vernommen. Aber alle drei Männer haben ihrer Zeit fremd gegenübergestanden. Bei dem Versuche, der englischen Nation ein ihr verhaßtes politisch kirchliches System aufzuzwingen, sind sie selbst nacheinander von den Wogen der wild brausenden Bewegung, die sie gegen sich entfesselt, verschlungen worden. —

Schon bei den Vorbereitungen zum schottischen Kriege von 1639 waren Wentworths Ratschläge beim Könige entscheidend gewesen. Nachher hat dieser ihn zum Grafen Strafford und zu seinem ersten Ratgeber erhoben, doch dieses nur durch das Vertrauen, das er ihm schenkte, nicht durch förmliche Ernennung; denn weder nach den Gesetzen des Landes noch auch, wie es im 18. Jahrhundert sich herausbildete, zufolge der überwiegenden Stellung, welche dem Inhaber eines gewissen Amtes regelmäßig eingeräumt wurde, gab es einen Premierminister. Aber ganz England wußte bald, daß der König in allen wichtigen Dingen dem Rate Straffords folgte. Ja sein Einfluß wurde noch überschätzt und ein größerer Teil der Schuld an den gehässigen Maßregeln des Monarchen ihm zugeschoben, als er verdiente. Denn im Grunde hat man es doch mit der persönlichen Politik Karls I. zu tun.

Sobald die Entscheidung für einen neuen Kampf gegen Schottland gefallen war, trat der König nun auch dem Gedanken der Berufung eines Parlaments näher. Der

Entschluß konnte ihm nicht leicht fallen, denn er bedeutete den Verzicht auf ein elf Jahre hindurch keineswegs ohne Geschick befolgtes System, zugleich auch auf jegliche Absicht zur dauernden Beseitigung des Parlaments. Im Februar 1637, als er mit seiner Seemacht gegen das Haus Habsburg kämpfen wollte, hatte er Wentworth noch geschrieben, von der Berufung eines Parlaments sei er weit entfernt. Dieses Mal galt es, eine Landarmee gegen die Schotten marschieren zu lassen, und wir werden aus der Geschichte des Bürgerkrieges noch zu erfahren haben, wie verlottert die Heeresverhältnisse in England unter den beiden ersten Stuarts waren. Man mußte schon große Anstrengungen machen, um einen besseren Erfolg als mit dem kläglichen Feldzuge von 1639 zu erreichen. Jetzt riet Strafford selbst dem Könige zur Berufung des Parlaments.

Wohl war bei beiden ein Gefühl dafür vorhanden, daß die Bewilligungen nicht glatt erfolgen dürften, daß das Parlament mit einer großen Abrechnung beginnen werde. Aber dann habe man wenigstens auch nach dieser Seite seine Pflicht getan und der König würde, von der Volksvertretung im Stiche gelassen, berechtigt erscheinen, zu ungewöhnlichen Mitteln zu greifen. Sie übersahen, daß sie sich die Rückkehr zur parlamentlosen Regierung selbst verbauten und überhaupt, daß ihnen, wenn die Volksmeinungen einmal im Parlamente zu Worte gekommen waren, wohl auch die ganze Staatsleitung aus den Händen entgleiten konnte.

So ward der folgenschwere Beschluß gefaßt, das Parlament auf den 13. April 1640 zu berufen. Um diesem ein Beispiel von Ergebenheit und Opferwilligkeit vor Augen zu stellen, hatte Strafford vorher noch sein irisches Parlament zusammentreten lassen; dasselbe blieb hinter seinen

Erwartungen nicht zurück. Dann eilte er nach London, gichtbrüchig und leidend wie er war, aber voller Kampfesfreude. „Was wäre ich erst, wenn ich die Herrschaft über meine Beine hätte. Doch hinkend, blind oder lahm, meinem gnädigen Herrn sowie dem Dienste der Krone und meiner Freunde soll man mich treu finden."

Die Wahlen zum Unterhause fielen mit starker Mehrheit zu Ungunsten der Regierung aus. Und dem entsprach der Verlauf der Verhandlungen. In den ersten Tagen nach der Eröffnung kamen schon die Klagen zur Erörterung, welche aus dem Lande gegen die Regierung erhoben wurden. An dem volkstümlichen Redner fehlte es nicht. „Ich würde nicht fernbleiben," hatte Strafford vor einem Monat geschrieben, „wenn auch Sir John Eliot noch lebte." Eliot war tot, aber in John Pym hatte das Haus einen Führer von nicht geringerem Geist und Fähigkeit gefunden. Nach der langen Unterbrechung parlamentarischer Sitzungen genoß er schon als einer von denen — die Zahl dieser Männer war nicht groß —, die schon in früheren Parlamenten gesessen hatten und die Praxis kannten, bedeutendes Ansehen. Und nun war er offenbar die rührigste Kraft im Kreise der Opposition, überzeugt von dem Unrecht, das seit Jahren dem Volke widerfahren sei, ganz besonders aber erfüllt von den Ideen der Puritaner. Kein anderer Redner hat dem puritanischen Abscheu vor Katholizismus und Papisterei stärkere Worte verliehen als Pym. Und doch lag in seiner Rede stets eine gewisse Maßhaltung, die den Eindruck erhöhte; ein roher Polterer ist Pym nicht gewesen. Nicht eine schwungvolle, pathetische Rhetorik, wie John Eliot sie besessen, war ihm eigen. Was ihn auszeichnete, war die systematische Zergliederung seines Stoffes, die logische Schärfe der Argumentation. Als er zu seiner berühmten

zweistündigen Rede am 17. April 1640 sich erhob, da zweifelten seine Freunde, ob er mit seiner ruhigen Art die Hörer zu packen vermöchte. Doch als er geendet, riefen alle: „Eine gute Rede." Gegenüber der Regierung und ihrer Forderung: erst Bewilligung genügender Subsidien für den Krieg gegen Schottland, alsdann wohlwollende Erörterung vorgetragener Beschwerden — trat Pym für das umgekehrte Verfahren ein. Seine Rede zerfiel in drei Teile, entsprechend den drei Gruppen von Beschwerden — Bruch parlamentarischer Privilegien während der verflossenen elf Jahre, Neuerungen in der Religion, Verletzung des Eigentums —, das Ganze erhielt den Charakter einer schweren Anklage gegen die Regierung. Die Stellung des Königs wurde in den folgenden Tagen und Wochen immer schwieriger. Daß das Oberhaus zu ihm hielt, diente eher dazu, dasselbe vor dem Lande zu diskreditieren, als dem Könige zu nützen. Und selbst hier, wo die Stimmen der Bischöfe und der Mitglieder des Geheimen Rates ihm sicher waren, schmolz die Zahl der Regierungstreuen schon zusammen.

Die Commons waren den drängenden Forderungen des Königs gegenüber um so kühler, als ihnen der Zweck, für den er die Subsidien wünschte, gar nicht so sehr am Herzen lag. Wozu eigentlich der Krieg gegen die Schotten, welche ja nur ihre Religion gegen papistische Tendenzen verteidigten, also nichts anderes als was auch die englischen Puritaner taten? Waren jene nicht eher die natürlichen Bundesgenossen der Opposition im Unterhause? In dieser Auffassung lag für Karl die allergrößte Gefahr. Über die Bewilligung von Subsidien und ihre Höhe konnte er mit sich reden lassen; aber in bezug auf die Behandlung des schottischen Streitfalles durfte er sich nicht dem Urteil des Parlaments von Westminster unter-

werfen. Man weiß jetzt, daß es nur über diese Frage zum Bruche gekommen ist. Karl erfuhr noch früh genug, daß Pym in der Sitzung des 5. Mai einen Beschluß herbeiführen wollte, den König zu friedlicher Verständigung mit den Schotten aufzufordern. Das durfte nicht geschehen. Am 5. erschien Karl selbst im Oberhause und löste das Parlament auf.

Jetzt mußte es sich zeigen, wieviel die Kräfte der monarchischen Regierung allein, ohne Mitwirkung des Parlaments vermochten. Die Schwierigkeiten der Lage wuchsen täglich. Die Schotten, seit sie wußten, daß der König Gewalt anwenden wollte, bereiteten nun ihrerseits einen Einfall in England vor und konnten bald südlich des Tweed erscheinen. Im Rate des Königs fanden aufgeregte Konferenzen statt, gleich am 5. Mai, nach seiner Rückkehr vom Parlamentshause, jene berühmte Sitzung, in der Strafford mit der ganzen Heftigkeit seines Wesens für die Anwendung der stärksten Mittel eintrat. Die ihm später so hart vorgeworfene Rede ist damals gesprochen worden: „Wenn sie (d. i. das englische Parlament) sich weigern, so sind Sie vor Gott und Menschen gerechtfertigt, Sie haben eine Armee in Irland, die Sie hier brauchen können, um dieses Königreich zu unterwerfen.“ So hat einer der Anwesenden, Henry Vane, die Worte aufgezeichnet, deren sich später Strafford und andere nicht mehr erinnern wollten, deren Sinn aber kaum ein anderer sein kann, als daß England — und nicht Schottland —, wenn es zum Äußersten käme, durch irische Truppen bezwungen werden könnte.

Die Regierung so stark wie möglich zu machen, war also Karls und Straffords ausgesprochener Wunsch. Wenn es überhaupt möglich war, etwas wie eine absolute Monarchie in England aufzurichten, so mußte es in dieser

Zeit geschehen, da noch einmal die Volksvertretung zum Schweigen gebracht war und der König allein das Wort hatte. Und nun ist gleich nach der Auflösung des kurzen Parlaments auch noch in feierlicherer Form als durch leicht hingeworfene Bemerkungen die Theorie des absoluten Königtums in England proklamiert worden. Das Parlament war entlassen. Die Konvokation der Geistlichkeit aber blieb, entgegen der Tradition und selbst gegen Lauds Meinung, auf Karls Befehl versammelt. Ihr Werk waren die berühmten Canones von 1640. Sie bilden sozusagen den klassischen Ausdruck für die der Kirche unter dem absoluten Königtum zugedachte Stellung. Darum wird vor allem einmal das göttliche Recht der Könige feierlich proklamiert. Nach den Satzungen des Alten wie des Neuen Testaments hat Gott ihnen volle Gewalt über alle Personen, Geistliche wie Laien, verliehen. Ein Untertan, der, sei es zum Angriff oder zur Verteidigung gegen seinen König die Waffen trägt, widersetzt sich der von Gott eingesetzten Gewalt. Und wer sich dieser widersetzt, den trifft Verdammnis.

An der Schwelle der Revolution hatte das Königtum noch einmal Gott und Religion, was immer den Menschen das Heiligste war, für sich in die Schranken gerufen. Doch wurden nur die Gegensätze dadurch verschärft, und die Ereignisse nahmen ihren Lauf.

Der für Karl I. so peinliche Verlauf des kurzen Parlaments war wie ein Ansporn für die Schotten, die Grenzen des Nachbarreiches, wie sie schon beabsichtigt, nun wirklich zu überschreiten. Als sie, wieder von Leslie geführt, erschienen, und, ohne Widerstand zu finden, über den Tweed

gingen und in Northumberland vorrückten, war auf englischer Seite so wenig wie vor einem Jahre eine rechte Armee zur Verteidigung vorhanden. Denn der größte Teil der Truppen des Königs, welcher persönlich, der Entscheidung nahe, in York weilte, waren gepreßte Mannschaften aus den mittleren und südlichen Grafschaften ohne Übung und ohne Zucht, dabei von den puritanischen Ideen der Zeit genügend beeinflußt, um es für ihre Pflicht zu halten, auf ihren Märschen in die Kirchen einzudringen, um dieselben von papistischen Greueln zu säubern. Ebenso mangelhaft wie sein Heer waren die Finanzen des Königs. Nach Versuchen und Enttäuschungen aller Art verfiel man darauf, eine der ostindischen Kompagnie gehörige große Ladung von Pfeffer auf Kredit zu übernehmen und sie unter dem Werte schnell zu veräußern. Ein Erfolg der Kriegführung war mit solchen Mitteln ausgeschlossen. Die schmähliche Haltung der englischen Truppen, welche nach einer kurzen Kanonade über den Tyne hinüber einfach davonliefen, entschied über den ganzen Feldzug. Newcastle fiel in die Gewalt des Feindes und Karl mußte unterhandeln. In einem Abkommen ließ er die Schotten im vorläufigen Besitz von Northumberland und Durham, bis sie ihren Sold, für den die englische Regierung aufkommen mußte, empfangen haben würden.

Wenn die Feldzüge von 1639 und 1640, oberflächlich betrachtet, den Eindruck erwecken, als konnte das mächtige England einen Krieg mit dem kleineren Schottland nicht mehr führen, so hat man es in Wahrheit doch nur mit dem völligen Zusammenbruche des Systems Karls I. und Straffords zu tun. Daneben aber sollte auch schon hier auf das gänzliche Fehlen eines eigentlichen Heeres auf englischer Seite hingewiesen werden, ein Umstand, der beim Ausbruche des Bürgerkrieges erst recht ins Licht

tritt und der Cromwells organisatorisches Werk um so bedeutender erscheinen läßt. —

Was sollte Karl I. beginnen? In seiner Abneigung gegen das Parlament läßt er sich raten, die Lords allein zu berufen, nämlich das sogenannte Magnum consilium, wie es im Jahrhundert der drei ersten Eduarde periodisch zusammenzutreten pflegte, gebildet aus den Peers, welche sich mit den Ratgebern des Königs zu einer einzigen Versammlung vereinigten. Aber das war nun seit 300 Jahren nicht mehr der Brauch und in der Tat ein Anachronismus, wie Gneist sagt. Denn inzwischen waren eben die Funktionen dieser Versammlung auf das aus Ober- und Unterhaus zusammengesetzte Parlament übergegangen. Die Lords selbst erkannten, daß sie dem Lande gegenüber die Autorität jener alten Zeiten nicht mehr besaßen. Und ehe sie noch zusammentraten, hatte Karl selbst den unvermeidlichen Entschluß bereits gefaßt. In der ersten Sitzung des Magnum consilium kündigte er die Berufung des Parlaments auf den 3. November 1640 an.

Clarendon weiß vortrefflich die auf allen Seiten gehegten Erwartungen zu schildern, mit denen man der neuen Versammlung zu Westminster entgegensah; die wunderbar gehobene Stimmung der Mitglieder, die stolze Sprache auch derjenigen, welche noch vor sechs Monaten zaghaft nur mit kleinen Mitteln die Schäden der Zeit zu bessern hofften und die Wunden des Staates lieber bedecken als dem kalten Luftzuge aussetzen wollten; er schildert Pym, der einem Genossen erklärt, nun werde es darauf ankommen, nicht nur durch die unteren Räume des Hauses mit dem Besen zu fahren, sondern auch die Decke und alle

Winkel von Spinngeweben zu säubern, daß sich in ihnen nicht von neuem der Staub ansammeln und das Haus verunreinigen möge; — und er zeigt uns den König, wie er zur Parlamentseröffnung nicht in dem gewohnten Glanze seiner Majestät nach Westminster gefahren kommt, sondern sich prunklos in seiner Barke herannudern läßt und die Stufen zum Parlamentshause still emporsteigt.

Es war für Karl schon eine schwere Enttäuschung, als er in letzter Stunde erfuhr, daß Thomas Gardiner, den er zum Sprecher des Unterhauses ausersehen hatte, gar nicht gewählt worden war, obwohl man ihn vorsorglich in fünf oder sechs Wahlkreisen hatte kandidieren lassen. Statt seiner ward mit der Zustimmung des Königs der Londoner Rechtsanwalt William Lenthall zur Würde des Sprechers erhoben, ein Mann von Erfahrung und Geschick, der im kurzen Parlamente gesessen und schon mehreren Kommissionen präsidiert hatte. Lenthall war es, der nun auch in dem denkwürdigen langen Parlamente durch alle die Jahre seines Bestehens den Vorsitz führte, mit Ruhe und Umsicht die Geschäfte leitend und mit vollem Verständnis für die Würde des Hauses, der er selbst vor der königlichen Majestät nichts vergab, doch auch niemals groß, niemals staatsmännisch, so daß ein Abglanz vom Ruhme dieser Versammlung auf seine Person hätte fallen können, im ganzen ein Vorsitzender, der bis zu dem Augenblicke, da Cromwell das lange Parlament gewaltsam zersprengte, und eben in dieser Stunde nichts weiter als korrekt zu sein verstand.

Die auffallende Stärke und Zuversicht, mit der das Parlament gleich im Anfang auftrat, hatte ihren Grund in der Anwesenheit der schottischen Truppen auf englischem Boden. Ihren Sold mußte der König sich erst bewilligen lassen, früher wichen sie nicht. Das Parlament aber war entschlossen, diese Bewilligung nur bei gleichzeitiger Er-

füllung der eigenen Forderungen durch den König auszusprechen. So wurde die Armee des Feindes der stille Bundesgenosse des englischen Parlaments. Diesem war es ein verhaßtes Wort, als Karl in seiner Thronrede von der Verjagung der Rebellen sprach. Er sah sich gezwungen, in einer Anrede an die Lords zwei Tage später jenen Ausdruck dahin zu erläutern, daß er die Schotten, seine Untertanen, wohl so lange als Rebellen bezeichnen müsse, bis die in Ripon begonnene, nun aber nach London verlegte Verhandlung zum vollen Abschlusse gelangt wäre.

Die ersten Sitzungen des Parlaments verliefen, wie es zu erwarten gewesen. Man erging sich in ausführlicher Erörterung der oft gehörten Klagen, Pym faßte sie in einer scharfgegliederten Rede zusammen, andere Gleichgesinnte blieben nicht zurück. Bald trat jedoch ein anderer Gegenstand in den Vordergrund des Interesses, das Verfahren gegen Strafford. Die Ministeranklage war in England nichts Unerhörtes, wie der Fall Buckinghams schon unter der gegenwärtigen Regierung gezeigt hatte. Der Satz: „The king can do no wrong“ wird in den Debatten dieser Jahre gern genannt, um die Erwägung damit zu verbinden, daß also die Verantwortlichkeit der königlichen Ratgeber um so weniger zu bezweifeln sei. Der Entschluß, Strafford, Laud und ein paar andere Minister Karls zur Rechenschaft zu ziehen, stand bei den Führern der Opposition schon zur Zeit der Parlamentseröffnung fest. Doch wäre er wohl nicht so bald zur Ausführung gelangt, wenn man nicht von Strafford selbst einen Gegenstreich hätte befürchten müssen. Karl hatte ihn in den Tagen der Parlamentseröffnung nach London gezogen, denn er wollte seinen Rat in so schwerer Zeit nicht entbehren. Der Minister scheint die für ihn so bedrohliche Lage wohl erkannt zu haben. „Ich gehe morgen nach London,“ schrieb er,

„wo mich, glaube ich, mehr Gefahren erwarten, als jemals einen Menschen, der Yorkshire verließ.“ Karl meinte wohl, ihn versichern zu können, er solle an seiner Person, Ehre oder Vermögen nicht Schaden leiden. Doch gewiß hat Strafford weniger auf dieses Königswort gebaut, als auf sein eigenes kühnes Handeln. Sein Rat war, der König möge die Häupter der Opposition der verräterischen Verbindung mit den Schotten anklagen. Das oft bewährte Mittel der Verhaftung der gefährlichsten Parlamentsredner wäre wieder einmal zur Anwendung gekommen. Der Plan wurde verraten, die Gegner Straffords kamen ihm zuvor. Im Unterhause ward seine Anklage beschlossen, auf Geheiß der Lords ward er verhaftet.

Der Schrecken vor der Verfolgung durch das Parlament bemächtigte sich sogleich aller Ratgeber des Königs und der hohen Beamten, die an der Regierung teilgehabt. Ein paar von ihnen, denen das Verderben am unmittelbarsten drohte, retteten sich durch die Flucht ins Ausland. Der mächtigste unter allen Gesinnungsgenossen Straffords, Erzbischof Laud, teilte sein Schicksal.

Ehe noch über diese Männer das Urteil gesprochen war, im Laufe des Winters 1640/41 griff das Parlament mit einer Reihe von Beschlüssen in das System der Regierung ein. Der kirchliche und politische Despotismus ward gebrochen. Und damit der König sich nicht wieder auf lange Zeit, wie man es erlebt hatte, dem Einflusse des Parlaments entziehen könne, so ward durch ein Gesetz, dem Karl schweren Herzens seine Zustimmung gab, angeordnet, daß alle drei Jahre ein Parlament zu berufen sei.

Unterdessen war das Verfahren gegen Strafford eingeleitet worden. Die ganze unbeugsame Festigkeit seines Wesens offenbarte sich erst jetzt. Er blieb sich treu, er ver-

lor die Würde seiner Haltung auch in den schweren Momenten nicht, da er erkennen mußte, daß selbst der Beweis seiner Unschuld ihn nicht retten könne.

Der Prozeß bewegte sich in Formen, welche zeigen, daß es den Commons weniger um die Bestrafung eines Verbrechers als um die Vernichtung eines politischen Gegners zu tun war. Vor dem Oberhause, als dem höchsten Gerichtshofe des Landes, wird er des Hochverrats angeklagt. Doch da die Kläger nicht einer einzelnen Handlung des Beklagten diesen Stempel aufzudrücken imstande sind, so kommen sie zu der monströsen Formulierung des akkumulativen Hochverrats, laut welcher eine Reihe von Handlungen insgesamt den Tatbestand dieses Verbrechens ergeben sollten. Die wichtigste Rolle spielt darunter die schon erwähnte Behauptung, Strafford habe den König überreden wollen, die irische Armee zur Unterwerfung Englands zu gebrauchen. Mit Recht oder Unrecht war dieser Vorwurf dem gefürchteten Manne seit einem Jahre angehängt worden, zugleich als das sicherste Mittel, ihn dem Volkshasse zu überliefern, der sich notwendig regen mußte bei dem für jeden Engländer abscheulichen Gedanken, ein Heer von katholischen Irländern auf ihr Volk losgelassen zu sehen. Eigentlich beweisen kann man es ihm aber nicht, auch nicht mit den Notizen des älteren und der Aussage des jüngeren Sir Henry Vane. So sieghaft und groß steht Strafford vor seinen Richtern, mit so überzeugender Rede führt er persönlich seine Verteidigung, weist er auf das Ungereimte hin, daß eine Reihe von Taten, von denen einzeln keine Hochverrat sei, in ihrer Summierung diesen Charakter ergeben sollten, daß die Commons bald ihren Zweck zu verfehlen fürchten müssen. Nun ändern sie ihre Taktik, beschließen, Strafford durch Bill of attainder zu verderben, ein Verfahren, bei

dem der Beweis wegfällt, die Schuld als notorisch gilt. Nicht ohne Furcht vor den Drohungen des Straßenpöbels nehmen auch die Lords die Bill an. Der König, welcher während der Gefangenschaft seines Ministers wohl noch die Rettung desselben für möglich gehalten hatte, stand nun vor der furchtbaren Alternative, mit seiner Zustimmung zur Bill of attainder die ihm von Strafford geleisteten Dienste selbst als Hochverrat kennzeichnen und ihn aufs Blutgerüst senden zu müssen oder im ganzen Volke einen Sturm heraufzubeschwören, der leicht ihn selbst und sein Königtum wegfegen konnte. Alles drängt auf ihn ein, er soll unterzeichnen. Strafford selbst war hochherzig genug, dem König selbst in einem Briefe den Rat zu geben, um des Friedens mit seinem Volke willen die Bill zu unterschreiben. Vor dem Toben der Volksmenge, welche Straffords Haupt begehrte, wich Karl zurück. Er unterschrieb mit Tränen. „Mylord Strafford," sagte er, „ist besser daran als ich." Der Verurteilte aber hatte doch wohl noch auf den König gehofft. „Verlasset euch nicht auf Fürsten," rief er schmerzlich aus, „sie sind Menschen, die können ja nicht helfen." „Strafford starb wie ein Edelmann und ein Christ" sagt sein zeitgenössischer Biograph.

Das Parlament zögerte nicht, seinen Sieg zu verfolgen. Wie bisher die Krone es gewesen, so ward nun mit einem Male die Volksvertretung die höchste Macht im Staate. Die wichtigen Gesetze der nächsten Wochen sind bald aufgezählt, sie enthalten insgesamt einen Umschwung der Regierung, wie England ihn nie zuvor erlebt hatte. Zusammen mit der Bill of attainder hatte Karl jenem andern Gesetze seine Zustimmung geben müssen, wonach das Parlament nicht aufgelöst werden durfte, es sei denn mit seiner eigenen Einwilligung; eine Anmaßung, welche über die Bedeutung des Eides im Ballhause vom 20. Juni

1789 noch weit hinausging. Denn hier in England ward die Volksvertretung durch dieses Gesetz nicht nur vom Monarchen, sondern auch vom Volke selbst, von ihren Wählern ganz unabhängig hingestellt. Hier liegt der Grund dafür, daß diese Versammlung zum langen Parlament wurde, daß sie dem Besitz der Herrschaft, den ihr niemand zu nehmen ein Recht hatte, freiwillig überhaupt nicht entsagte und zuletzt durch einen Staatsstreich von Cromwells Hand gestürzt wurde, welcher hier nur wie der Vollstrecker des Volkswillens erscheint.

Mit dieser unerhörten Autorität ausgestattet, war es dem Parlament ein Leichtes, die hohen Ämter mit seinen Gesinnungsgenossen zu besetzen. Von unbewilligten Steuern durfte nicht mehr die Rede sein. Die Erhebung des Pfund- und Tonnengeldes wurde dem Könige für eine beschränkte Zeit gestattet, und Karl erkannte, als er sich dem unterwarf, die Unrechtmäßigkeit der unbewilligten Erhebung stillschweigend an. Auch einer Bill, welche das Schiffsgeld als ungesetzlich verwarf, durfte er seine Zustimmung nicht versagen. Und wenn in den vergangenen Jahren der Einfluß der Krone auf die Rechtssprechung die Gemüter in Wallung versetzt hatte, wenn sich der Haß des Volkes vor allem gegen die Werkzeuge der weltlichen und kirchlichen Tyrannei der Stuarts, gegen die Sternkammer, gegen die hohe Kommission, gegen den Rat des Nordens gerichtet hatte — von dem letzteren sagte man, er habe nordwärts vom Trent die Magna Charta zu einem toten Buchstaben gemacht —, so wurde nun den Rechtswidrigkeiten dieser Instanzen ein jähes Ende bereitet. „Die Sternkammer, die Hohe Kommission, der Rat von York waren weggefegt," sagt Macaulay.

Der König hatte sich in allen Stücken dem Parlament unterworfen. Doch hat er wohl keinen Augenblick daran

gedacht, nun auch auf immer auf alle jene Rechte zu verzichten, die er von seinen Vorfahren ererbt und selbst geübt hatte. Für ihn konnte die Frage nur sein, wie er sich am sichersten dem lästigen Übergewichte dieses Parlamentes entziehen konnte. Sein Blick fiel auf Schottland. Warum sollte er nicht dort, wo die Heimat seiner Familie war, eine bewaffnete Macht aufbringen können, um in England seinen Willen durchzusetzen? Natürlich mußte er zunächst den Schotten in allen Stücken ihren Willen tun, aber dazu war Karl ohnehin bereit. Mit solchen Gedanken, welchen die Königin deutlicher als er selbst Ausdruck verlieh, entschloß sich Karl im Sommer 1641 zur Reise nach Schottland. Dort aber diente die Bereitwilligkeit, mit der er auf die Abschaffung der Bistümer und die übrigen Wünsche der Bevölkerung einging, wohl dazu, die Macht der Krone wieder auf das niedrige Niveau früherer Zeiten herabzudrücken. Aber ein Werkzeug zur Erfüllung der absolutistischen Neigungen ihres Herrn in seinem englischen Königreiche zu sein, waren die Schotten weit entfernt.

Man weiß heute, daß Karl auch von der Seite Irlands her zeitweilig auf bewaffnete Hilfe gehofft hat. Straffords Wirken daselbst hatte, mit der Ausnahme des Königs, schließlich niemanden völlig befriedigt, bei der Masse des irischen Volkes aber eine tiefe Mißstimmung hinterlassen. Unter ihm selbst war die Ruhe Irlands durch sein Werkzeug, die Armee, gewährleistet. Als er fort war, als das bald allmächtige Parlament von Westminster auch die Entscheidung über die irischen Verhältnisse in die Hand bekam, löste es die von Strafford geschaffene Armee auf, in der Sorge, daß Karl sie doch einmal gegen England gebrauchen möchte. Den Katholiken gegenüber verfuhren aber die neuen Machthaber, die Puritaner, viel unduldsamer, als Wentworth es getan hatte.

So traf denn Karl, dem jeder Gegner seines Parlaments ein willkommener Bundesgenosse war, auch mit den irischen Katholiken wiederholt in Verbindung. Wenn er ihnen den katholischen Gottesdienst freigab, so wollten sie ihn dafür mit Truppenmacht gegen das Parlament von Westminster unterstützen. Wie immer die Aussichten einer solchen Kombination gewesen wären, es ist nicht mehr dazu gekommen. Denn vorher erfolgte in Irland der erste schwere Rückschlag gegen die puritanische Hochflut, der Protestantenmord in Ulster, bei dem Glaubens- und Rassenhaß, zu furchtbarem Bunde gepaart, auftraten. „Die Motive der sizilianischen Vesper," sagt Ranke, „durchdrangen sich mit denen der Bartholomäusnacht."

Die Schreckensnachricht aus Irland erregte Wut und Entsetzen unter der Bevölkerung Englands. Aber so sehr hatte sich hier das Parlament bereits daran gewöhnt, bei allen Konflikten des Tages zuerst nach ihrer Beziehung zu dem großen Streit im eigenen Lande zu fragen, daß es ihm auch in diesem Falle wichtiger war, zu entscheiden, ob König oder Parlament die nötigen Schritte vornahmen, als daß überhaupt gegen die irischen Rebellen nur etwas geschah. Jetzt schien die Gelegenheit günstig, die Ernennung der Minister in die Hände des Parlaments zu bringen. Wenn der König, besagte der Antrag Pyms, den das Unterhaus annahm, nicht solche Ratgeber in seinem Dienste anstelle, welche das Parlament billige, so werde dieses die Verteidigung Irlands gegen die Rebellen selbst übernehmen. Ein Beschluß, der als unmittelbarer Eingriff in die Exekutive des Monarchen schon ein bedeutender Schritt auf dem Wege der Revolution war.

Noch war der König nicht aus Schottland zurück, als nach vielen Ansätzen und Vorschlägen die große Remonstranz im Unterhause beschlossen wurde. Umfassender und

systematischer als bisher waren hier in einem einzigen Schriftstücke alle seit der Thronbesteigung Karls I. bemerkten Fehler und Übergriffe der Regierung zusammengestellt und zu einer ungeheuren Anklage des Königs formuliert. In ehrlicher Meinung, aber mit grotesker Übertreibung wird als Grundmotiv für das gesamte Gebahren der Regierung die bewußte, böse Absicht des Verfassungssturzes hingestellt. Neben den Vorwürfen stehen die eigene Verteidigung und Forderungen für die Zukunft. Der größte Nachdruck lag auf der Erörterung der kirchlichen Verhältnisse, auf der Anklage gegen die Bischöfe, auf der Abwehr der den Commons gemachten Vorwürfe, als seien sie Feinde aller kirchlichen Ordnung, während es ihnen doch fern liege, die goldenen Zügel der Zucht und des Regiments der Kirche lockern zu wollen. Eine allgemeine Synode aber sollte berufen werden, um dem Parlamente ihre Vorschläge für die Ruhe und Ordnung der Kirche zu unterbreiten.

Daß es unbedingt notwendig gewesen wäre, dies alles, so wie es hier geschah, zu erklären, wird niemand behaupten können. Wenigstens für die gesetzgeberische Tätigkeit des Parlaments, der nach den früheren Beschlüssen ja kein Hindernis mehr im Wege stand, wäre es entbehrlich gewesen. Auch auf den Eindruck, den die große Remonstranz auf den König machen sollte — sie wurde ihm nach seiner Rückkehr aus Schottland, am 1. Dezember 1641, überreicht — kam nicht sehr viel an. Was man bezweckte, war eine großartige Kundgebung, mit der das Unterhaus gleichsam vor das ganze Volk von England hintreten wollte, ihm seinen Standpunkt und sein Programm entwickelnd, unbekümmert um den König und selbst um das Oberhaus, in dem ihm schon ohnehin die Bischöfe und die katholischen Lords so verdächtig erschienen.

Die Ereignisse der folgenden Monate zeigen den drohenden Kampf schon an, der militärischen Rüstung der Parteien geht die politische voraus. Noch schwankt das Oberhaus zwischen dem Könige und den Commons hin und her. Die Bischöfe stehen natürlich auf der Seite des Monarchen. Und es gelingt ihren Gegnern noch nicht, sie durch Gesetz auszuschließen. Um sie gleichwohl unschädlich zu machen, werden durch Beschluß beider Häuser zwölf von ihnen des Hochverrats angeklagt und verhaftet.

Noch dichter trat dem Könige das über seinem Hause schwebende Verhängnis vor Augen, als er die Warnung empfing, daß die Sicherheit seiner Königin gefährdet sei. Karl hatte sich in jungen Jahren, sehr bald nach dem Scheitern der spanischen Heiratspläne, mit Henriette Maria, der Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, vermählt. Was das Volk von der spanischen Heirat gefürchtet hatte, das ward nun nicht minder durch die französische zur Tatsache, die Verbindung des Königs mit einer fremden Fürstentochter von katholischer Erziehung. Freiheit des Glaubens und der Gottesverehrung hatte der französische Hof sich für seine nach England ziehende Prinzessin ebenso ausbedungen wie es der spanische im gleichen Falle getan haben würde. Die Königin selbst, ihre Damen, die Geistlichen ihrer Kapelle bildeten nun ein katholisches Element am Hofe Karls I., welches der Durchführung der Katholikengesetze naturgemäß widerstrebte und zu Zeiten von bedeutendem Einfluß war. Für die Mehrheit des englischen Volkes war Henriette Maria in ähnlicher Weise ein dauernder Gegenstand des Argwohns wie später Maria Antoinette für die Franzosen. Wie diese war auch sie kindlich heiter und unschuldig von Gemüt, der natürliche Mittelpunkt einer fröhlichen Gesellschaft, eine junge Fürstin, welche von Edmund Waller sich besingen und von

Van Dyck sich malen ließ, welche es als ihr gutes Recht ansah, das Leben zu genießen, und welche es nur in der Ordnung fand, wenn die garstigen Puritaner verfolgt und bestraft wurden, zumal Männer, wie jener Prynne, der das Schauspiel verdammte und das Tanzen verpönte, dem Henriette Maria so sehr ergeben war.

Doch der Ernst der Zeiten und der Anteil, welchen die Königin an den Sorgen ihres hohen Gemahls zu nehmen sich nicht entbrechen konnte, zogen auch sie tiefer in das politische Getriebe hinein, als es ihrer Natur und Begabung entsprach. Seit den Tagen des kurzen Parlaments ist sie mehr als nur der Mittelpunkt einer katholikenfreundlichen Gruppe, beginnt sie heimliche Verbindungen mit Mächten des Auslandes zu suchen. Man wird freilich bei allem, was sie also treibt, eher von Intriguen, als von wirklichen Verhandlungen reden müssen. Doch ihr selbst ist es völliger Ernst, und ihr Zweck ist immer, für den bedrängten Gatten Hilfe herbeizuschaffen, woher sie auch komme. An den Papst wendet sie sich — doch der verlangt, daß Karl in aller Form Katholik werde; an das heimatliche Frankreich — doch dessen Minister Richelieu hat kein Ohr für ihre Bitten; an den Prinzen von Oranien, welcher wenigstens, mit Geldmitteln versehen, persönlich in England erscheint und der Eidam des Königs wird. Zuletzt ist alles umsonst und nur das Mißtrauen der parlamentarischen Führer, mit denen die Königin, um nichts unversucht zu lassen, auch einmal angeknüpft hatte, ist gegen ihre Absichten noch gesteigert worden. Henriette Maria begann, sich in englischen Landen nicht mehr sicher zu fühlen. Im Januar 1642 glaubte sie — mit Recht oder Unrecht —, daß die Gegner damit umgingen, sie in Anklagezustand zu versetzen. Dem galt es zuvorzukommen. Auf ihren Rat führte Karl den ver-

hängnisvollen Streich, der, weil er mißlang, seine Stellung in London unhaltbar machte.

Die Führer der Opposition als Verbrecher zu behandeln, sie anzuklagen und zu verhaften, war nicht neu. Karl selbst hatte ja John Eliot, den bedeutendsten Gegner seiner ersten Regierungsjahre, in solcher Weise zum Schweigen gebracht. Aber dasselbe nun in diesem Parlamente zu versuchen, welches einen Strafford aufs Schafott gesandt hatte, war doch ein kühnes Wagestück. Der König ließ gleichwohl außer einem Peer auch fünf Mitglieder des Unterhauses durch den Attorney General, also im Namen der Krone, des Hochverrats anklagen, den sie durch ihre früheren Verbindungen mit den Schotten begangen haben sollten. Pym war natürlich der wichtigste unter den Angeklagten; nächst ihm John Hampden, der berühmte Verweigerer des Schiffsgeldes. Von konstitutionellen Fragen war seine Opposition ausgegangen; nun stand er auch an puritanischem Eifer hinter Pym nicht zurück. Einer der bedeutendsten Kämpfer für die große Remonstranz, hatte Hampden mit überlegener Ruhe die aufgeregten Geister besänftigt, als über die Frage der Drucklegung ein schwerer Streit zu entbrennen drohte. Denzil Holles, derselbe, welcher 1629 den Sprecher des Unterhauses mit Gewalt in seinem Stuhle festgehalten hatte und schon damals seinen Trotz gegen den König mit langer Gefangenschaft gebüßt hatte, die er in bitterer Erinnerung bewahrte; Arthur Hesilrige, der treue Anhänger Pyms, den die Partei — sagt Clarendon — wie die Taube aus der Arche Noah vorauszusenden pflegte, um festen Boden zu erspähen, und welcher noch kürzlich den dem Könige unheimlichen Vorschlag gemacht hatte, die Milizen der Hoheit des Parlaments unterzuordnen; endlich der feurige William Strode, der Urheber eines Antrages über

jährliche Parlamente — diese fünf Männer waren ausersehen, die Opfer des königlichen Zornes zu werden.

Um sie ganz sicher in seine Gewalt zu bekommen — denn die Commons würden sie gewiß zu schützen versuchen — wollte Karl sie aus dem versammelten Unterhause selbst hervorholen. Ein kecker Gedanke, von dem man es gern glaubt, daß er im Kopfe Henriette Marias entstanden sei und daß sie mit schmähenden Worten den Gemahl an die Ausführung getrieben habe. Denn wer solches empfahl, hatte gar keinen Sinn dafür, daß nach alter Tradition der Monarch niemals persönlich unter die Gemeinen trat, sondern dieselben nicht anders als an die Barre des Oberhauses zu bescheiden pflegte, wenn er zum Parlamente zu reden wünschte. Hunderte von Bewaffneten folgten dem Könige von Whitehall zum Parlamentshause, achtzig Mann drangen bis in die Lobby vor; der Herrscher, nur von seinem Neffen, dem Kurfürsten von der Pfalz, begleitet, trat in den Sitzungssaal des Unterhauses ein; durch die offene Tür erblickten die Mitglieder die ihnen angedrohte Gewalt. Ein wunderliches Schauspiel, wie der König nun, vor dem Stuhle des Sprechers sich aufstellend, die Verhandlung des Hauses unterbricht, wie er versichert, daß kein König mehr als er darauf bedacht sein könne, die Privilegien des Parlaments zu schützen und wie er doch im selben Atem die Auslieferung der fünf Verräter fordert. Sie sind nicht im Saale, er findet sie nicht und der Sprecher des Hauses erklärt demütig kniend und stolz zugleich, hier habe er Augen zu sehen und eine Zunge zu reden nur was dieses Haus ihm befehle. Als der König hinausschreitet, erklingt hinter ihm der drohende Ruf: „Privileg! Privileg!“

Es war eine Szene, welche das Parlament dem Könige niemals verzeihen konnte. Er hatte gezeigt, daß er vor

der Anwendung der Gewalt nicht zurückschrecke, die Mannschaften in der Lobby warteten nur auf ein Zeichen ihres Herrn, um sich auf die Abgeordneten zu stürzen; und das Blutvergießen wurde nur vermieden, weil die fünf Mitglieder geflohen waren und der König also nicht in die Lage kam, sie dem Hause gewaltsam zu entreißen.

Noch nach Jahren hat Henriette Maria gemeint, niemand anders als sie selbst habe den König zugrunde gerichtet, denn sie habe die Absicht der Ergreifung der fünf Mitglieder ausgeplaudert und damit vereitelt. Gewiß ein unnötiger Vorwurf. Denn wie die Stimmung im Unterhause war und wie die Stadt London sich in den nächsten Tagen verhielt, darf man annehmen, daß durch die Anwendung der Gewalt von seiten des Königs der Ausbruch des Bürgerkrieges nur beschleunigt worden wäre. Eine Verständigung war aber jetzt nicht mehr möglich. Nach wenigen Tagen verließ das Königspaar die Hauptstadt, Henriette Maria bald den englischen Boden, um ihre Kronjuwelen zu Gelde zu machen und jenseits des Kanals — redlich und unermüdlich, doch mit wenig Glück — ihr Bemühen fortzusetzen, dem fürstlichen Gemahl die Hilfe des Auslandes gegen seine rebellischen Untertanen zu verschaffen.

Während einiger Monate ward zwischen Karl und dem Parlamente noch verhandelt. Der König gab selbst dem Gesetze seine Zustimmung, durch welches die Bischöfe vom Oberhause ausgeschlossen wurden. Aber der von beiden Häusern gestellten Forderung, die Festungen und die Milizen dem Befehle solcher Personen zu übergeben, welche das Vertrauen des Parlaments besäßen, also dem Verzicht auf seine eigene Militärhoheit wollte Karl sich um keinen Preis unterwerfen. „Nicht für eine Stunde," war sein letztes Wort, „ihr fordert von mir, was noch von

keinem Könige gefordert wurde und was ich nicht einmal Frau und Kindern überlassen würde."

Kurz vorher, ohne die Entscheidung des Königs abzuwarten, hatten Lords und Commons übrigens die Militärhoheit schon praktisch ausgeübt. In der sogenannten Miliz-Ordonnanz wurden von seiten der Lords und Commons für alle englischen Grafschaften die Lords-Lieutenants ernannt und mit allen nötigen Rechten, um das Land in Verteidigungszustand zu setzen, ausgestattet. Der König leugnet in seiner Gegenerklärung die Rechtmäßigkeit dieser Verfügung, er beruft sich auf ein Statut Eduards I. zum Beweise seiner ausschließlichen Militärhoheit; die beiden Häuser bestreiten sie auf Grund eben dieses Statuts. Um dieselbe Zeit legen sie dem Könige ihre letzten Forderungen in Gestalt der „neunzehn Propositionen" vor, durch welche die volle Hoheit im Staate dem Parlamente zugesprochen und dazu eine Lösung der kirchlichen Fragen in streng protestantischem Sinne gefordert wurde. Karl war vor die Entscheidung gestellt, auf die historische Stellung des Königtums in England förmlich zu verzichten oder sie im Kriege zu verteidigen. Er wählt das letztere, er ruft die Grafschaftsmilizen für sich auf. Das Parlament dagegen beschließt die Aufstellung einer Armee „für die Sicherheit der Person des Königs", für das Parlament, für die Religion und die Gesetze des Landes. Als Karl am 22. August 1642 das königliche Banner feierlich in Nottingham aufrichten ließ, auf daß seine Anhänger sich um ihn scharen möchten, da war der Bürgerkrieg in aller Form erklärt.

Wir sind den Ereignissen bis an die Schwelle des Bürgerkrieges gefolgt. Die Ausführlichkeit, die wir ihnen

gewidmet, wird berechtigt erscheinen wegen des natürlichen Zusammenhanges zwischen diesen Kämpfen im Parlamente und jenen auf dem Schlachtfelde, wenn auch von Oliver Cromwell hier noch nicht viel zu berichten ist. Zwar saß er als einer der beiden Abgeordneten der Stadt Cambridge im kurzen wie im langen Parlament. Und die erhaltenen Nachrichten gewähren insgesamt den Eindruck, daß er sich mit Redlichkeit und Eifer an den Verhandlungen beteiligt habe. Aber zu den führenden Geistern hat er nicht gehört. Er tritt auch nicht oft genug hervor, als daß man seiner Tätigkeit genau folgen könnte, er wird gleichsam nur auf Momente sichtbar. Zu einem großen Parlamentarier fehlte ihm jene dem Bedürfnisse des Augenblicks sich anschmiegende Gewandtheit des Ausdrucks, die Schlagfertigkeit in der Debatte. Für die mächtige, aus den Tiefen der Seele schöpfende Beredsamkeit seiner späteren Jahre war in dieser Versammlung noch kein Raum. „Oliver Cromwell," sagt Clarendon in einer beiläufigen Bemerkung, „ward in dieser Zeit wenig beachtet." Sein Auftreten brauchte den König nicht mit Sorge zu erfüllen. Er war nicht unter den fünf gefährlichsten Gegnern, welche Karl in offener Versammlung des Unterhauses ergreifen wollte. Sein Urteil und seine Arbeitskraft wurden zwar auch hier, im langen Parlamente, bereits wohlgeschätzt. In achtzehn parlamentarischen Kommissionen soll er mitgewirkt haben. Wenn er aber einmal mit eigener Rede in die Verhandlungen des Plenums eingriff, so war der Eindruck kein angenehmer. Man sah, heißt es, einen Mann von vernachlässigtem Äußeren, die Kleider von geringem Stoffe und schlechtem Schnitt, wie von einem ungeschickten Dorfschneider, die Wäsche nicht ganz sauber. Nur die Figur war stattlich und das Schwert stak fest an der Seite. Beim Sprechen erschien das Gesicht aufgedunsen und ge-

rötet, die Stimme klang scharf und mißtönend, und was er sagte, wurde mit größerer Heftigkeit vorgebracht, als es der Bedeutung des Gegenstandes entsprach.

Eine Schilderung, welche freilich erst nach langen Jahren niedergeschrieben wurde, und deren Verfasser, Sir Philipp Warwick, ein treuer Anhänger Karls I. war. Mit einem Anflug von Gerechtigkeitsgefühl fügt er hinzu, er habe denselben Mann nach wunderbaren Erfolgen im Besitze der Macht in Whitehall wiedergesehen, in besserer Kleidung, mit großer, majestätischer Haltung und edlem Anstand.

Wir fragen nicht, auf welcher Seite Cromwell im langen Parlamente stand. Für unterdrückte Rechte zu streiten, menschlichen Autoritäten furchtlos entgegenzutreten, war schon früher seine Art gewesen. So schließt er sich denn den Männern an, die er für die Freiheit des Eigentums, für die Rechte des Parlaments kämpfen sieht. Auf seinen Antrag kam die Bill von den jährlichen Parlamenten zur zweiten Lesung. Auch darin findet er sich mit Pym und Hampden zusammen, daß er wie sie die Herrschaft der Staatskirche zu brechen wünschte. Er ist einer der Urheber der sogenannten Stumpf und Stiel-Bill gewesen, welche die völlige Beseitigung der Bischöfe, nicht nur ihre Ausschließung aus dem Oberhause, bezweckte. Sein ganzes Leben und Sinnen galt den hohen Zielen, denen er seine Kraft im Parlamente weihte. Ihm war die große Remonstranz nicht nur eine bloße Kundgebung, sondern das Mittel, der ganzen künftigen Gesetzgebung die Richtung aufzuzwingen. Gemäßigt, wie er sie fand, denn man hatte ja, auf die Stumpf und Stiel-Bill verzichtend, die Bistümer darin bestehen gelassen, glaubte er ihr eine leichte Annahme von rechts und links voraussagen zu können und äußerte zu Lord Falkland, der anderer Meinung

war, es werde sich wohl nur eine schwache Debatte darum entspinnen. Als dann erst nach heißem Kampfe die Annahme erfolgt war, und Falkland beim Verlassen des Hauses jenen triumphierend fragte: „Nun, hat es eine Debatte gegeben?", antwortete Cromwell, darüber wolle er ein andermal reden. In bezug auf seine Person aber fügte er mit einer gewissen Feierlichkeit die leise geflüsterte Erklärung hinzu, er würde, wenn die Remonstranz verworfen worden wäre, am nächsten Morgen alles, was er besaß, zu Gelde gemacht und England nie wieder gesehen haben. „So nahe," sagt Clarendon wehmütig, „winkte dem armen Königreiche damals die Rettung."

Cromwells Natur entsprach es, mit festem Schritte schon auf das eigentliche Ziel loszugehen, wenn die anderen, vorsichtiger und klüger, es vielleicht nur auf Umwegen langsam erreichen zu können meinten. Er war es, der schon im November 1641 den Antrag zum Beschlusse im Unterhause brachte, daß Graf Essex den Befehl über die Milizen südlich vom Trent (den der König ihm früher übertragen), annehmen und bis auf weitere Anordnung des Parlaments behalten solle. Erst an diesem Nachsatze erkennt man den eigentlichen Sinn des Beschlusses, welcher nichts Geringeres bezweckte, als die bewaffnete Macht im mittleren und südlichen England unter die Kontrole des Parlaments zu stellen. Dieses Mal scheiterte die Ausführung noch an der fehlenden Zustimmung der Lords. Aber die hier, mitten in den verwirrenden politischen Verhandlungen, gegebene Anregung offenbart bereits den Scharfblick einer genialen Persönlichkeit, welche klarer als irgend jemand in England erkannte, daß im politischen Leben zuletzt alles auf den Besitz der Macht ankommt und welche, die Möglichkeit des Bürgerkrieges ruhig ins Auge fassend, die Wehrkraft des Landes beizeiten in die Ge-

walt der eigenen Partei zu bringen versuchte. Cromwell wußte damals noch nicht, daß mit diesen Milizen kein Krieg zu führen war. Und doch liegt dieser Schritt schon auf dem Wege des großen Armeeorganisators und Feldherrn der folgenden Jahre, der die Waffe selbst schmiedete, mit der er die Siege des Parlaments erfocht, und der, fest im Glauben an eine höhere Berufung, 1645 die Worte niederschrieb: „Gott hat das Schwert in die Hände des Parlaments gelegt, zum Schrecken den Missetätern und zum Ruhme denen, die wohltun."

Fünftes Kapitel

Der Feldzug von 1642

Zwar hat auch die Geſchichte der Tudorepoche von wiederholten Aufſtänden in den Grafſchaften zu reden, auch von ſolchen, bei denen es ſich nicht allein um wirtſchaftliche Nöte, ſondern um ideale Güter, ſelbſt um Glaubensfragen handelt. Einen Bürgerkrieg aber hatte England ſeit den Tagen der roten und der weißen Roſe nicht mehr erlebt. Und es iſt ſchwer, in dieſen Kämpfen des 15. Jahrhunderts etwas anderes zu ſehen als das Austoben einer in den franzöſiſchen Kriegen mächtig gewordenen, aber auch verwilderten Ariſtokratie, nach deren Vernichtung erſt durch ein ſtarkes Königtum eine neue Ordnung begründet werden konnte.

Dem gegenüber gewährt freilich das Ringen zwiſchen Karl I. und dem Parlamente ein weit anderes Bild. Nicht um die ſelbſtſüchtigen Zwecke großer Herrren ward gefochten, ſondern um die höchſten Güter des Menſchen, um Religion, Freiheit und Recht, auf der einen, um die Monarchie und die überlieferte Staatsordnung auf der andern Seite. Jeder Teil glaubte an die Gerechtigkeit ſeiner Sache, die Königlichen wahrlich nicht minder als die Parteigänger des Parlaments. „Ich beſchwöre Dich," ſchrieb Edmund Verney, der für Karl I. ſtritt, an ſeinen Bruder im parlamentariſchen Lager, „bedenke,

daß die Majestät geheiligt ist. Gott sagt: Leget nicht die Hand an meinen Gesalbten."

Wer zum Könige hielt und wer zum Parlamente, läßt sich schwer in zwei Worten ausdrücken. Es ist bald gesagt, daß sich der Süden und Osten, die reicheren Teile Englands dem Parlamente anschlossen, die nördlichen und westlichen Grafschaften dem Könige. Aber auch innerhalb dieser geographisch getrennten Bezirke waren die Gegensätze nicht ausgelöscht, gab es in königlichen Bezirken Plätze zu bezwingen, die dem Parlamente anhingen und umgekehrt. Und wenn man daneben sagen dürfte, daß der große und kleine Adel die Partei Karls I. ergriffen habe, die Städte und die Freisassen dagegen diejenige des Parlaments, so hätte man doch sofort eine Fülle von Ausnahmen zu dieser Regel zu verzeichnen; vor allem könnte hierdurch die irrtümliche Vorstellung erweckt werden, als habe es sich im Bürgerkriege um Klassengegensätze oder um den Streit wirtschaftlicher Interessen — etwa zwischen Stadt und Land — gehandelt. Von solchen Dingen ist aber nicht die Rede, es war ein Kampf um weit höhere Ziele, um religiöse und politische Ideale, es war ein Kampf zweier Weltanschauungen.

In der beginnenden Geschichte des Bürgerkrieges fällt am meisten die Tatsache auf, daß es eine wirkliche Armee, mit der eine der beiden Parteien ihre Sache hätte durchfechten können, in England gar nicht gab. Tastende Versuche auf beiden Seiten, Einfluß fremder Vorbilder, allmähliches Entstehen zweier Heere, die miteinander kämpfen, bis das eine unterliegt und verschwindet, das andere übrigbleibt — das ist, obenhin betrachtet, die armeege-

schichtliche Seite des englischen Bürgerkrieges. Die lange Dauer desselben ist ebenfalls hiermit erklärt. Der Höhepunkt des Krieges ist erst erreicht und etwas wie eine definitive Entscheidung konnte erst eintreten, als die kämpfenden Heere — und das erforderte Jahre — auf der Höhe der Kriegskunst ihrer Zeit angelangt waren. Die siegreiche Partei ist auch diejenige, deren militärische Durchbildung am gründlichsten war. Die so geschaffene Armee aber war Cromwells Werk.

Wie kommt es nun, daß es so gänzlich an einer geeigneten militärischen Organisation fehlte? Die Antwort liegt in der englischen Geschichte des vorangegangenen Jahrhunderts. England war im vollen Sinne des Wortes erst in den Tagen Elisabeths eine Seemacht geworden. Als 1588 Philipp II. seine unüberwindliche Armada gegen das Inselreich aussandte, war die englische Flotte schon stark genug, um dem furchtbaren Angriffe auf dem Meere Trotz zu bieten. Ein ganzes Programm für die Zukunft lag in diesem Entschlusse. Es war die Verwirklichung des von den Theoretikern des 16. Jahrhunderts ausgesprochenen Gedankens, daß das Vaterland auf dem Meere zu verteidigen sei, daß eine feindliche Landung an Englands Küsten ausgeschlossen sein müsse. Damals hieß es noch, wenn gleichwohl die Spanier in England landeten, daß alsdann, wie eine Reservemacht für die Flotte, 130 000 Mann Milizen da seien, um den landenden Spaniern die Stirn zu bieten. Die Armada ward geschlagen und von den Küsten Englands verscheucht, die Entscheidung war auf dem Meere gefallen. Die 130 000 erhielten keine Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit zu bewähren. Von dieser Zeit an war die Gefahr eines in England zu führenden Krieges geschwunden, die Flotte ward gepflegt, die Landmacht vernachlässigt.

Nur wenn England einen Offensivkrieg im Auslande zu führen hatte, war eine Armee vonnöten. Dann aber warb man Soldaten; wenn die erforderliche Zahl nicht zusammenkam — und das war wohl die Regel — so wurden die Fehlenden gepreßt. Viel Ehre haben freilich die Engländer mit solchen Armeen nicht eingelegt; sie wurden fast regelmäßig geschlagen. Das englische Volk schien unkriegerisch geworden oder hatte doch die Lust verloren, dem Könige in fremden Ländern den Heerdienst zu leisten, von dem nicht viele wiederzukehren pflegten.

So suchte zunächst jeder von denen, die gepreßt wurden, noch die Mittel aufzutreiben, um wieder loszukommen. Man kennt die erbaulichen Beschreibungen, welche Shakespeare im Heinrich IV. von solchen Werbungsgeschäften gibt. Der würdige Sir John Falstaff hat den Auftrag zur Aushebung von 150 Mann zu Fuß erhalten. Er hat zunächst, nach seiner eigenen Erzählung, junge Männer aus wohlhabenden Familien ausgehoben, solche, die eben im Begriff sind, zu heiraten, lauter Leute, welche „ebenso gern den Teufel hören als eine Trommel" und bereit sind, sich für schweres Geld, das in Falstaffs Taschen fließt, loszukaufen. Was sich in solcher Weise nicht freimachen kann und schließlich in die Truppe eingestellt wird, sind jene elenden, zerlumpten Gestalten, der Auswurf der Straße und der Gefängnisse, bei deren Anblick jemand zu Falstaff sagt, er habe wohl alle Galgen abgeladen und die toten Leichname geworben. An anderer Stelle wird uns ein solcher Aushebungsakt selbst vorgeführt. Die beiden brauchbarsten Leute kaufen sich für je 40 Schillinge los; die Tapferen, welche dagegen Falstaffs Armee wirklich eingereiht werden, sind der mutige Frauenschneider Schwächlich, der armselige Schatte und der dünnbeinige, arg verwachsene Warze. Die ganze Schilderung, von

Shakespeare in die Regierung des ersten Lancaster verlegt, ist doch sicherlich nur als eine Satire auf die Zeit des Dichters selbst zu verstehen, auf die militärischen Verhältnisse unter Elisabeth und Jakob I.

Genug, ein stehendes Heer, wie die Franzosen es seit dem 15. Jahrhundert besaßen, kannte man in England nicht. Zwar fochten britische Untertanen in allen Armeen Europas. Man fand sie regimenterweise in Schweden und Österreich, in Spanien und Holland — nur nicht in ihrer englischen Heimat. Die Frage, wem die Armee zufallen werde, ob dem Könige oder dem Parlamente, konnte nicht aufgeworfen werden, denn es gab garkeine Armee in England.

Um so wichtiger war die Haltung der Flotte beim Ausbruche des Bürgerkrieges. Hier erlebte nun der König die schwere Enttäuschung, daß sich die gesamte Seemacht mit seltener Einmütigkeit auf die Seite seiner Gegner schlug. Karls Versuch, in letzter Stunde einen seiner Getreuen zum Befehlshaber über die Flotte zu erheben, mißlang vollständig. Nicht ein einziges Kriegsschiff gehorchte mehr dem Monarchen, welchem nach der herkömmlichen Anschauung die Herrschaft zur See gebührte.

Immerhin mußte der Kampf zu Lande die Entscheidung bringen. Sah man sich nun nach einer militärischen Organisation um, von der beide Parteien bei der Formierung ihrer Streitkräfte ausgehen konnten, so kamen allein die Milizen in Betracht oder die im ganzen Lande bestehenden trained bands. Sie waren errichtet in dem Gedanken, daß jedermann verpflichtet sei, mitzuwirken bei der Verteidigung des Vaterlandes im Falle eines auswärtigen Angriffs. Die Wohlhabenderen mußten Reiterei stellen, die übrigen als Fußsoldaten dienen. Aber diese „trainierten Banden" waren schon unter Elisabeth so wenig

trainiert, daß man schauderte bei dem Gedanken, sie gegen eine fremde Armee verwenden zu müssen. Ein wahres Glück für England, daß seine Rettung vor dem Angriff Philipps II. nicht von den 130 000 Mann Milizen abhing, denen im Falle einer Landung der Spanier die Verteidigung des englischen Bodens obgelegen hätte. Die trained bands pflegten in jeder Grafschaft einmal im Monat anzutreten. Mannschaften und Waffen wurden gemustert, der leitende Beamte (muster-master) bekam sein Geld, der Hauptmann ward mit einer Salve begrüßt und im übrigen wurde fast nur gegessen und getrunken. Übungen wurden kaum gemacht. „Der Gott, welchen sie verehren," sagt ein Militärschriftsteller des 17. Jahrhunderts, „ist nicht Mars, sondern Bacchus."

Nur die Londoner Milizen standen auf einer höheren Stufe militärischer Bildung und Leistungsfähigkeit. Auf ihnen beruhte vornehmlich das Gewicht, welches die Hauptstadt manchmal bei großen politischen Fragen in die Wagschale zu werfen vermochte. Ihre Macht hatte die fünf Unterhausmitglieder vor der Gewalttat Karls I. geschützt und selbst neben den Heeren des Bürgerkrieges konnten sie gelegentlich noch eine Rolle spielen. Treu der Sache des Parlaments, bildeten die 18 000 Mann der Londoner trained bands eine wertvolle Reservetruppe für die parlamentarische Armee.

Der Wert dieser Milizen mußte also zunächst erprobt werden. Karl suchte sie durch seine in die Grafschaften gesandten Aushebungspatente (commissions of array) für sich unter die Waffen zu bringen; unter ihrem Schutze entfaltete er die königliche Standarte in Nottingham. Und auch das Parlament hatte mit seiner Miliz-Ordonnanz zunächst nur die trained bands im Auge. Nun erwiesen sich diese aber schnell genug als völlig unbrauchbar.

König und Parlament, beide machten in den Grafschaften, die jedem zur Verfügung standen, dieselben schlechten Erfahrungen. Die trained bands weigerten sich, ihre Grafschaft zu verlassen oder überhaupt zu kämpfen, sie hatten keine Schulung und keine Disziplin. Das Beste an ihnen waren ihre Vorräte an Waffen und Munition und diese haben in der Tat eine wichtige Rolle gespielt. Karl I. nahm bald nur diese und verzichtete auf die Hilfe der trained bands.

Nun versuchte man es mit freiwilligen Leistungen. Viele Wohlhabende steuerten Geld bei zur Ausrüstung von Soldaten und traten auch selbst ins Heer ein. John Hampden verpflichtete sich, drei Reiter auszurüsten und 200 £ zu zahlen, Cromwell gab 500 £. In den höheren Klassen war die Begeisterung und Opferwilligkeit auch für den König nicht gering. Das zahlreiche Eintreten des Adels hat der Partei den Namen der Kavaliere eingetragen. Auf der royalistisch gesinnten Universität Oxford war bald mehr vom Kriege als von der Wissenschaft die Rede. „Hier sieht man nichts als Soldaten auf und niedergehen," heißt es in dem Briefe einer vornehmen Dame. Groß war die Zahl der Schüler, welche sich dem Heere des Königs anschlossen, so wie es jener Jünger tat, der in einer gereimten Geschichte des Bürgerkrieges selbst davon erzählt:

In Oxford war ich kaum, der Studien beflissen,
Da hatte ich alsbald mich wieder losgerissen:
Statt staub'ger Bücher kauft' ich ein Roß mir und Pistolen,
Die akadem'schen Grade vom Schlachtfeld mir zu holen.

Der Befehl über die Parlamentstruppen ward in aller Form demselben Grafen Essex übertragen, welchen Cromwell schon vor einem halben Jahre damit betraut wissen wollte. Essex war ein Mann von vornehmer Herkunft, der Sohn des gleichnamigen Günstlings der Königin Elisabeth, und Karl I. hat gemeint, auch ihn durch Beweise seiner Gnade gewinnen zu können. Doch Essex besaß Charakter und trat, seiner Überzeugung folgend, auf die Seite des Parlaments. Zum Anführer wählte man ihn offenbar um seiner militärischen Erfahrung willen, denn er hatte den Krieg in Deutschland und in den Niederlanden gesehen. An der Spitze der parlamentarischen Truppen zeigte er sich brav und pflichtvoll, aber auch nicht mehr als das. Seine Begabung war von denen, die ihn so hoch gestellt hatten, wohl überschätzt worden. Seine Kriegführung war im ganzen nicht glücklich, oft in der Anlage verfehlt. Erst als die militärischen Formationen der früheren Epoche des Bürgerkrieges nebst ihrem Führer zurücktraten, ist durch das neugeschaffene Heer und durch den mit ihm großgewordenen, volkstümlichen Feldherrn der Sieg der Revolution entschieden worden.

Als Essex im September 1642 bei der parlamentarischen Armee eintraf, welche in einer Stärke von 20 000 Mann in Northampton stand, war sein Übergewicht über die Streitkräfte des Königs so groß, daß man wohl glauben durfte, er werde nur nach Nottingham zu marschieren brauchen, um mit einem Schlage den ganzen Bürgerkrieg zu Ende zu bringen. Karl hatte Mangel an Truppen, mehr noch an der genügenden Menge von Waffen, um aus den Freiwilligen, die sich um ihn scharten, wirkliche Soldaten zu machen. Den Angriff des Feindes in Nottingham zu erwarten, fühlt er sich nicht stark genug. Er beschließt, sich mit seinen Leuten den westlichen Graf-

schaften zuzuwenden, wo ihm ein stärkerer Zufluß von streitbaren Mannschaften in Aussicht gestellt war. Die Hoffnung täuschte nicht. In Shrewsbury, in Chester, wo er sein Quartier nahm, strömte die Gentry der Grafschaften zahlreich zu seinen Fahnen. Essex, von den Bewegungen der Königlichen unterrichtet, zieht in parallelem Marsche nach Westen. Die beiden Gegner nähern sich einander, man sieht auf beiden Seiten dem Kampfe mit Eifer entgegen. Die Anführer, Karl selbst sowohl wie Essex, treten unter ihre Leute mit einer Ansprache, die in den Armeen verbreitet wird; beide erklären aus voller Überzeugung, daß auf ihrer Seite für den König und die wahre protestantische Religion gefochten werde. In der Nähe von Worcester, bei Powick Bridge, fand das erste feindliche Zusammentreffen statt. Auf beiden Seiten nur eine kleinere Abteilung, nach Hunderten zählend, zwei Züge von Reiterei, welche hier halb zufällig aneinander geraten. Der Führer der Royalisten, durch die Annäherung des Feindes von behaglichem Ausruhen auf dem Wiesengrunde aufgeschreckt, läßt seine Leute aufsitzen und jagt den Rebellen entgegen. Dem Anprall der königlichen Reiterei hält die parlamentarische nicht stand, nach kurzem Gefecht wendet sie sich zur Flucht, eine Strecke weit von den Siegern verfolgt. Kaum ein Schuß war abgegeben, fast nur mit der blanken Waffe gefochten worden, das ganze Treffen gleichsam vorbildlich für die wichtige Rolle, welche in den Schlachten des Bürgerkrieges der Kavallerie zuteil wurde.

Der Held dieser kühnen Reiterattacke war Pfalzgraf Ruprecht oder Prinz Rupert, wie man ihn in England nannte, von nun an die glänzendste Figur in der königlichen Armee. Ein Neffe Karls I., war er als der Sohn des Winterkönigs ein Glied jener Geschwisterreihe, welche

infolge des böhmischen Abenteuers ihres Vaters auch nach dessen Hintritt noch von der pfälzischen Heimat so lange verbannt blieb, als der Krieg in Deutschland währte. Rupert selbst, der nächste nach dem zur Herrschaft berechtigten Kurfürsten Karl Ludwig, war durch das Schicksal der Familie, für die es galt, einen Fürstenthron zurückzuerobern, wie durch seine Neigung dem militärischen Berufe zugewandt worden. In Deutschland war er tapfer kämpfend in kaiserliche Gefangenschaft gefallen. Nach langer Haft befreit, erschien er in Nottingham vor dem königlichen Oheim und stellte ihm seinen Degen gegen die Rebellen zur Verfügung. Der König erhob ihn zum Befehlshaber über seine gesamte Reiterei, und zwar mit dem Rechte, von niemandem als von ihm selbst Befehle zu empfangen: sehr zum Schaden der einheitlichen Führung; denn nun sah sich Graf Lindsey, der Höchstkommandierende der königlichen Armee, außer stande, über die Bewegungen der Reiterabteilungen seines Heeres frei zu gebieten. Rupert war voller Geist und Initiative, von vielseitigster Begabung, kühn und feurig in der Schlacht, aber auch schnell hingerissen von dem Rausch des augenblicklichen Erfolges und dann nicht mehr fähig, das gesamte Schlachtbild zu überblicken, im Grunde also niemals mehr als ein schneidiger Kavallerie-Oberst, und ohne die Größe des Feldherrn. Und doch heftete sich in den ersten Jahren des Bürgerkrieges der Ruhm der Unbesiegbarkeit an seinen Namen und ward erst zerstört, als auf der Seite des Parlaments ein Größerer ihm gegenübertrat.

Manche haben im Anfang noch an eine schnelle Beendigung des Bürgerkrieges geglaubt. Von einem Friedensschluß ist viel die Rede gewesen. Andere hofften auf einen raschen Sieg des Königs. Wenn es ihm z. B. gelang, an der Spitze siegreicher Truppen bis nach London

vorzubringen, so war es doch sehr zweifelhaft, ob die trained bands fähig sein würden, die Verteidigung der unbefestigten Hauptstadt zu übernehmen, in der die Royalisten schon wieder zuversichtlicher auftraten. Auch Karl I. mag sich das Ende des Bürgerkrieges nicht anders vorgestellt haben, als daß er, im Besitze seiner Hauptstadt, die Unterwerfung des Landes erzwingen würde. Die Parlamentsarmee mußte also, ehe der König sich London näherte, eine Entscheidung durch die Schlacht herbeiführen. Karl war von Shrewsbury her auf Banbury marschiert und im Begriffe, diesen von einer ihm feindlichen Besatzung gehaltenen Platz zur Übergabe zu bringen, als auch Essex, von Worcester kommend, eilig heranzog. Die Königlichen vernahmen es und besetzten, um einem Kampfe ruhig entgegensehen zu können, die Höhe von Edgehill. Essex stellte in einiger Entfernung von diesem Hügel seine Armee in Schlachtordnung auf und wählte damit das sicherste Mittel, den Gegner zum Kampfe zu zwingen. Diesen auf seiner erhöhten Position anzugreifen, hätte er nicht wagen dürfen, aber auch so konnten Karls Truppen sich dort oben, von ihren Verbindungen abgeschnitten, in einer dem Könige feindseligen Landschaft — die festen Plätze in den Händen der Gegner — nicht lange halten. Sie kamen wirklich in die Ebene herunter und formierten sich zur Schlacht. So war der ganze Vormittag des 23. Oktober 1642 und ein Teil des Nachmittags schon vergangen. Der Tag währte nur noch wenige Stunden, und man überlegte im königlichen Heere, ob man nicht besser täte, die Schlacht erst am folgenden Tage zu schlagen. Aber inzwischen konnten die Rebellen Verstärkungen an Mannschaft und Munition aus der Nachbarschaft heranziehen, und Hampden, der mit zwei Regimentern noch nicht zur Stelle war, würde sich mit seinen

Kampfesbrüdern vereinigen, der König aber hatte keinen weiteren Zuzug zu gewärtigen.

Die Schlachtordnung der beiden Armeen war einfach. Zu komplizierteren taktischen Formationen zu greifen, wie sie in den festländischen Kriegen des Jahrhunderts beliebt waren, eine Nachahmung etwa der schweren „spanischen Bataillone" oder der aus Fußvolk und Reiterei gemischten Kampfesgruppen Gustav Adolfs zu versuchen, verbot sich bei diesen wenig durchgebildeten Mannschaften wohl von selbst. Die Führer durften kaum daran denken, in solcher Weise ihre auf auswärtigen Feldzügen gesammelten Erfahrungen zu verwerten. Das Fußvolk in der Mitte, in drei Treffen geordnet, auf den beiden Flügeln die Reiterei, so stellt man sich zum Kampfe auf. Während die Geschütze auf beiden Seiten spielen, rücken die Heere gegen einander vor. Die Stärke der königlichen Kavallerie befand sich auf dem rechten Flügel. Von hier aus ward auch der erste schwere Angriff unternommen. Rupert sprengte mit seinen Schwadronen im Bogen gegen die feindlichen Reitermassen, diese in der Flanke fassend, heran. Der Vorteil des Angreifers ward erhöht durch die Untreue in den Reihen der Parlamentsarmee. Der Führer einer Truppe ritt, ehe der Kampf begann, mit seiner ganzen Mannschaft aus den Reihen der Parlamentarischen heraus, die Leute schossen ihre Pistolen gegen den Erdboden ab und wendeten sich zusammen mit den Scharen Ruperts gegen ihre bisherigen Kampfgenossen. Der Anblick des Verrats im eigenen Lager lähmt die Widerstandskraft der Parlamentarischen auf dem linken Flügel. Dem Anprall der Reitermassen Ruperts halten sie nicht lange stand. Sie werfen die Pferde herum und jagen davon in wilder Flucht, verfolgt von den Kavalieren. Sie stoßen auf die eigene Infanterie, auf das

Regiment des Obersten Hollis, welcher sich persönlich den fliehenden Reitern in den Weg stellt und sie zum Stehen zu bringen versucht. Nicht ganz umsonst, denn drei Schwadronen machen eine Schwenkung und sammeln sich von neuem. Die größere Masse aber jagt über die Ebene dahin mitten durch Hollis' Regiment hindurch. Von den Feinden verfolgt, fliehen sie weit über das Schlachtfeld hinaus bis gegen das Dörfchen Kineton, wo der Troß der Parlamentarischen, darunter der Wagen des Grafen Essex, den Feinden in die Hände fällt.

Nicht minder glücklich war der Angriff verlaufen, welchen der linke Flügel der Königlichen auf die Feinde unternommen hatte. Zuerst wurde durch vorgeschickte Dragoner die Stellung, welche eine Abteilung Musketiere hinter einigen Hecken besetzt hatte, aufgehoben. Dann folgte auch hier siegreiches Vordringen der Kavallerie und meilenweite Verfolgung des Gegners. Die ganze Reiterei der Königlichen war also, während die Schlacht sich noch entwickelte, Abteilungen des Feindes vor sich hertreibend, schon weit von ihren alten Stellungen entfernt. Selbst die Reserven und mit ihnen die Leibwache des Königs waren in ihrer Ungeduld den Scharen Ruperts gefolgt.

Auf dem eigentlichen Schlachtfelde hatten unterdessen die Parlamentarischen gesiegt. Das königliche Fußvolk, dreimal zum Angriffe vorgehend, war dreimal zurückgeworfen worden. Nun hatte es selbst den Vorstoß der Parlamentarischen auszuhalten, der durch Infanterie und Kavallerie mit großer Wucht durchgeführt wurde. Zwei königliche Regimenter wurden völlig vernichtet. Graf Lindsey, der als Höchstkommandierender gleichwohl bei seinen beschränkten Befugnissen das Verschwinden seiner Reiterei vom Schlachtfelde nicht hatte verhindern können, stand nun mitten im Kampfe und fiel tödlich verwundet

in die Hände des Feindes. Der tapfere Edmund Verney hielt die königliche Standarte in seiner Hand. Die ihn umdrängenden Feinde wollten sein Leben verschonen, wenn er die Fahne ihnen übergebe. Sein Leben gehöre ihm, war seine Antwort, die Fahne dem Könige, und er werde sie lebend nicht fahren lassen. Er verteidigte sie bis zum letzten Atemzuge.

Als die Reiterei von ihrem zu weit geführten Verfolgungszuge auf das Schlachtfeld zurückkehrte, fand sie das Zentrum der Königlichen durchbrochen und zerstört. Aber nun trat die Dunkelheit ein, welche Freund und Feind zu unterscheiden unmöglich machte. Die Schlacht ward abgebrochen, beide Heere verbrachten die bitterkalte Oktobernacht in den Stellungen, wo sie sich eben befanden, als warteten sie nur auf den neuen Tag, um weiterzufechten. Doch ward am 24. keine neue Schlacht geschlagen. Beide Teile begnügten sich mit ihrem halben Erfolge und sprachen schlechthin von ihrem Siege.

Die umsichtigere Führung war der parlamentarischen Truppe eigen, bei den Königlichen war mehr Tatkraft und Initiative. Zwar hatte Karl I. selbst nur vom hohen Edge-Hill herab dem Kampfe zugeschaut, zum Schlachtenlenker fühlte er sich nicht berufen. Aber nun setzte er doch seinen Marsch gegen London rüstig fort und ward von der Parlamentsarmee zunächst nicht aufgehalten. Im Triumph hielt er seinen Einzug in Oxford. Erst in Brentford an der Themse, wenige Meilen von London entfernt, stieß er auf den Widerstand von Parlamentstruppen. Sie wurden durch Ruperts Reiterei in stürmischer Attacke auseinandergejagt. Aber nun regte sich auch in der City die Furcht vor den herannahenden Kavalieren; die Treue zum Parlament ward durch die Sorge um Hab und Gut noch gestärkt. Denn man hatte schon gehört, wie die Leute

Ruperts sich mit Kontributionen und Lieferungen nicht zu begnügen pflegten. Wer heute Whitelocks Schilderung liest, wie die auf einem seiner Güter einquartierten 1000 Mann königlicher Reiterei daselbst gehaust haben, dem kann die Ähnlichkeit mit den Taten der verrohten Soldateska des Dreißigjährigen Krieges nicht unbemerkt bleiben. Ohne Kampf sollte der König doch nicht in die Hauptstadt hereinkommen. Die Hauptstraßen wurden durch Ketten versperrt, Erdwerke aufgeworfen, die Londoner trained bands traten unter die Waffen, Leute aus der Nachbarschaft stießen zu ihnen, zusammen mit den bei Edgehill bewährten Parlamentstruppen nahmen sie ihre Aufstellung auf den Gemeindewiesen von Turnham Green. In numerischer Überlegenheit, 24 000 Mann stark, erblickte Karl hier seine Gegner versammelt, „stramme, tapfere, stattliche Leute, so gut gekleidet und bewaffnet, wie je eine Armee sein konnte und offenbar auch ebenso kampfesfreudig." Mit einer schönen Kavallerie-Attacke war es hier nicht getan. Mehrere Stunden lang standen die Heere einander gegenüber — denn auch Essex wagte mit den zahlreichen Gelegenheitssoldaten in seiner Armee nicht zum Angriffe zu schreiten. Endlich eine kurze Kanonade und der König zog sich mit seinen Truppen zurück, unbehelligt von den Parlamentarischen. London hatte sich ihm versagt. Eine rasche Beendigung des Kampfes war nun nicht mehr zu erwarten. Turnham Green, sagt Gardiner, war das Valmy des englischen Bürgerkrieges.

„Ich wurde schnell, seitdem ich Kapitän einer Reiterschwadron geworden war, befördert und emporgehoben, von kleineren Vertrauensposten zu größeren. Ich mühte

mich, mein Amt, so gut ich konnte, zu verwalten; und Gott hat mich gesegnet nach Seinem Gefallen." Mit diesen Worten, stolz bescheiden, umschrieb im Jahre 1657 der Protektor Oliver Cromwell seine militärische Laufbahn.

Sie begann mit dem Ausbruche des Bürgerkrieges. Wie Hampden und Holles, wie so mancher andere, der eben noch die Sache des Landes im Parlamente vertreten hatte, zog auch Cromwell persönlich ins Feld. Jene beiden hatten den Auftrag übernommen, je ein Regiment Infanterie aufzustellen. Cromwell dagegen warb einen Trupp Reiter. Angeborene Vorliebe für Pferde und Reitkunst, wie sie von ihm behauptet wird, mag für die Wahl der Waffe ebensosehr bestimmend gewesen sein, wie die Voraussicht, welche Bedeutung der Kavallerie in dem bevorstehenden Kampfe zufallen werde. Als im August 1643 in einer Stadt — man weiß nicht mehr, wo — die jungen Männer und Mädchen ihre Sparpfennige zusammenlegten, um eine Kompagnie Fußvolk auszurüsten, da fand Cromwell die Absicht vortrefflich. Nur riet er, das Fußvolk in eine Reiterschwadron zu verwandeln; denn diese werde der Sache des Parlaments nützlicher sein als zwei oder drei Kompagnien Fußvolk.

In der Tat war die Infanterie jener Zeit noch eine schwerfällige Waffe und zum Angriff wenig geeignet. Sie mag in Essex' Armee zu einem Drittel aus Pikenieren und zu zwei Dritteln aus Musketieren bestanden haben, eine Zusammensetzung, bei welcher man nur die starke Vertretung der Feuerwaffe auffallend finden kann. Denn diese war damals noch ganz unentwickelt. Die langen und schweren Gewehre mußten beim Schießen durch eine in den Boden gesteckte Gabel gestützt werden, welche der Mann zu seiner übrigen Ausrüstung auf dem Marsche mit

sich zu führen hatte. Das Laden war umständlich und zeitraubend. Nicht erst beim Beginn des Kampfes, sondern schon bei der bloßen Nähe des Feindes sollte der Musketier seine Zündschnur brennend in Bereitschaft halten, um überhaupt dazu zu gelangen, seine Waffe in der Schlacht abzufeuern. War es geschehen, so war er wehrlos, besonders einem Kavallerieangriff gegenüber, bis er von neuem geladen hatte. Einen gewissen Schutz mochten wohl inzwischen die Pikeniere den Musketieren gewähren. Bei Edgehill, als das Zentrum der Königlichen dreimal zurückgeworfen war und die Musketiere vor den nachdrängenden parlamentarischen Truppen nicht mehr zum Gebrauche ihrer Waffe gelangen konnten, nahmen, dem offiziellen Berichte zufolge, die Pikenträger sie schützend auf. Nur in ihrer taktischen Vereinigung also konnten die beiden Gattungen der Infanterie wohl auch einmal gegenüber einem entschlossenen Reiterangriffe standhalten.

So mußte die Führung im Kampfe, der Angriff in der Schlacht wesentlich der Kavallerie zufallen. Und hier war der König besser daran als seine Gegner. Ihm folgte der große und kleine Adel, der die Pferde nur aus seinen Ställen zu holen brauchte und mit Dienern und Jägern aufsitzen und den Reiterdienst für den angestammten Herrscher tun konnte. So allein erklären sich die Erfolge der Kavaliere in den ersten Schlachten des Bürgerkrieges. Königstreue, ritterlicher Sinn und die adlige Waffe der Kavallerie schienen ein für allemal zusammen zu gehören. —

Da hat nun Cromwell das Bedeutende geleistet, daß er, von einer kleinen Formation ausgehend und zu größeren fortschreitend, auch für die parlamentarische Armee eine Reitertruppe geschaffen hat, die es mit jeder andern aufzunehmen imstande war. Er empfing den Auftrag zur

Anwerbung einer Schwadron, die zuerst in der Stärke von 60, später von 80 Mann erscheint. Was die vornehme Geburt und Ritterlichkeit für die Kavaliere bedeutete, das ward in Cromwells Truppe durch religiösen Sinn und Begeisterung für die Ziele des Kampfes ersetzt. „Bei seinem ersten Eintritt in den Krieg," schreibt Richard Baxter, „als er noch ein einfacher Reiter-Kapitän war, war schon sein besonderes Bemühen darauf gerichtet, fromme Männer in seine Truppe zu bekommen. Diese Leute verstanden mehr als gemeine Soldaten, sie kannten besser die Bedeutung und die Folgen des Krieges." Wer für Kirche und Staat eintritt, meint dieser Schriftsteller weiter, stellt diese beiden höher als sein Leben und wird es gerne dafür einsetzen. Cromwell müsse es wohl gewußt haben, daß die frommen Leute auch die tapfersten sind.

Von den ersten Taten dieser Schwadron weiß man nicht viel. Cromwell sorgte dafür, daß die Grafschaft Cambridge dem Parlamente erhalten blieb. Er focht bei Edgehill, und man darf, entgegen späterer Verleumdung, gewiß der zeitgenössischen Meldung Glauben schenken, daß er und seine Truppen zu denen gehörten, welche bis zur letzten Minute kämpften. Von seinem bescheidenen Platz aus beobachtete er diese ersten Zusammenstöße mit kritischem Blick. Nach vielen Jahren hat er noch erzählt, wie er eines Tages — es mag noch vor Edgehill gewesen sein — zu John Hampden gesagt habe, man sollte Essex' Armee noch einige Regimenter hinzufügen, und zwar Männer, die vom richtigen Geiste beseelt seien. Diese hier seien ja nur ehemalige Dienstboten und Kellner. Drüben bei den Kavalieren aber habe man Personen von Stand und Rang. „Glaubt Ihr, daß so geringe Leute je fähig sein werden, sich mit Edelleuten zu messen, die Ehre, Mut und Entschlossenheit besitzen? Ihr müßt Männer haben, —

nehmt es mir nicht übel —, so herzhaft wie Edelleute, oder Ihr werdet immer geschlagen werden." Hampden fand den Gedanken gut, aber unausführbar. Cromwell hat ihn verwirklicht.

Gegenüber den umfassenden Absichten des Königs, von denen wir bald hören werden, entstand in verschiedenen, dem Parlamente anhängenden Teilen Englands der Plan, unter Zusammenfassung mehrerer Grafschaften kleine Sonderarmeen zu Verteidigungszwecken zu bilden. Von diesen Vereinigungen wurde diejenige der östlichen Grafschaften, nämlich die von Norfolk, Suffolk, Essex, Hertford, Cambridge die wichtigste, besonders weil ihr Cromwell seine Tatkraft widmete. Er beurlaubt sich von des Grafen Essex' Armee, er zieht mit seinen Reitern nach dem Osten, er wird, da er als Abgeordneter für Cambridge das allgemeine Vertrauen in dieser Gegend genießt, einer der leitenden Kommissare der „Östlichen Association", er erweitert seine Schwadron zu einem Regimente, welches, zuletzt als ein Doppelregiment mit 14 vollen Schwadronen, im ganzen etwa 1100 Reiter umfaßt. Nun kann er auch jene, dem Vetter Hampden gegenüber ausgesprochenen Gedanken zur Tatsache werden lassen. Freisassen und Freisassen-Söhne, sagt Whitelock, seien in Cromwells Regiment gewesen, Leute, denen dieser Krieg Herzenssache war. „Mit der inneren Wehr des beruhigten Gewissens und der äußeren ihrer guten eisernen Waffen pflegten sie wie Ein Mann zu stehen und tollkühn anzugreifen."

Den größeren Teil des Jahres 1643 finden wir Cromwell neben den Sorgen des Krieges mit der Verstärkung seines Reiterregiments beschäftigt. Immer kehrt in seinen Briefen der Gedanke wieder, daß es wichtig sei, redliche, fromme — Cromwell sagt: gottselige — Männer zu bekommen. „Hebet doch bitte," mahnt er, „ehrliche gott-

selige Männer aus, dann will ich sie in mein Regiment nehmen." Besonders die Offiziere, also die Kapitäne der Schwadronen sollen so geartet sein. „Wenn ihr gottselige, ehrliche Männer als Reiterkapitäne wählt, so werden auch ehrliche Männer ihnen folgen; und sie selbst werden trachten, nur solche beritten zu machen." Auf die Geburt kommt es nicht an. Ihm ist ein Kapitän in grober Bauerntracht, der aber weiß, wofür er ficht, lieber als einer, der ein Edelmann ist und weiter nichts. Aber auch ein so gesinnter Edelmann wäre ihm willkommen. „Es wäre gut, wenn Männer von Ehre und Geburt in diese Stellen eingetreten wären. Aber warum kommen sie nicht? Wer hindert sie? Doch das Werk duldet keinen Stillstand, darum lieber einfache Leute nehmen als gar keine." „Oberst Cromwell," schrieb ein Zeitgenosse 1645, „wählt zu Offizieren nicht solche, welche Soldaten oder Männer von Vermögen waren, sondern gemeine Leute, arm und von geringer Herkunft, doch gibt er ihnen den Namen gottseliger, teurer Männer." Er selbst hat seine Freude an ihnen. „Meine Truppen mehren sich," schreibt er am 11. September 1643. „Ich habe eine reizende Schar beisammen; keine Wiedertäufer, sondern ehrliche, nüchterne Christen."

Dies war das Regiment, welches unter dem ursprünglich auf Cromwell selbst gemünzten Namen der „Eisenseiten" berühmt geworden ist. Seine beste Kraft hat er auf die Ausbildung desselben verwendet. Seine nächsten Verwandten — doch nur, wenn er sie brauchbar fand — hat er zu Schwadronsführern in seinem Regimente gemacht. Sein Sohn Oliver, „ein wohlgesitteter junger Edelmann und die Freude seines Vaters," ein Schwager und ein Neffe Cromwells waren darunter. Henry Ireton, sein späterer Schwiegersohn, ist ihm an dieser Stelle zuerst nahegetreten.

Cromwell hielt darauf, daß seine Leute gut beritten waren, daß Zucht und Ordnung unter ihnen herrschte, daß sie den Bürgern nicht zu nahe traten, daß sie bezahlten, was sie brauchten, daß die sonst häufigen Ausschreitungen wie Fluchen und Trunksucht streng geahndet wurden. „Welch ein Glück wäre es," so schließt eine zeitgenössische Beschreibung, „wenn alle Truppen in solcher Zucht gehalten würden."

Sechstes Kapitel.

Cromwell bei Gainsborough und Marston Moor

Die Stellung des Königs war bedeutend genug, daß er daran denken durfte, den Feldzug von 1643 in großem Stile mit verschiedenen Armeen zu führen. Während er selbst sein Hauptquartier in Oxford dauernd aufschlug, sollte eine zweite Armee unter Hopton von Cornwall her durch die südlichen Grafschaften nach Osten vordringen, eine dritte unter Newcastle von Norden nach Süden vorrücken, die östlichen Grafschaften der Hoheit des Königs zu unterwerfen, alle drei endlich in einem kombinierten Angriffe London überwältigen und also den ganzen Krieg zugunsten Karls entscheiden. Die Strategie der Parlamentarier erhob sich keineswegs zu der Höhe dieses Planes. Sie suchten ihn hauptsächlich durch lokale Widerstände zu vereiteln und ihren eigenen Besitzstand zu behaupten.

Essex rückte freilich auch nach Westen vor und nahm Reading, aber die Hauptstellung des Königs in Oxford vermochte er nicht aufzuheben. Die Erfolge Koptons und Newcastles aber in ihrem Vormarsche von Westen und Norden her waren so bedeutend, daß der Plan des Königs seiner vollen Verwirklichung entgegen zu reifen schien. Die Zahl der ihm gehorchenden Grafschaften wuchs, der Machtbereich des Parlaments ward mehr und mehr eingeschränkt.

Henriette Maria, die tapfere Gemahlin Karls I., war, mit Kriegsbedarf reichlich versehen, im Februar an der Küste von Yorkshire ans Land gestiegen. Im Juli traf sie mit ihrem Gemahl auf dem Schlachtfelde von Edgehill zusammen, mit ihr eine bedeutende Truppenmacht. Karl entschloß sich nun, ehe er den entscheidenden Vorstoß gegen London ausführe, die Garnison von Gloucester zu überwältigen, welche allein noch die Sache des Parlaments verteidigte, während weit im Umkreise alles königlich war. Gloucester war tapfer verteidigt, und dazu unternahm Essex einen Marsch nach dem Westen zum Entsatze der belagerten Stadt. Mit ihm zogen dieses Mal, wohlausgerüstet und diszipliniert, die Londoner trained bands, denn man wußte in der Hauptstadt, daß nach dem Falle Gloucesters der Angriff auf London selbst folgen würde. Der Entsatz ward ausgeführt. Der König versuchte, Essex den Rückweg nach London zu verlegen. Aber die Schlacht bei Newbury, wo die Regimenter der Londoner trained bands so tapfer den Angriff der Kavallerie des Prinzen Rupert bestanden, blieb unentschieden. Essex kehrte mit seiner Macht nach London zurück.

In diese Kämpfe auf drei englischen Kriegsschauplätzen entscheidend einzugreifen, war freilich Cromwell auch als der einflußreiche Regimentsoberst der „Östlichen Association" noch nicht imstande. Genug, wenn es ihm gelang, innerhalb dieser Grafschaften des Ostens jede Feindseligkeit gegen das Parlament zu verhindern, wenn er hier ein Bollwerk gegen das drohende Vorrücken Newcastles schuf und gelegentlich auch zur Offensive gegen diesen überzugehen wagte. In solchen Unternehmungen erschöpft sich seine militärische Tätigkeit während des Jahres 1643. Aber auch bei der Lösung dieser kleineren Aufgaben beweist er schon jene merkwürdige Umsicht und Kühnheit, welche die

größere Kriegführung der folgenden Jahre charakterisiert. Und man glaubt dabei zu beobachten, wie er sich von Fall zu Fall in seiner Kunst vervollkommnet. In dem Städtchen Lowestoft in Suffolk hatte im März 1643 eine Gruppe von Royalisten die Macht in die Hand bekommen und versuchten den Platz zu befestigen. Cromwell erscheint, nachdem er die Kunde in Norwich vernommen, am nächsten Tage mit seinen Reitern vor Lowestoft und macht der Sache ein schnelles Ende. Am 13. Mai bestand er ein größeres Gefecht mit einer feindlichen Abteilung, die doppelt so stark war wie seine eigene. Cromwell ritt mit 12 Schwadronen von Grantham aus und stellte sie, auf Schußweite vom Feinde entfernt, in Schlachtordnung auf. Eine halbe Stunde lang wurden zwischen den Dragonern auf beiden Seiten Schüsse gewechselt. Als auch dann noch, trotz ihrer Überzahl, die Königlichen keine Miene machten, vorzurücken, da befahl Cromwell den Angriff. In scharfem Trabe jagten seine Reiter über das Schlachtfeld hin. Jene erwarteten in ihren Stellungen ruhig die Ankunft der Gegner. Doch vor dem wuchtigen Angriff der Eisenseiten — wir nennen sie schon mit ihrem späteren Namen — wichen sie zurück. Ihre Ordnung ward aufgelöst, sie ergriffen die Flucht, zwei oder drei Meilen weit verfolgt von Cromwells Reitern. Gefangene und Pferde, Waffen und Fahnen fielen den Siegern in die Hände. Wie es hier zum ersten Male, wenn auch noch nicht in aller Vollkommenheit, sich darstellt, so bleibt das Bild der Cromwellschen Schlachten und Siege nun durch seine militärische Laufbahn hindurch bestehen: wohlüberlegter Entschluß zur Schlacht und volle Beherrschung der untergebenen Truppen — der ehrlichen, gottseligen Männer, die, Eines Geistes mit dem Führer, in den Kampf ziehen —, dann aber auch Verachtung des numerischen

Übergewichts, wuchtiger Angriff und Entscheidung im Kavallerie-Gefecht.

„Gott hat uns an diesem Abend einen glorreichen Sieg über unsere Feinde gegeben," so hatte Cromwell mit stolzer Freude über das Gefecht von Grantham berichtet. Er mag im Augenblick die Bedeutung seines Erfolges überschätzt haben. Der Plan eines großen Vorstoßes bis nach Yorkshire war gegenüber der Macht der Royalisten im Norden doch nicht auszuführen. Im Gegenteil beschränkte sich Cromwells Tätigkeit bald wieder auf die Verteidigung der zur Association haltenden Grafschaften gegen die Angriffe Newcastles, auf Versuche, verlorene Plätze zurückzugewinnen oder von den Feinden bedrängte zu entsetzen. Im Juli ward nach einigen kleineren Erfolgen zwischen Cromwell und ein paar anderen Führern der „Östlichen Association" ein gemeinsamer Streifzug nach Gainsborough in Lincolnshire unternommen, um diesen festen Platz aus der Belagerung des Generals Cavendish, eines Verwandten Newcastles, zu befreien. Hier entspann sich nun ein interessantes Gefecht. Nachdem ein Vorposten der Königlichen zurückgetrieben und eine Anhöhe von den Parlamentarischen besetzt war, erblickten diese vor sich eine starke Abteilung feindlicher Reiterei, dahinter noch ein ganzes Kavallerieregiment als Reserve. Während sie selbst sich in Eile noch zum Kampfe ordneten, kamen die Königlichen schon herangesprengt. Cromwell zeigt dieses Mal sogar noch einen gewissen Fortschritt in der Verwendung der Kavallerie gegenüber dem jüngsten Gefecht zu Grantham. Jetzt ist nicht mehr davon die Rede, daß zuerst eine halbe Stunde gefeuert wird. Nein, er setzt sogleich Angriff gegen Angriff. Er scheint sich nunmehr den Grundsatz zu eigen gemacht zu haben, den Rupert in England immer befolgt hat, nämlich unter allen Umständen die Reiterei

angreifen zu lassen, niemals den Angriff des Gegners zu erwarten. So setzen sich nun auch die Parlamentarischen in Bewegung. Zwei feurige Kavallerieattacken stoßen also aufeinander. Ein hartnäckiger Kampf, Reiter gegen Reiter, mit Pistolen und Schwertern ausgefochten, entsteht. Eine gute Weile halten beide Teile gleichmäßig stand, dann beginnen die Königlichen zu wanken, die anderen verstärken ihren Angriff und werfen die Gegner zurück. Zur Rechten und zur Linken fliehen die royalistischen Reiter an ihrer Reserve vorüber, hinterdrein — vier bis sechs Meilen weit — jagt der siegreiche Gegner. Nun aber folgt erst der kritische Moment des ganzen Gefechts. Rupert würde als Sieger in einem solchen Falle seine ganzen Mannschaften an die Verfolgung des fliehenden Feindes gesetzt haben. Nicht so Cromwell. Er beachtet, daß die feindliche Reserve unter Cavendish selbst noch ungebrochen dasteht. Er hält so viele von seinen Mannschaften, wie er vermag, drei Schwadronen, von der Verfolgung zurück. Auch mehrere der von Lincoln zur gemeinsamen Unternehmung der „Östlichen Association" erschienenen Schwadronen sind noch zur Stelle. Auf diese stürzt sich Cavendish und treibt sie zurück, als sich nun Cromwell auf seine Nachhut wirft und bald das ganze Regiment vor sich herjagt. Kein Feind bleibt lebend auf dem Schlachtfeld, der General hat selbst den Tod gefunden.

Der Entsatz von Gainsborough war vollführt, doch nicht auf lange. Man hatte eben damit begonnen, die mitgebrachten Vorräte an Proviant und Munition in die Stadt zu schaffen und wollte diese soweit versorgen, daß sie auch einer Belagerung durch Newcastles Armee gewachsen wäre. Da ward die Nachricht gebracht, daß auf der andern Seite der Stadt sich neue Feinde zeigten, Reiterei und Fußvolk. Man rückt ihnen entgegen, mit

den Schwadronen der „Östlichen Association“ auch mehrere hundert Mann Infanterie aus Gainsborough. Die vordersten royalistischen Abteilungen werden sofort zurückgeworfen. Als aber nun die Parlamentstruppen die Höhe eines Hügels gewonnen haben, erblicken sie mit Staunen und Schrecken mehrere Regimenter Fußvolk, eine Viertelmeile entfernt, im Anmarsch begriffen, von zahlreichen Trupps Reiterei begleitet; man hatte es mit der ganzen Armee Newcastles zu tun. Der Übermacht entgegenzutreten, schien unmöglich, nur um den Rückzug wurde gekämpft. Denn die Royalisten griffen sofort an. Das Fußvolk aus Gainsborough kehrte in wilder Flucht, verfolgt von der feindlichen Kavallerie, in die Stadt zurück. Auch die Reiter der „Östlichen Association“, die Sieger über Cavendish, waren schon, ermüdet durch den vorausgegangenen Kampf, in Unordnung geraten. Doch Cromwell und zwei Untergebenen, Kapitän Ayscough und Major Whalley, gelang es, einen Teil ihrer Leute zum Stehen zu bringen. Cromwell ließ die beiden Offiziere abwechselnd mit ihren Abteilungen Halt machen, um den hart andrängenden Feind zu beschäftigen und den Rückzug der übrigen zu decken. Dieses Manöver ward mit so viel Geschick und Tapferkeit ausgeführt, daß die gesamte Reiterei, ohne einen Mann zu verlieren, sicher nach Lincoln hinein (nicht nach Gainsborough, wie Gardiner meint) gebracht wurde.

Die Kämpfe um Gainsborough und der Rückzug nach Lincoln haben Cromwells Ruhm zuerst begründet. „Dies war der Anfang seiner großen Laufbahn,“ sagt Whitelock, „und jetzt begann er vor der Welt zu glänzen.“ Und doch war der ganze Ritt nach Gainsborough ein verfehltes Unternehmen und diente nur dazu, da Newcastle sich nun wirklich mit ganzer Macht dahin wendete, den Fall der

Festung zu beschleunigen. Er erfolgte am 30. Juli, zwei Tage nach den geschilderten Gefechten. Wenn diese Gefechte übrigens auf parlamentarischer Seite die Cromwellsche Taktik bereits auf ihrer Höhe zeigen, so wird man sich um so mehr über die vollständige Überraschung der Mannschaften der „Östlichen Association" bei dem Erscheinen von Newcastles Armee zu wundern haben. Hier scheint ein nennenswerter Aufklärungsdienst gar nicht vorhanden gewesen zu sein. Auch in dieser Beziehung sind später die Parlamentarischen den Royalisten überlegen gewesen. Ihr von einem Generalkundschaftsmeister (scoutmaster-general) geleiteter Aufklärungsdienst hielt sie über die Bewegungen des Gegners in Kenntnis, während die ungenügenden Leistungen der Kundschafter in der Armee Karls I. ihren Anteil an der Niederlage von Naseby gehabt haben. Wir berühren hier vorgreifend die Einrichtungen der New Model-Armee. Noch war man nicht so weit. Mit einem ausgebildeten Kundschafterdienst wäre das ganze Heldentum des Rückzuges nach Lincoln entbehrlich gewesen.

Das Vordringen der Royalisten vom Norden her weckte und befestigte in Cromwell die Überzeugung, daß man hier mit ungenügenden Mitteln kämpfe. Seine Briefe an die Leiter der „Östlichen Association" während des Sommers 1643 werden immer dringender in dem Verlangen nach ausgiebiger Unterstützung. Er will ja nichts für sich selber. Er will ja nur ohne viel Lärm sein Leben und den letzten Blutstropfen hingeben für die gemeinsame Sache. „Wenn ich Worte sprechen könnte, Ihre Herzen mit dem rechten Gefühl für unsere und Ihre Lage

zu durchdringen, ich möchte es tun," so schrieb er nach dem Gefecht von Gainsborough. Wenn sie nur noch 2000 Mann zu Fuß aufstellen würden, meint er dieses Mal, so würde es schon für alle Zwecke genügen. Sonst aber werden Sie Newcastles Armee in das Herz Ihres Landes marschieren sehen." Oder wie ein Angstschrei eine Woche später: „Heben Sie alle Ihre Milizen aus; schicken Sie sie nach Huntingdon; schaffen Sie an Freiwilligen herbei, was Sie können. Heißen Sie Ihre Reiter sich eilen." Was ihm an Geld geschickt wird, reicht für die notwendigsten Bedürfnisse seiner Leute noch nicht aus. „So geben Sie, meine Herren, doch denen zu leben und zu essen, die bereit sind, ihr Blut für Sie zu vergießen."

Solche Klagen, wie sie gewiß auch noch von anderer Seite erhoben wurden, führten dann dazu, daß in der Person des Grafen Manchester ein vornehmer Mann an die Spitze der Truppen der „Östlichen Association" gestellt und zugleich eine Erweiterung dieser Armee durch gepreßte Mannschaften vom Parlamente beschlossen wurde. Unter Manchesters Oberbefehl kämpfte Cromwell nun im Herbst 1643 wieder in Lincolnshire, nahm er teil an dem siegreichen Gefecht bei Winceby, durch welches fast die ganze Grafschaft von den Königlichen gesäubert und das lange belagerte Hull entsetzt wurde. Cromwell selbst ist in diesem Gefecht in schwerste persönliche Gefahr geraten. Wie gewöhnlich war er mit seinen Leuten kühn zur Attacke geritten, als aus nächster Nähe die feindlichen Dragoner noch eine Salve abgaben. Ihm ward sein Pferd erschossen und stürzte auf ihn; im Begriffe, sich herauszuarbeiten, wird er von einem Feinde noch einmal zu Boden geschlagen, dennoch gelingt es ihm endlich, in die Höhe zu kommen, sich auf ein herrenloses Roß zu schwingen und wieder am Kampfe teilzunehmen.

Im Grunde änderten nun diese kleinen Teilerfolge nicht viel an dem mißlichen Stande der parlamentarischen Sache. Das Jahr 1643 hatte im ganzen dem Könige einen bedeutenden Zuwachs an unterworfenen Gebieten gebracht. Auf parlamentarischer Seite sah man wohl ein, daß es so nicht weitergehen könne. Entweder mußte man Frieden schließen — und durch die immer wieder aufgenommenen Verhandlungen mit dem Könige hatte man sich diese Möglichkeit offen gehalten — oder der Krieg mußte auf neuer Grundlage geführt werden. Aus solchen Erwägungen heraus entschloß man sich zum Bündnisse mit Schottland.

Eigentlich war es nur die Fortsetzung der Politik, mit der dieses Parlament seine Laufbahn begonnen, als es, gestützt auf die im nördlichen England stehende schottische Armee, dem Könige opponiert und Strafford aufs Blutgerüst geschickt hatte. Karl hatte der Wiederholung einer solchen Verbindung vorbeugen wollen und darum im Herbst 1641 mit den Schotten, denen er bedeutende Zugeständnisse in kirchlichen Fragen machte, ein Abkommen getroffen. Doch irrte er sich, wenn er ihrer nun sicher zu sein glaubte. „Gehorsam und Treue," sagt Ranke, „waren überhaupt nicht die Gefühle, welche die Menschen belebten. Andere Verhältnisse brachten andere Gedanken." Daß die Schotten einen Sieg des Königs über das englische Parlament nicht wünschen konnten, versteht sich von selbst. Denn wie wäre es ihnen alsdann ergangen? Die von England ausgehende Anregung eines Bündnisses gegen den König ward in Schottland freudig aufgenommen. Aber die Schotten sahen vor allem die kirchliche Seite des Kampfes; und wenn anders die englischen Puritaner in der Ablehnung von Papisterei und Prälatenwesen völlig mit ihnen übereinstimmten, so sollten sie nun auch in der

ganzen Gestaltung ihrer kirchlichen Ordnung dem schottischen Vorbilde folgen. Mit anderen Worten: Schottland machte die Einführung des presbyterianischen Systems in England zur ersten Bedingung seines Bündnisses.

So hatten die in Edinburg von den Bevollmächtigten des englischen Parlaments geführten Verhandlungen den Abschluß des großen Covenant oder Bundes der beiden Nationen zum Ergebnis. Sehr bezeichnend ist es, wie nach dem Wortlaut des ersten Artikels die verbündeten Nationen sich bemühen sollen, die reformierte Religion in der Kirche von Schottland zu erhalten, während für England und Irland die Reformation der Kirche wie eine noch nicht geschehene Sache erst in Aussicht genommen wird. Sie soll erfolgen nach dem Beispiel der besten reformierten Kirchen (worunter die Schotten natürlich die ihrige verstanden), doch auch — diese Klausel hatte der Engländer Henry Vane glücklich noch einzuschieben vermocht — „gemäß dem Worte Gottes," womit Vane dem Parlamente von Westminster noch die letzte Entscheidung in bezug auf die kirchliche Ordnung vergönnt zu haben meinte. Immerhin war die Herstellung kirchlicher Einheit in den drei Königreichen der leitende Gedanke des ganzen Vertrages: Ausrottung von Papisteri, Prälatenwesen, Aberglauben, Ketzerei und jeglicher anderen Richtung, welche dem gottseligen Wesen entgegen ist, damit der Herr Einer sei und Sein Name Einer in den drei Königreichen.

Dieser Covenant von 1643, der, durch eine Versammlung von Geistlichen in Westminster empfohlen, von beiden Häusern des Parlaments angenommen wurde, um im ganzen Lande von den Kanzeln herab verlesen und von jedem Engländer beschworen zu werden, war auch gedacht als ein Schritt auf dem Wege zur schottisch-englischen Union. Mit freudiger Rührung vernahmen die [illegible]

tischen Geistlichen, daß ihre Kirche nunmehr die allgemeine in den britischen Reichen werden solle. Und doch konnte dieses Ideal schwerlich verwirklicht werden. Zwar hatte man sich in dem gemeinsamen Gegensatze zu Katholizismus und bischöflicher Kirche zusammengefunden. Und daraus allein ergab sich schon das hohe Ansehen und die bedeutende Verbreitung, welche der Presbyterianismus auch in England gefunden hatte. Gleichwohl war eine Stellung, wie sie die presbyterianische Geistlichkeit unter der schottischen Bevölkerung besaß, wo sie die Mittelklassen erst zur Selbständigkeit gegenüber dem Adel erzogen hatte, in England unmöglich. So erhob sich, von dem Abschlusse dieses schottischen Vertrages ausgehend, nun innerhalb der Parlamentspartei selbst der schwere Gegensatz zwischen den Anhängern des Covenant und den Vertretern freierer kirchlicher Anschauungen. „Der Wettkampf," sagt Weingarten, „den mit dem Jahre 1643 Presbyterianismus und Independentismus miteinander aufnahmen, bildet das erste — und wir dürfen hinzufügen: das bedeutendste — Stadium der reformatorischen Kämpfe der Periode."

Der Vertrag mit den Schotten war das Werk John Pyms. Nicht daß er gerade der vollkommene Ausdruck seiner ursprünglichen Ideen gewesen wäre; denn wie hätte der strenge Puritaner sich für den schottischen Presbyterianismus begeistern sollen? Aber ihm kam es nun einmal auf die Durchführung der begonnenen Sache an. Und dabei war er voller Initiative und Erfindung. Der Krieg an sich war schon nicht nach seinem Geschmack gewesen; er zog nicht wie Hampden und Cromwell selbst ins Feld. Doch als er ihn als unvermeidlich erkannt, tat er alles für den

Erfolg, suchte er insbesondere dem Parlamente neue Einnahmequellen zu eröffnen. Dann wieder erwartet er etwas von der Verständigung mit dem Könige. Er knüpft sogar mit Henriette Maria Verhandlungen an und erscheint also zeitweilig wie ein freiwilliger und geheimster Vermittler zwischen Krone und Parlament, hierin Mirabeau ähnlich, den er aber an sittlicher Größe übertrifft. Seine Treue zum Parlament ist über allen Zweifel erhaben, mehr als je ist er im Jahre 1643 sein Führer gewesen. So hat er selbst auch als einer der ersten den Covenant angenommen. Den Erfolg der neuen Verbindung hat er aber nicht mehr erlebt, im Dezember 1643 ist er gestorben. Im politischen Kampfe waren seine Kräfte verbraucht. Das Parlament zeigte aller Welt, was es an John Pym besessen hatte. Es trat ein für die Versorgung seiner Familie, die er selbst über seinem Eifer für das öffentliche Wohl versäumt hatte. Sein Leichnam ward mit seltenem Pomp in der Kapelle Heinrichs VII. beigesetzt, „an jener Stelle," sagt Clarendon vorwurfsvoll, „wo die Gebeine unserer englischen Könige und Fürsten zur letzten Ruhe gebettet sind."

Und auch John Hampden weilte nicht mehr unter den Lebenden. In dem Gefechte von Chalgrove Field unweit Oxford, im Juni 1643, ritt er vom Schlachtfelde fort, ehe der Kampf entschieden war. Das war nicht seine Gewohnheit. Hampden muß verwundet sein, erklärte ein im Lager der Königlichen gefangen eingebrachter Soldat, der ihn so gesehen hatte. An der empfangenen Wunde ist Hampden gestorben, ein Mann, dessen Einfluß im Parlamente mehr auf seiner Charaktergröße und seiner vornehmen Gesinnung als auf der Macht seiner Ideen oder seiner Beredsamkeit beruhte.

Führer wie Hampden und Pym hat das lange Parla-

ment nie wieder erhalten. An die Stelle einheitlichen Handelns drohte eine gewisse Zerfahrenheit zu treten. Diese konnte um so verhängnisvoller werden, als der König mit dem Hinweis auf das verräterische Bündnis mit den Schotten alle von den Lords und Commons in Westminster bereits abgefallenen oder noch abfallenden Mitglieder zu sich berief, damit sie sich als Parlament in Oxford versammelten. Seit dem Januar 1644 tagten also zwei Parlamente nebeneinander. Die Frage, welches denn nun die echte Volksvertretung sei, konnte nur mit dem Schwerte beantwortet werden.

Im Parlamente von Westminster ward nach dem Abschlusse des Vertrages mit Schottland und vollends nach dem Tode Pyms das Bedürfnis nach einer einheitlichen Exekutive empfunden. Diesem zu entsprechen, ward eine eigene Behörde, der Ausschuß beider Königreiche geschaffen, aus einer Anzahl politischer und militärischer Größen bestehend. Unter den letzteren befand sich auch Cromwell.

Der Vertrag mit Schottland war nicht nach seinem Herzen gewesen. Zur Unterzeichnung des Covenant hat er sich lange nicht entschließen können. Ihn führte der Widerwille gegen Katholizismus und bischöfliche Kirche — wir wissen es schon — zum Bedürfnisse einer gewissen Freiheit religiöser Betätigung, zu der ihm eigentümlichen Auffassung von Toleranz, zu seinem Independentismus. Einstweilen beschäftigte ihn freilich noch die Bekämpfung des Staatskirchentums. Denn dieses war auch in den parlamentarischen Grafschaften noch immer nicht ganz verschwunden. Im August 1643 hatte das Parlament einen strengen Beschluß in dieser Richtung gefaßt, dessen Durchführung in mancher Ortschaft zu so stürmischen Auftritten den Anlaß gegeben haben mag, wie es in Ely der Fall war.

Dort finden wir nämlich Cromwell im Januar 1644 in der seltsamen Rolle eines Reinigers der Kirche von abergläubischem Beiwerk. Er hat dem Geistlichen einen mahnenden Brief geschrieben. Wenn nicht durch die Soldaten und in tumultuarischer Weise die Reformierung der Kathedrale erfolgen solle, so möge er, Mr. Hitch, dem unerbaulichen und anstößigen Chor-Dienst ein Ende machen. Man versteht, es handelt sich um die Liturgie des Common-Prayer Book, um das Chorhemd des Geistlichen, um die Aufstellung des Kommunionstisches im Chor. Wir erfahren auch, worin Cromwell die besondere Aufgabe des Geistlichen erblickt. „Ich rate Ihnen, Katechese zu treiben und die Schrift vor der Gemeinde zu lesen und auszulegen. Auch Ihre Predigten ersuche ich Sie wie bisher zu halten — aber häufiger."

Mr. Hitch ließ sich nicht raten, und Cromwell führte seine Drohung aus. Er war Gouverneur von Ely. An der Spitze seiner Soldaten erscheint er während des Gottesdienstes in der Kirche, schreitet bedeckten Hauptes sofort auf den Chor zu und erklärt, er habe Befehl, die Versammlung aufzulösen. Der Geistliche glaubt noch immer nicht an den Ernst der Sache. „Lassen Sie die Possen sein," fährt Cromwell ihn an, „und kommen Sie herunter, Herr." Und in wenigen Augenblicken ist der Geistliche mit seiner ganzen Gemeinde aus der Kirche vertrieben.

Cromwell ist wahrhaft furchtbar in solchen Momenten. Seine Ideen von wahrer Religion, sein Ingrimm über die erschaute Abgötterei bringen einen heiligen Eifer in ihm hervor, von dem beseelt er sich fühlt und auftritt wie das berufene Werkzeug einer höheren Gewalt. Wir werden ihn in ähnlicher Stimmung und ähnlich handelnd noch einmal erblicken, wieder den Ort vergessend, wo er weilt, mit dem Hut auf dem Kopfe und mit einer Schar

Soldaten hinter sich, wieder in heiligem Zorn eine Versammlung auflösend und den Leiter derselben mit schmähenden Worten in der Ausübung seines Amtes unterbrechend.

Als Mitglied des Ausschusses beider Königreiche gehörte Cromwell von nun an zu den ersten Männern in England. Seine militärischen Fähigkeiten waren allgemein anerkannt. Er ward jetzt auch durch Ernennung, was er durch praktische Betätigung längst gewesen war, mit dem Titel des Generalleutnants, der Zweite im Oberbefehl in der Armee des Grafen Manchester. In dieser Stellung durfte er sich der Annahme des Covenant nicht länger versagen; er hat ihn am 5. Februar 1644 unterzeichnet.

Der Feldzug von 1644 zeigt zunächst wieder das Bild des vorjährigen, in welchem die Gegner einander in verschiedenen Heeren im Norden, im Süden und im Westen bekämpft hatten. Dann aber werden durch das Eingreifen der Schotten und die Erfolge der Parlamentarischen kombinierte Operationen herbeigeführt, endlich eine große Schlacht, welche mehr entschied als alle früheren.

Seitdem im Januar 1644 die Schotten mit 18 000 Mann zu Fuß und 3000 Mann zu Pferde den Tweed überschritten hatten, wurde der nördliche Kriegsschauplatz der wichtigste von allen. Newcastles Armee kam angesichts der Übermacht und der von zwei Seiten andrängenden Feinde bald in eine unhaltbare Lage. Als nach der Einnahme von Selby die Armee der beiden Fairfax, Vater und Sohn, von Süden droht, wagt er den Vormarsch der Schotten vom Norden her nicht länger aufzuhalten und wirft sich mit seiner ganzen Streitmacht in das feste York

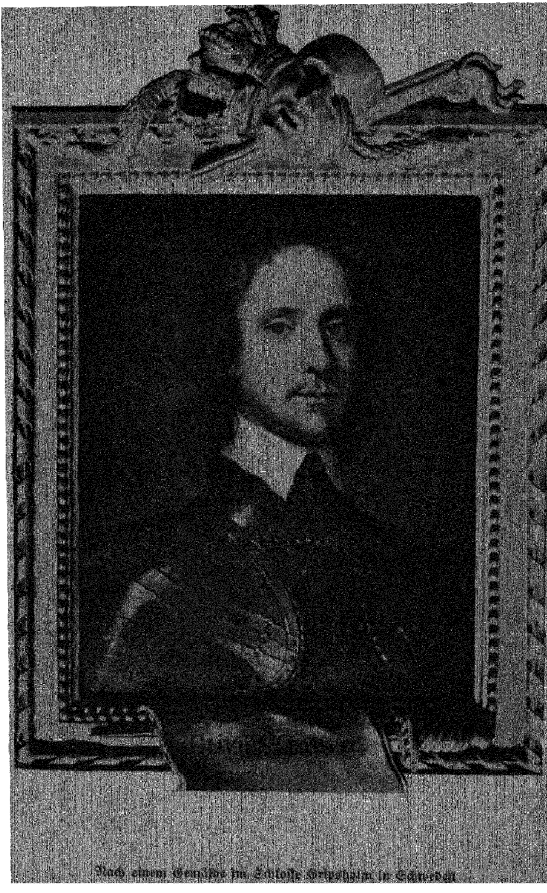
hinein. Die Vereinigung seiner Feinde erfolgt, York soll belagert werden, und der Erfolg scheint nicht zweifelhaft, als noch eine dritte parlamentarische Armee, diejenige Manchesters, welche soeben Lincoln erstürmt hat, an der Belagerung teilzunehmen im Begriffe ist.

Um nicht seine ganze Stellung in den nördlichen Grafschaften zu verlieren, entschließt sich Karl, trotzdem auch sein Hauptquartier in Oxford bedroht ist, den Prinzen Rupert mit einem Heere zum Entsatze von York auszuschicken. Der nächste Zweck wird sofort erreicht, die Belagerung aufgehoben, Newcastles Armee wird frei und vereinigt sich mit derjenigen des ritterlichen Prinzen. Rupert gibt nun die Entscheidung für die Schlacht und erwartet einen Tag des Ruhmes.

Am Nachmittage des 2. Juli 1644 standen die beiden Heere einander bei dem Marston Moor unweit Yorks kampfbereit gegenüber, die Parlamentarischen auf einem langgestreckten Hügel, der durch einen mit Hecken besetzten Graben von dem unterhalb liegenden Flachlande, wo die Royalisten standen, getrennt war. Das Zentrum der Parlamentsarmee, welche zusammen mit den Schotten den Gegnern an Zahl stark überlegen war — 26 oder 27 000 gegen 17 oder 18 000 Royalisten —, stand unter Lord Leven, den wir als Alexander Leslie bereits aus dem schottischen Feldzuge von 1639 kennen, zur Rechten davon die Armee der beiden Fairfax, zur Linken diejenige Manchesters. Auf den beiden Flügeln war wie gewöhnlich die Reiterei aufgestellt, auf dem linken, wo Cromwell kommandierte, die ganze Kavallerie von Manchesters Armee, dazu drei schottische Regimenter unter David Leslie und ein halbes Regiment schottischer Dragoner. Auf der Seite der Königlichen, wo Lord Newcastle sich ungern dem Oberbefehl des Prinzen Rupert unterworfen hatte, war die

Anordnung ähnlich, auf dem rechten Flügel, Cromwell gegenüber, stand Rupert selbst mit seinen Kavalieren. Denn hier, bei Marston Moor, haben die beiden ruhmreichsten Helden des Bürgerkrieges zum ersten Male an der Spitze größerer Truppenmassen ihre Kräfte gemessen. Der pfälzische Prinz hatte genug von dem Führer des Rückzuges nach Lincoln vernommen, um zu wissen, welchen seiner Gegner er am meisten zu fürchten habe. „Ist Cromwell dabei?" soll er einen gefangenen Soldaten vor der Schlacht gefragt haben. Kampflustig wie er war, hatte Rupert bei sich beschlossen, am nächsten Tage eine Schlacht zu liefern. Aber diese Frist ward ihm nicht gegönnt. Er befand sich in geringer Entfernung hinter seinen Truppen und verzehrte soeben sein Abendessen, Newcastle aber war im Begriffe, sich eine Pfeife anzuzünden, als vom linken Flügel der Feinde her der Angriff begann. Cromwell sprengt mit seinen Reitern die Anhöhe herunter, der Graben wird überschritten und der Vorstoß auf die Kavaliere sofort ausgeführt. Schon das erste Regiment Ruperts wird überrannt und auseinander getrieben. Aber schon ist der Prinz zur Stelle und leitet den Widerstand. Der Angriff wird zum Stehen gebracht, Cromwell selbst erhält im Handgemenge eine leichte Verwundung, seine Schwadronen geraten ins Wanken, sie beginnen schon zurückzuweichen, als ihnen Leslies Reiterei durch einen Flankenangriff auf die Kavaliere zu Hilfe kommt. Die Gefahr ist überwunden, Cromwell bringt, vereint mit der schottischen Kavallerie, von neuem vor und Ruperts unbesiegte Scharen werden zum ersten Male geschlagen und in die Flucht gejagt. „Sie wurden zerstreut wie ein leichter Staub," sagt ein parlamentarischer Schlachtbericht.

Ohne die schwere Verantwortlichkeit des Höchstkommandierenden behielt Cromwell auch an diesem Tage wie



Nach einem Gemälde im Schloß Grünhaus in Schweden

bei Gainsborough das gesamte Schlachtbild genügend im Auge, um sich nicht zu einseitiger Ausnutzung des in seinem Bereiche erstrittenen Erfolges hinreißen zu lassen. Nur wenigen Schwadronen gestatteten er und Leslie, die Verfolgung aufzunehmen, damit nicht die geschlagenen Feinde sich von neuem sammeln möchten.

Unterdessen waren auch das Zentrum und der rechte Flügel der Parlamentarischen gegen den Feind vorgegangen. Aber der Angriff brach sich hauptsächlich an dem hartnäckigen Widerstande von Newcastles Infanterie, den berühmten Weißröcken, welche in ihren Uniformen von ungefärbtem Tuch gelobt hatten, sie nur im Blute der Feinde rot zu färben. Die parlamentarische Infanterie ward in größter Unordnung zurückgeworfen. Auch der Reiterei des rechten Flügels war es nach einem anfänglichen Erfolge nicht besser ergangen. Jenseits des Grabens hatten sie nur auf schwierigen Wegen, vielleicht nur auf einem einzigen an den Feind herankommen können. Um so verhängnisvoller wurde es, als sie, durch Gorings Reiterei geworfen, den Rückzug antreten mußten. Was auf den alten Weg nicht zurück konnte, sprengte gegen die Mitte des Schlachtfeldes und traf dort, die Verwirrung erhöhend, auf die Mannschaften des eigenen, auf der Flucht begriffenen Fußvolks, die in ihrem Zusammenhang durchbrochen und niedergerissen wurden und vielfach unter die Hufe der Pferde gerieten. Während also das Zentrum und die Kavallerie des rechten Flügels der Parlamentarischen in wilder Flucht begriffen waren, bewahrte nur der größere Teil des schottischen Fußvolks auf der Rechten tapfer seinen Stand. Die Musketiere hielten die feindliche Infanterie fern und die Pikenträger schlugen mit gleicher Tapferkeit drei Angriffe der königlichen Kavallerie zurück. Aber auch diese mutig ausharrende Gruppe, welche

wie eine Insel in der sie umdrängenden Flut der royalistischen Streiter dastand, mußte endlich, wenn nicht bald Hilfe erschien, weggerissen werden.

Nun aber erfolgte erst die entscheidende Wendung durch das erneute Eingreifen des unter Cromwells Befehl stehenden Teiles der Armee Manchesters.

Cromwell hatte, so wird man anzunehmen haben, nach dem siegreichen Zusammentreffen mit der royalistischen Rechten seine Mannschaften bis auf die wenigen zur Verfolgung ausgesandten Schwadronen wieder in Schlachtordnung aufgestellt, nicht mit der Front nach Norden, wie beim Beginne der Schlacht, sondern nach Osten, gegen die Mitte des Schlachtfeldes hin. Nun ließ er sie gegen jene Stellungen vorrücken, wo die tapferen schottischen Regimenter noch standhielten. Mit einer Reihe großer und kühner Bewegungen, deren Aufeinanderfolge und Einzelheiten sich heute schwer erkennen lassen, stellt er die fast verlorene Schlacht wieder her. Er befreit die schottischen Fußvölker aus ihrer peinlichen Lage; er wendet sich gegen die Goringsche Reiterei, die von Verfolgung und Plünderung ablassen muß, um sich dem neuen Angriff zu stellen. Sie kommt jetzt selbst den Hügel herab, auf dem zuvor die Parlamentarischen gestanden hatten, während Cromwells Schwadronen sich in den Stellungen und mit der Front nach Süden befanden, wie der royalistische linke Flügel im Anfang der Schlacht. Überall heftet sich der Sieg an Cromwells Schritte, Kavallerie und Infanterie der Königlichen wurden geschlagen. Den hartnäckigsten Widerstand leisteten jene Weißröcke Newcastles, an denen sich zuerst der Angriff der parlamentarischen Infanterie gebrochen hatte. Hier schien einmal das sagenhafte weiße Regiment von Wimpfen in leibhaftiger Wirklichkeit zu stehen und zu fechten. Sie nahmen keinen Pardon und wurden fast

bis auf den letzten Mann niedergemacht. Auf jede einzelne feindliche Abteilung ward der Angriff, wie Hönig beweist, mit der gesamten, d. h. ungeteilten verfügbaren Streitmacht durchgeführt. Der Erfolg war in allen Fällen vollkommen.. „Gott machte sie wie Stoppeln vor unsern Schwertern," schreibt Cromwell selbst mit einer von nun an noch häufiger in seinen Schlachtberichten wiederkehrenden Wendung. „Als Generalmajor Leslie," schreibt ein anderer Augenzeuge, „uns dem Feinde also seinen Sieg entwinden sah, rief er aus: Bessere Soldaten gibt es in ganz Europa nicht." Leslie war aber Oberst in der schwedischen Armee unter Gustav Adolf gewesen.

Siebentes Kapitel

Die neue Armee

Daß jeder der beiden geſchlagenen Generale dem andern die eigentliche Schuld an dem Mißgeſchick beimaß, war menſchlich und lag beſonders nahe bei ſo entgegengeſetzten Naturen, wie der ſtürmiſche Prinz Rupert und der bedächtige Herzog von Newcaſtle ſie waren. Über die Bedeutung ihrer Niederlage herrſchte aber zwiſchen ihnen keine Meinungsverſchiedenheit. Sie fanden, daß die Sache des Königs im Norden verloren ſei. Newcaſtle fürchtete den Spott der Hofpartei und ſchiffte ſich nach dem Feſtlande ein. Rupert zog mit ſeinen Truppen ab. Das feſte York mußte kapitulieren. Von einer unerhörten Pflichtvergeſſenheit, wie Clarendon meint, kann hier gar nicht die Rede ſein; es handelt ſich nur um die unvermeidlichen Folgen der Schlacht von Marſton Moor.

Glücklicher fochten die Royaliſten in dieſem Jahre auf den anderen Kriegsſchauplätzen. Im Weſten ſtanden zwei Armeen dem Könige gegenüber. Diejenige unter Waller kämpfte in unentſchiedener Schlacht bei Cropredy Bridge, nördlich von Oxford, und war nachher, da ſie aus ungleichen Elementen, großenteils aus Milizen, beſtand, für eine größere Aktion nicht mehr zuſammenzuhalten. Graf Eſſex, der nominelle Befehlshaber aller parlamentariſchen Streitkräfte, welcher freilich in Wahr-

heit nur eine einzige unter den Armeen des Parlaments, und nicht einmal die größte, kommandierte, hatte sich nach Cornwall gewandt. Es widerfuhr ihm, daß er von mehreren royalistischen Truppenkörpern in überlegener Menge umstellt wurde und weder zu Lande noch zu Wasser entweichen konnte. Karl, welcher hier selbst zur Stelle war und die Bewegungen seiner Truppen persönlich leitete, verstand freilich nicht, den Vorteil der Lage voll auszunutzen. Denn die Kavallerie der Parlamentarischen vermochte durch eine schwach besetzte Stelle der Umschließungslinie hindurchzujagen. Für die Infanterie aber blieb keine Wahl übrig als heldenhaft zu sterben oder sich zu ergeben. Sie wählte das letztere und erhielt überraschend günstige Bedingungen und freien Abzug gewährt. Essex selbst hatte freilich sein Schicksal vorher von demjenigen seiner Truppen getrennt und seine Flucht zu Wasser nach Plymouth bewerkstelligt. Sein Anhang unter den Politikern von Westminster war aber noch so bedeutend, daß das Parlament ihm in einem Dankschreiben seine Anerkennung kundgab, und man fand es höchst unpassend, als Hesilrige bei der Verlesung des Schreibens in lautes Lachen ausbrach.

Nach diesen Ereignissen war die Stellung des Königs so stark, die Streitkräfte, die man ihm auf dem Wege nach London entgegenstellen konnte, so gering, daß die Hauptstadt selbst wieder einmal bedroht erschien. Cromwell war tief bekümmert über den schlimmen Stand der Dinge im Westen. „Unsere Herzen sind voll davon," schrieb er seinem Schwager. Er möchte Flügel haben, um dorthin fliegen zu können. Im Auftrage der Kommission beider Königreiche fand eine Vereinigung der Armeen von Essex, Waller und Manchester statt. Bei Newbury traten sie am 27. Oktober 1644 dem Könige in offener Feldschlacht

gegenüber. Aber trotz des glücklichen Vordringens eines Teiles der parlamentarischen Truppen ward ein voller Sieg nicht erfochten. Die eintretende Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende. Als der Morgen anbrach, hatte Karl das Schlachtfeld verlassen. Zu weiteren erheblichen Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze kam es in diesem Jahre nicht mehr. Der dritte Sommer war zu Ende gegangen, und der Bürgerkrieg währte fort.

Auf der Seite des Königs war neben der Überlegenheit seiner Strategie auch nach dem Mißlingen der kombinierten Unternehmungen noch eine gewisse frische Initiative, die ihm Ehre macht, vorhanden gewesen. Sie zeigt sich in den — freilich sämtlich mißglückten — Versuchen, mit gesammelter Macht den einzelnen feindlichen Armeen zu begegnen und sie einzeln zu schlagen. In der Parlamentsarmee dagegen herrschte geringes Zutrauen zu der eigenen Sache. Eine einheitliche Führung war nicht vorhanden. Essex, der nominelle Oberbefehlshaber, hatte vollends seit der Kapitulation in Cornwall sein Ansehen eingebüßt; vor der jüngsten Schlacht bei Newbury war er als ein kranker Mann hinter dem Heere zurückgeblieben. Die Kommission der beiden Königreiche, welche die ganze Kriegführung leitete, war doch kein Ersatz für den fehlenden Oberfeldherrn. Dazu kamen Meinungsverschiedenheiten zwischen den Generalen, wie sie deutlich in dem persönlichen Gegensatz zwischen Manchester und Cromwell verkörpert erscheinen. Manchester sehnt einen Friedensschluß mit Karl herbei, er führt den Krieg mit halbem Herzen, bei Newbury zögert er, der Verabredung entgegen, sein Eingreifen in die Schlacht so lange hin, daß der Sieg verloren geht. Cromwell anderseits war für die energische Fortsetzung des Krieges. „Mögen wir den König", sagte Manchester, „neunundneunzigmal schlagen, er bleibt immer

der König. Wir aber werden, wenn er uns nur ein einziges Mal schlägt, alle gehängt werden." „Wenn dem so ist," erwiderte Cromwell, „warum haben wir dann überhaupt zu den Waffen gegriffen?" Die Zahl der Truppen schmolz zusammen durch Krankheiten und Desertionen. Denkt man ferner an die lokale Zersplitterung der Kräfte, an das getrennte Operieren der verschiedenen Armeen, von denen jede an einer andern Gruppe von Grafschaften ihren Rückhalt besaß, so versteht man die trübselige Stimmung im Lager der Parlamentsarmee. „Unsere im Sommer erkämpften Siege taugen nur zur Unterhaltung der Winterabende," so klagte ein Parlamentsredner im Dezember 1644. „Wenn das Frühjahr kommt, so muß das im Herbste unterbrochene Spiel von neuem beginnen."

Aus derartigen Stimmungen und Erwägungen heraus ist der Entschluß in den beiden Häusern gereift, die ganze Verteidigung der parlamentarischen Sache auf eine neue Basis zu stellen. Dabei spielt nun Cromwell bereits eine höchst wichtige Rolle. Die Mannschaften in Manchesters Armee, der er angehörte, waren von independentischen Ideen erfüllt. Sie verwerfen den Presbyterianismus, in dem sie einen kaum geringeren Zwang erblicken als in der Staatskirche. Dem Gedanken des Convenant, die kirchliche Einheit aller Angehörigen der drei Königreiche vorzubereiten, stellen sie das independentische Ideal religiöser Freiheit und Duldung entgegen. Dafür tritt auch Cromwell ein, er ist den Gegnern „der große Independent". Man muß wohl zugestehen, daß seine religiösen Überzeugungen hier auch mit dem praktischen Wunsche des hohen Offiziers zusammentrafen, die Anhänger der Sekten, wenn sie gutwillig und tüchtig waren, nicht, wie die Presbyterianer wollten, von den Stellen in der Armee grundsätzlich auszuschließen. „Richtig, der Mann ist Anabaptist,"

ſchrieb Cromwell 1644 ſarkaſtiſch dem Generalmajor Crawford, welcher ſich der Beförderung eines Offiziers aus dieſem Grunde widerſetzt hatte. „Mag wohl ſein, aber iſt er deshalb für den öffentlichen Dienſt unbrauchbar? Hüten Sie ſich doch ja, ſich gegen Leute aufreizen zu laſſen, denen Sie wenig anderes vorzuwerfen haben, als daß ſie in religiöſen Fragen nicht überall Ihrer Meinung ſind.“

So rangen nun nach dem Ende des Feldzuges von 1644 zwei Richtungen im Parlamente und in der Armee miteinander um die Herrſchaft. Der Gegenſatz zwiſchen Cromwell und Mancheſter ſteigert ſich zu perſönlichen Anklagen. Es berührt nicht gerade ſympathiſch, Cromwell in ſolcher Weiſe gegen ſeinen Mitkämpfer und Vorgeſetzten angehen zu ſehen; aber an ſeiner Ehrlichkeit wird man nicht zweifeln können, und die Annahme ehrgeiziger Abſichten iſt nach dem ferneren Verlauf der Angelegenheit ausgeſchloſſen. Immer völlig bei der Sache wie er war, liegt es ihm jedoch zu nahe, bei jedem andern, der weniger eifrig iſt und ſeine Sache ſchlecht macht, gleich von ſtrafbarer Pflichtvergeſſenheit zu reden. Schon nach dem Feldzuge von 1643 hatte er durch Anklagen im Parlamente die Entfernung Lord Willoughbys von ſeinem Poſten in Lincolnſhire durchgeſetzt. Dieſes Mal ſtand mehr auf dem Spiel; der ganze Charakter der Kriegführung durch Generale wie Mancheſter ſollte gebrandmarkt werden. Was Cromwell lange mit Unwillen getragen hatte, kam nun zum Ausdruck. „Wir haben Leute unter uns,“ hatte er, ſein Herz erleichternd, im September 1644 ſeinem Schwager Walton geſchrieben, „welche träge in ihrer Kriegführung ſind. Wenn wir alle weniger unſere eigenen Zwecke und unſere Ruhe im Auge hätten, würde unſere Sache in der Armee mit Windeseile vorangehen.“ Nun erhob er, furchtlos wie immer, die Klage im Parlamente gegen den

Grafen Manchester und suchte zu zeigen, wie derselbe unter falschen Vorwänden die notwendigsten Schritte verzögert oder unterlassen habe, „wobei er die Gewinnung von Vorteilen über den Feind geflissentlich zu vermeiden und manchmal die Zurückziehung der Armee aus einer vorteilhaften Position in eine weniger günstige zu bezwecken schien."

Harte Vorwürfe, wie sie schwerlich durch die Tatsachen ganz gerechtfertigt waren, aber in ehrlicher Leidenschaft vorgebracht, und diese Leidenschaft vergrößert durch die Überzeugung, daß es ein System zu vernichten gelte. Ausschüsse des Parlaments haben sich mit der Sache zu beschäftigen; Manchester sammelt auch seinerseits Material gegen Cromwell; Anklage steht gegen Anklage. Schließlich wird aber der Streit in dieser Form überhaupt nicht ausgetragen. Denn ehe es dazu kam, ward eine andere Maßregel getroffen, ward die berühmte Selbstverleugnungsakte beschlossen, welcher der gesunde Gedanke der völligen Trennung von Politik und Kriegführung zugrunde lag.

Cromwell selbst gab die Anregung durch eine Rede im Unterhause, die schon an den mächtigen Ton der späteren Jahre anklingt. „Jetzt oder nie ist die Zeit zum Reden gekommen. Es gilt in diesem großen Augenblicke, eine Nation zu retten, welche an dem lang andauernden Kriege verblutet, ja fast zugrunde geht." Sie sollten den Kampf nicht in die Länge ziehen — und er weist hin auf die Glücksritter des Dreißigjährigen Krieges, die solches tun — sondern ihn durch schnelles, starkes und zweckmäßiges Handeln zu Ende bringen, damit „wir nicht das Königreich unser überdrüssig und den Namen des Parlaments verhaßt machen". Schon sagen die Gegner, daß die Mitglieder beider Häuser die großen Ämter im Staate und die

Kommandostellen in der Armee besitzen, daß sie das Schwert in der Hand halten und den Krieg nicht so bald zu beenden wünschen, um nicht zugleich ihre eigene Macht einzubüßen. Cromwell appelliert an ihre englischen Herzen, an ihre Vaterlandsliebe, er erwartet, daß kein Mitglied beider Häuser zögern werde, zu entsagen und sein eigenes Interesse dem öffentlichen Wohle zu opfern.

Dem Sinne dieser Rede entsprach der von Tate gestellte Antrag der Selbstverleugnungsakte oder richtiger Ordonnanz, denn als eigentliche Akten oder Gesetze konnte das Parlament seine Beschlüsse ohne die Zustimmung des Königs nicht ausgeben, solange das Königtum nicht abgeschafft war. In der ersten strengeren Form, welche den Mitgliedern des Parlaments während der Dauer des Bürgerkrieges das Bekleiden irgend welcher Ämter im Zivil- oder Militärdienst einfach verbot, ward das Gesetz vom Oberhause verworfen. Als es in veränderter Gestalt nach einigen Monaten wiederkehrte, fand es auch die Zustimmung der Lords. Es besagte dieses Mal nur, daß die Mitglieder des Parlaments ihre Ämter innerhalb vierzig Tagen niederlegen mußten; aber ihrer Wiederernennung stand nichts im Wege. Die Anwendung entsprach dem Urteil der Öffentlichkeit über die Leistungen der verschiedenen Armeeführer. Essex, Manchester und Waller verschwanden aus der Armee. Cromwell, welcher zur Zeit, da seine Resignation fällig wurde, im Felde stand und unentbehrlich war, erhielt die zweite Stelle in dem reorganisierten Heere.

„Ohne allen Zweifel war die englische stehende Armee in der Zeit von 1646 bis 1658 die schönste Streitmacht in Europa," sagt ein moderner britischer Militärschrift-

steller. „Nie wieder", fügt er wehmütig hinzu, „wird England ein solches Heer besitzen." Ein anderer beginnt seine Geschichte der englischen Armee mit der Erzählung, wie nach der Restauration die kleine Truppe der „Coldstreamers", weniger als 200 Mann zu Pferde und kaum 1000 Mann zu Fuß, als der Rest der puritanischen Armee aus Cromwells Zeit, in die Dienste Karls II. übertraten, um als das einzige Bindeglied zwischen zwei großen Entwickelungen, als „der Noah der britischen Armee", nun den Stamm zu bilden, aus welchem das stehende englische Heer der neueren Jahrhunderte entsprossen sei.

Diese vielbewunderte Armee, mit welcher der Name Cromwells untrennbar verbunden ist, war das Ergebnis der Reorganisation von 1645. Eine solche war seit dem Herbste 1644 vom Parlamente als notwendig empfunden worden. Während des Winters war sie neben der Selbstverleugnungsakte der wichtigste Gegenstand gewesen, welcher die beiden Häuser beschäftigte. Cromwell hat sie eifrig gefördert. Im Februar 1645 ward sie durch die Zustimmung der Lords zum Gesetz.

Es lohnt sich, dieser neuorganisierten Armee eine etwas eingehendere und nicht auf das Jahr 1645 beschränkte Betrachtung zu widmen. Denn sie ist das merkwürdigste Erzeugnis des puritanischen Geistes im Zeitalter der englischen Revolution und sie trägt das Gepräge des Cromwellschen Geistes.

Wenn also in ihr die englische Kriegskunst der Epoche in ihrer definitiven Durchbildung und Gestalt verkörpert erscheint und wenn sie das Vorbild für die stehende englische Armee auch der folgenden königlichen Zeiten geworden ist, so ist von vornherein klar, daß sie bei aller Originalität und nationalen Eigentümlichkeit doch den hauptsächlichsten Normen der allgemeinen

Kriegskunst in Europa folgte und aus dieser zahllose Anregungen und Vorbilder übernahm, um zuletzt wieder ihrerseits zum vollkommensten Typus einer den Regeln derselben entsprechenden Truppe zu werden.

Die im 17. Jahrhundert auftretenden stehenden Heere großer Mächte, wie Schwedens und Österreichs, und die ähnlichen Bildungen in einer ganzen Reihe kleinerer deutscher Staaten gehen wohl sämtlich auf das Beispiel der von den Oraniern in den Niederlanden errichteten Armee zurück. Theorie und Praxis miteinander verbindend, haben die Prinzen Wilhelm Ludwig und Moritz die Kriegskunst der Alten nach den Quellen studiert und mit den daraus gewonnenen Lehren ihre Soldaten zu ebenbürtigen Gegnern der Armee Philipps II. erhoben. Das auch in Friedenszeiten zusammengehaltene Heer konnte besser gedrillt und durchgebildet werden, als es bei den schnell geworbenen und schnell wieder entlassenen Landsknechtsarmeen der früheren Zeit möglich war. Mit der Schulung hielt die steigende Disziplin Schritt, und auch die Ausbildung eines wirklichen Offizierstandes, als des natürlichen Lehrmeisters der Soldaten, war das Verdienst der Oranier.

Inzwischen war neben das holländische Vorbild das schwedische getreten. Gustav Adolf war durch die Einführung vieler Neuerungen in seiner Armee über die Leistungen der niederländischen Freiheitskämpfer vielfach hinausgekommen. Die Geschichte seiner Taten war durch ein paar weitverbreitete Schilderungen, den „Swedish Intelligencer“ und den ins Englische übersetzten „Soldat Suédois“ in England wohlbekannt. Holländische und schwedische Normen waren es vornehmlich, welche den Organisatoren der Armeen des Bürgerkrieges vorschwebten, wie bei den früheren so auch noch bei der New Model-Armee. Um so mehr war dies der Fall, als eine Reihe der Führer

auf beiden Seiten in fremden Heeren ihre Schule durchgemacht hatten und eben wegen ihrer dort gewonnenen Erfahrungen an die Stellen, die sie nun inne hatten, gesetzt worden waren. David Leslie hatte, wir wissen es schon, in der schwedischen Armee gedient, Essex und Fairfax in der holländischen.

Im einzelnen wäre es freilich höchst schwierig, diese Einflüsse nachweisen zu wollen, wenn wir auch in gewissen Fällen hören, daß hier die schwedische, dort die holländische Theorie maßgebend gewesen sei. Um ein Beispiel zu geben, so war es früher üblich gewesen, daß die Musketiere der Infanterie in einer Tiefe von zehn Gliedern zur Schlacht aufgestellt wurden. Ein Glied gab nach dem andern seine Schüsse ab und zog sich sodann in die hinterste Reihe zurück. Man berechnete, daß die Mannschaften des ersten Gliedes gerade wieder so lange zum Laden der Muskete brauchten, um damit fertig zu sein, wenn inzwischen die neun übrigen Glieder nacheinander geschossen und sich zurückgezogen hätten, und nun das erste Glied wieder in seinen alten Platz einrückte. Gustav Adolf führte schnelleres Schießen in seiner Armee ein und reduzierte dementsprechend die Tiefe der Kampfstellung bei der Infanterie von zehn auf sechs Glieder. Noch während des Dreißigjährigen Krieges wurde dieses Beispiel in allen Armeen befolgt. Nur die Holländer waren bei der Tiefe von zehn Mann geblieben. Beim Beginn des Bürgerkrieges in England hatte es nun zwar nicht an Verteidigern des holländischen Zehnglieder-Systems gefehlt, tatsächlich ist aber sowohl auf der Seite Karls I. wie bei seinen Gegnern das schwedische Beispiel maßgebend gewesen. Von den Königlichen ist dies um so bemerkenswerter, als hier der Oberbefehlshaber Prinz Rupert selbst seine Schule in der holländischen Armee unter dem Prinzen von Oranien

durchgemacht hatte. Wie in diesem Falle, so mögen auch sonst wohl die Einrichtungen der schwedischen Armee am häufigsten in England befolgt worden und für die New Model-Armee maßgebend gewesen sein. Dabei soll man aber doch — und auch dies mag einmal betont werden — nicht vergessen, daß ein guter Teil der Einrichtungen, die wir in den Armeen des Bürgerkrieges finden, aus den Erfahrungen der Kämpfe auf dem Boden Englands selbst hervorgegangen ist. Der größte Kriegsheld, den diese Zeiten hervorgebracht haben, Oliver Cromwell, ist weder bei den Holländern noch bei den Schweden in die Schule gegangen. Mit der Kriegskunst der Römer hat er sich gewiß noch weniger befaßt, und er würde gelächelt haben über die Weisheit des Prinzen Wilhelm Ludwig von Oranien, daß Latein und Geometrie die beste Vorbereitung für den künftigen Feldherrn seien. Seine Bewunderung für Gustav Adolf, welche Seeley so stark betont und der er allerdings schwedischen Gesandten gegenüber Ausdruck verliehen hat, hat ihn jedenfalls niemals dazu geführt, den Schwedenkönig im Felde bewußt nachzuahmen. Cromwell ist eben auf militärischem Gebiete wie auf politischem der große Autodidakt und er selbst wächst mit der Größe der ihm gestellten Aufgabe.

Die neue Armee, die sogenannte New Model Army, wurde gebildet aus den Resten der drei Armeen von Essex, Manchester und Waller. Da aber diese Streitkräfte durch das Mißgeschick des Feldzuges von 1644, durch Krankheiten und Desertionen arg zusammengeschmolzen waren, so ergaben sie zusammen bei weitem noch nicht die vorgeschriebene Zahl von 22 000 Mann. Einfache Werbungen waren bei der schon herrschenden allgemeinen Abneigung gegen den Kampf aussichtslos. So schritt man dazu, die fehlenden Mannschaften zum Kriegsdienst zu

pressen. Auf die puritanische Gesinnung des einzelnen Mannes wurde dabei weniger Wert gelegt als auf einen kräftigen, wohlgebauten Körper. Der vorwiegend puritanische Charakter des gemeinen Soldaten war höchstens dadurch bedingt, daß die Aushebung nur in solchen Grafschaften erfolgen konnte, welche im Besitze des Parlaments waren, und dabei handelte es sich eben um solche mit vorwiegend puritanischer Bevölkerung. Verschieden davon war freilich die Reiterei, denn in dieser waren die Freiwilligen, meistens Leute von Bildung und Vermögen. Hier wurden auch die Eisenseiten eingereiht, Cromwells berühmte Truppe, welche in gewissem Sinne den Typus für die ganze New Model-Armee abgab.

Nach anderen Grundsätzen als bei den Gemeinen verfuhr man bei der Bildung des Offizierskorps. Denn aus diesem wurden systematisch die nichtpuritanischen Elemente entfernt, und zuletzt waren es fast lauter Puritaner, ja Independenten.

Daß man bei der Ernennung des Höchstkommandierenden von der Person Cromwells absah, geschah offenbar aus politischen Gründen. Die Selbstverleugnungsakte war in ihrer ersten Fassung zwar soeben zu Falle gebracht worden. Aber man konnte ihrem Geiste doch nicht soweit zuwiderhandeln, daß man ein Mitglied des Parlaments, einen Mann von ausgesprochener Parteistellung, welchen alle Presbyterianer in England und Schottland mit Mißtrauen betrachteten, an die Spitze der Armee gestellt hätte. Er wird also nur zum Generalleutnant, d. h. zum Befehlshaber der gesamten Kavallerie und zum zweithöchsten Offizier im Heere ausersehen. Und selbst dieser Posten ward ihm nicht sogleich anvertraut, sondern in deutlicher Absicht einige Monate lang unbesetzt gelassen, um auch dann nur auf beschränkte Zeit dem berühmten Reiter-

obersten übertragen zu werden. So ward es Cromwells Schicksal und sein Ruhm, als Untergebener eines Oberfeldherrn gleichwohl den Sieg über den König zu entscheiden.

Dieser Oberbefehlshaber war Thomas Fairfax, ein Soldat von Beruf, der sich vielfach durch Umsicht und Tapferkeit, besonders in den Kämpfen in Yorkshire, ausgezeichnet hatte. Die Schnelligkeit seiner Märsche, die Kühnheit seines Angriffs wurden allgemein gerühmt; vornehme Gesinnung und Bescheidenheit des Wesens machten ihn persönlich geschätzt. Sein Mut in der Schlacht kannte keine Grenzen und brachte ihn in Gefahr, die Pflichten des Feldherrn zu vergessen. Er wird geschildert als ein Mann von dunklem Antlitz und hoher Figur, und wenn er im Felde war, so schien er seinen Leuten noch um ein gutes Stück größer geworden zu sein als zu Hause.

Doch kehren wir zu unserer Schilderung der Armee zurück, so mögen zunächst ein paar Bemerkungen über die einzelnen Waffengattungen am Platze sein.

Die Infanterie spielt im englischen Bürgerkriege wohl noch nicht ganz die Rolle wie in den gleichzeitigen Kriegen auf dem Festlande. Die steigende Vereinfachung in der Ausrüstung der Mannschaften ließ doch auch in der New Model-Armee die uns schon bekannte Zweiteilung in Schützen und Lanzenträger oder Musketiere und Pikeniere noch bestehen. Auch die letzteren konnten im Nahkampfe noch furchtbar genug werden. Übrigens wurde gemäß den Erfahrungen, die man machte, die Zahl der Musketiere fortgesetzt vermehrt, die der Pikeniere vermindert. Von Anfang an gab es in der New Model-Armee doppelt so viele Schützen als Lanzenträger. Die bessere Handhabung, vielleicht auch die größere Leichtigkeit ihrer Waffe machte es den Schützen nun auch möglich, die früher notwendige gabelförmige Stütze, die aus der schwedischen Armee der

Zeit bereits verschwunden war, zu entbehren. Wenn also die Bedeutung des Gewehrfeuers fortgesetzt stieg, so waren die Musketiere gleichwohl noch auf den Schutz der Piken angewiesen. Der Wettstreit zwischen Muskete und Pike endete denn auch keineswegs mit der Ausmerzung der letzteren aus den modernen Heeren, sondern mit der Verbindung beider in Form von Gewehr und Bajonett.

Die Kavallerie, welche in den Schlachten des Bürgerkrieges so oft entscheidend mitwirkte, tritt auch numerisch in ungewöhnlicher Stärke auf. In der New Model-Armee kam ein Reiter auf je zwei Fußsoldaten. Fairfax' Armee bestand aus 14 400 Mann zu Fuß und 7600 zu Pferde. Die verschiedenen auftretenden Gattungen der Kavallerie wechseln ebenso wie ihre Bewaffnung. In den entscheidenden Jahren des Bürgerkrieges hatte die Kavallerie der New Model-Armee keine andere Feuerwaffe als die Pistole, keine andere Hieb- oder Stichwaffe als das Schwert. Cromwell, der ohne praktische Erfahrung in den Bürgerkrieg eingetreten war, hat in der Verwendung seiner Kavallerie beständig Fortschritte gemacht. Immer mehr befestigte er sich in dem Grundsatze, daß die Kavallerie den Feind anzugreifen, nicht aber den Angriff zu erwarten habe, und den ferneren Grundsatz, ihr Feuer zu sparen, bis sie dicht an den Gegner herangekommen ist: dann die Pistolen abfeuern, die nun nutzlos gewordene Waffe dem Feind ins Gesicht schleudern und mit dem blanken Schwerte dreinhauen.

Die Kavallerie blieb stets Cromwells Lieblingswaffe und diejenige, in deren Verwendung er die größte Meisterschaft bewies, wie man wohl ähnliches von Napoleon in bezug auf die Artillerie sagen kann. Cromwells Reiterattacken sind von jeher das Entzücken aller Kavalleristen gewesen.

Neben Kavallerie und Infanterie spielt in den Schlachten des englischen Bürgerkrieges die Artillerie eine geringere Rolle, als es wohl in den gleichzeitigen Kämpfen auf dem Festlande der Fall war. Der Wert der Feldartillerie, welche überhaupt erst im 17. Jahrhundert zu entscheidender Bedeutung gelangte, ist in England ziemlich spät erkannt worden. Wir haben die merkwürdige Tatsache zu verzeichnen, daß in der Zeit Elisabeths, als die Überlegenheit der englischen Schiffsgeschütze über die spanischen in der Armadaschlacht zu so glänzender Erscheinung kam, die englische Feldartillerie hinter derjenigen der meisten anderen Nationen noch weit zurückstand. Noch im Jahre 1604 erklärte ein Militärschriftsteller, alle erfahrenen Soldaten wüßten, daß große Artillerie dem Kämpfer zu Fuß selten oder niemals Schaden zufügt. „Er läßt sich, wenn die Feldgeschütze feuern, einfach auf ein Knie nieder und steht wieder auf, wenn die Salve vorüber ist."

Immerhin scheint man dem Anteil, welchen auch die Artillerie an den Siegen der Parlamentstruppen gehabt hat, vielfach unterschätzt zu haben. Anfangs war der König weniger gut mit Geschützen versehen als seine Gegner. „Wir gaben zwei Schüsse ab, während sie nur einmal feuerten", heißt es in dem Bericht eines Parlamentskämpfers über die Schlacht bei Edgehill, „und ihr Geschütz — gepriesen sei der Gott der Schlachten — hat uns wenig Schaden zugefügt, während wir kaum eine Kugel umsonst verschossen". Auf der Seite der Kavaliere wurde freilich der Mangel an Feldgeschützen bald ersetzt durch die Sendungen, welche besonders auf Betreiben der Königin aus Frankreich und Holland kamen. Vielfach hat die Artillerie, wenn durch eine Kanonade die Schlacht eröffnet war, im Verlauf derselben keine entscheidende Rolle mehr gespielt. So war es bei Marston Moor, und, wie wir sehen werden, auch

bei Naseby, dem ersten großen Siege der New Model-Armee, welche gleichwohl mit Artillerie ansehnlich ausgerüstet war. Erst von nun an tritt die Mitwirkung derselben stärker hervor. Was Cromwell persönlich betrifft, so scheint die Geschichte seiner Schlachten eine steigende Schätzung der Artillerie bei ihm zu beweisen, wie natürlich im selben Maße sich bei ihm auch die Fähigkeit steigert, diese Waffe zu wirksamer Verwendung zu bringen. Wie dies besonders in seinem letzten Feldzuge, demjenigen gegen die Schotten und Karl II., zur Erscheinung kommt, wird unsere Erzählung zu zeigen haben.

Wenn also eine große stehende Armee unterhalten werden sollte, so ergab sich wohl die größte Schwierigkeit aus der Notwendigkeit, dieselbe auch regelmäßig zu besolden. Denn eine Soldarmee ist sie doch immer geblieben. In den ersten Jahren des Bürgerkrieges sah es mit der Bezahlung der Soldaten trostlos aus. Mit der Errichtung der New Model-Armee, d. h. unter Fairfax und Cromwell, ward auch hier eine grundlegende Verbesserung eingeführt. Um eine feste Besoldung zu ermöglichen, wurde eine monatliche Vermögenssteuer in wechselnder Höhe auf die Bewohner von neunzehn Grafschaften gelegt. Die auf diese Weise eingehenden Summen genügten dem Zwecke aber noch nicht, zumal da sie die vorgeschriebene Höhe niemals erreichten. Jahrelang half sich das Parlament daher mit dem bedenklichen Mittel, die aus dem Verkaufe der konfiszierten Güter der Royalisten gewonnenen Gelder auch noch zur Bezahlung der Truppen zu verwenden. Denn allmählich schritt auch die siegreiche Revolution zu einem umfangreichen System von Konfiskationen, ähnlich demjenigen, wie es in Böhmen nach der Schlacht am Weißen Berge durchgeführt worden war. In Böhmen wie in England war der zeitweilige Ruin eines ganzen Standes

die Folge. Der ganzen Praxis liegt aber neben der Fiktion einer Bestrafung die Anschauung zugrunde, daß auch im Bürgerkriege, so hart es sein mag, der Besiegte die Kosten zu zahlen habe.

Aber abgesehen davon, daß diese Quelle bald versiegen mußte, so floß auch sie nicht so reichlich, daß die Soldaten jemals ihren vollen Sold erhalten hätten. Die ihnen geschuldeten Rückstände und die Versuche, sie aus der Welt zu schaffen, drücken fortan schwer auf die ganze Finanzwirtschaft des langen Parlaments. Von einer Lösung des Problems kann also nicht wohl die Rede sein. Immerhin war eine solche angebahnt, und der Soldat durfte für eine nahe oder ferne Zukunft auf die richtige Erfüllung seiner Forderungen wohl zählen.

Mit der regelmäßigeren Bezahlung der New Model-Armee steht auch die bessere Zucht der Soldaten in engem Zusammenhange. An dem Erlaß von Kriegsartikeln hatte es von Anfang an in allen Heeren des Bürgerkrieges natürlich nicht gefehlt. Die von Essex 1642 aufgestellten wurden in der Hauptsache von Fairfax und Cromwell einfach übernommen. Aber erst von ihnen sind sie auch wirksam durchgeführt worden. Die mannigfachen Ausschreitungen, welche in den ersten Jahren auch unter den Soldaten des Parlaments an der Tagesordnung gewesen waren, hörten nun auf oder wurden zur Ausnahme. Die Gewalttaten gegen die Zivilbevölkerung, die Beraubungen des Landvolks, die Plünderungen eroberter Plätze trotz geschlossener Kapitulation, alle diese Mißbräuche wurden unterdrückt und die vereinzelt noch vorkommenden Exzesse streng geahndet. Die königlichen Truppen standen in ihrem sittlichen Verhalten nicht auf dieser Höhe. Ein Royalist, welcher bereitwillig zugab, daß unter ihnen im Gegensatz zu den Parlamentarischen die gewöhnlichen Laster der

Soldaten reichlich vertreten seien, tröstete sich nur mit der Erwägung, daß dafür bei jenen die schlimmeren Sünden des geistlichen Hochmuts und der Rebellion zu Hause seien.

Dieser Disziplin der Truppen, an welcher wohl Cromwell, der sie später allein in der Hand hielt, den größten Anteil hat, ist es auch zuzuschreiben, daß durch diesen Bruderkrieg das Land nicht wieder verwüstet wurde, wie einst durch den Kampf der Rosen. Wie anders war vollends das Schicksal Englands als dasjenige der durch die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges heimgesuchten Gegenden. Deutschland war verödet und entvölkert und brauchte Menschenalter, um wieder seinen alten Rang unter den Kulturnationen einnehmen zu können. In England folgte auf ein Jahrzehnt der inneren Kämpfe eine Blütezeit von Handel und Wandel und die großartigste Machtstellung gegenüber den Völkern des Festlandes.

Wer über die Infanterie und Kavallerie, über Besoldung und Unterhalt der puritanischen Armee u. dgl. mehr handelt, der hat im allgemeinen eine Schilderung zu entwerfen, welche trotz aller Abweichungen sich doch nicht ganz grundsätzlich von demjenigen unterscheidet, was von anderen Armeen dieser Zeit in derartigen Einzelheiten zu sagen wäre. In eine andere Lage ist man nun aber versetzt, sobald es gilt, über das religiöse Leben in Cromwells Armee ein Wort zu sagen. Wer denkt nicht, wenn er von Cromwell und der puritanischen Armee hört, an Streiter für die Ehre Gottes, wie nur das Alte Testament sie kennt? Hier freilich zeigt sich eine Seite dieses Heeres, an der allein man den religiösen Charakter des ganzen Kampfes erkennen könnte.

Es will freilich noch nicht gar viel bedeuten, wenn beim

Ausbruch des Kampfes die Armeen auf beiden Seiten mit Geistlichen reichlich ausgestattet sind und den Soldaten in den Kriegsartikeln ihre religiösen Pflichten mit Androhung schwerer Strafen eingeschärft werden. Wer sich eine Gotteslästerung zu Schulden kommen läßt, dem soll die Zunge mit einem heißen Eisen durchbohrt werden. Unter den Feldkaplänen hören wir von eindrucksvollen, mächtigen Predigern, die in häufigen Gottesdiensten Offiziere und Gemeine erbauten. „Mr. Dell predigte am Morgen", heißt es in einer Zeitung vom 25. Mai 1646, „und Mr. Sedgwick am Nachmittage, bei beiden war der Andrang der Soldaten groß und viele kletterten auf die Bäume, um besser hören zu können."

Die Feldkapläne taten noch mehr. Von der Schlacht bei Edgehill wird berichtet, daß etliche fromme und gelehrte Seelsorger — sechs von ihnen werden mit Namen genannt — während des vollen Kampfes in der Armee auf und nieder ritten, durch das dichteste Getümmel und oft in eigener persönlicher Gefahr, indem sie treu und mutig die Soldaten ermahnten und anspornten, tapfer zu kämpfen und nicht zu fliehen, vielmehr, wenn jemals so jetzt auszuharren und für Religion und Recht zu streiten.

Viel wunderbarer erscheint es uns noch, wenn wir vernehmen, daß neben den Kaplänen oder, wo sie in hinreichender Zahl fehlten, an ihrer Stelle Leute aus dem Parlamentsheere selbst die Stelle der Geistlichen einnehmen — eine Erscheinung, welche aufs engste zusammenhängt mit dem Eindringen, dem allmählichen Überwiegen, zuletzt der vollen Herrschaft des Independentismus in der Revolutionsarmee. Seit der Schlacht am Marston Moor 1644 hatte der independentische Teil der Armee, die Gruppe um Cromwell, den stärksten Anteil an den Siegen der Revolution gehabt. Im selben Maße war ihr Ansehen ge-

ſtiegen, dasjenige ihrer Nebenbuhler, der Presbyterianer, geſunken. In der New Model-Armee herrſchten ſie vor. Im Sommer 1647 traten 167 Offiziere, etwa noch der vierte Teil des geſamten Offizierskorps, aus der Armee aus, um Independenten reinſten Waſſers den Platz zu räumen. Von dieſer Zeit an war der independentiſche Charakter der Armee dauernd befeſtigt.

Und eben dieſem Charakter entſpricht es auch, wenn nun jedermann im Heere, der den Beruf in ſich fühlt, aufſtehen darf, um zu predigen. Die urſprünglichen Ideen des Independentismus, welcher jetzt über das Presbyterianertum in der Armee einen vollen Sieg davongetragen hatte, um dasſelbe nach einem Jahre auch im Parlamente zu Weſtminſter zu überwinden, drangen wieder durch, die Idee der freien Gemeinde wie die des allgemeinen Prieſtertums. In der Umgebung Cromwells hat von Anfang an die freie Predigt eine gewiſſe Rolle geſpielt. Die Stärke des religiöſen Gedankens in jenen Tagen trifft zuſammen mit der dem Engländer eigenen volkstümlichen Beredſamkeit und führt dazu, daß viele ſich berufen fühlen; ſie nennen ſich ſelbſt die Gottſeligen, ſie haben Viſionen und Offenbarungen; Offiziere und Gemeine predigen und ſuchen die andern zu erwecken und hinzureißen. Bei der geſamten Kavallerie iſt der Drang nach religiöſer Betätigung beſonders ſtark geweſen; ganz natürlich, denn dieſe Truppe beſtand aus Freiwilligen, welche ihr puritaniſcher Eifer in die Reihen der Parlamentsarmee geführt hatte. Ein 1645 vom Parlament erlaſſenes Verbot der allgemeinen Predigt blieb völlig unbeachtet. „Tut es euch leid," fragte Cromwell einige Geiſtliche, die darüber Klage führten, „tut es euch leid, daß Chriſtus gepredigt wird? Kränkt euch nicht, wenn auch Eldad und Medad als Propheten auftreten. Wo findet ihr in der Schrift einen

Grund dafür, daß ihr allein das Amt zu predigen hättet." Ja, manchmal teilen sich Seelsorger und Soldaten in die Lasten des geistlichen Amtes. Cromwell und andere Offiziere legen selbst Bibelstellen aus, und zwar, wie Whitelock bezeugt, vortrefflich und gut auf die Gelegenheit passend. Man merkt den späteren politischen Reden des Protektors die alte Gewohnheit der geistlichen Predigt wohl noch so manchesmal an. Als er am 17. September 1656 zu dem eben eröffneten Parlament vom Kriege gegen Spanien und andern politischen Fragen gesprochen hat, findet er den rechten Schluß der Rede doch nur mit dem Hinweis, daß er gestern den 85. Psalm gelesen habe und die köstlichen Worte desselben der Versammlung in die Erinnerung rufen müsse. Und es folgt die genaue Auslegung dieses Psalms und dann noch das Lutherlied „Ein' feste Burg ist unser Gott" mit einer Anspielung auf den ihm besonders teuren 118. Psalm, und weiter der dem Lutherliede zugrunde liegende Text des 46. Psalms mit dem Schlusse: Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz. Dann erst fordert er mit dem Wunsche, daß Gott unter den Versammelten weilen möge, das Parlament auf, zu seinem nächsten Geschäfte, der Wahl des Sprechers, zu schreiten.

Die freie Predigt in der Armee ist nun freilich doch nicht in dem Sinne zugelassen worden, daß nun auch jederlei religiöse Anschauungen hätten zum Worte kommen dürfen. Katholizismus und Bekenntnis zur bischöflichen Kirche waren von vornherein aus der Armee verbannt. Aber auch unter den freieren Richtungen des Protestantismus blieben wieder die extremsten ausgeschlossen. Bei der Geschichte des Protektorats wird noch davon zu reden sein, und es wird sich zeigen, wie bedingt und kompliziert der Begriff der oft gerühmten Cromwellschen Toleranz eigentlich war.

Neben den Gottesdiensten wurden die Soldaten zur

Religion angehalten durch religiöse Schriften, welche massenhaft in der Armee verbreitet wurden. Es ist zwar nicht richtig, wie man wohl gesagt hat, daß jeder Soldat in Cromwells Armee seine Bibel im Tornister gehabt habe. Dagegen waren die sogenannten Taschenbibeln, d. h. eine Auswahl wichtiger Schriftstellen, wie sie für die puritanischen Soldaten passend erschienen, sicherlich in den Händen vieler. Die Offiziere der in Irland stehenden englischen Truppen richteten auch im Jahre 1651 eine Petition an das Parlament, man möge doch 4000 Bibeln, nämlich auf je sechs Mann eine, nach Irland schicken, und die Bitte ward erfüllt.

Und doch, um die Vorstellung von diesen religiösen Streitern recht lebendig werden zu lassen, müßte man der Armee und den einzelnen in den Kampf folgen und sie da beobachten. Nicht genug mit den Gottesdiensten mehrmals am Tage, der religiösen Stärkung vor der Schlacht, der Lobpreisung Gottes, wenn der Sieg erfochten ist. Psalmen singend sind sie oft in den Kampf gezogen, ja während der Schlacht ward es wohl noch fortgesetzt von Abteilungen, welche nicht augenblicklich mitzuwirken hatten. Eine Schar von Flüchtigen der geschlagenen königlichen Armee bei Marston Moor wäre unfehlbar einer Abteilung Parlamentstruppen in die Hände gefallen, hätten sie dieselben nicht noch rechtzeitig an dem Psalmengesang als Feinde erkannt.

In Cromwell selbst erblicken wir nun aber die großartigste Verkörperung des puritanischen Helden mit seinem Gottvertrauen, mit seinem festen Glauben an die sichtbare Hilfe des Höchsten, mit seiner Umsicht und Selbstbeherrschung, mit seiner Tapferkeit, mit seiner Härte gegen den Feind.

Vor allem läßt sich deutlich an seinen erhaltenen

Äußerungen erkennen und verfolgen, wie er festhält an den Ideen seines alten Lehrers Beard von dem persönlichen Eingreifen Gottes in die Menschenschicksale, zum Guten wie zum Bösen. Und der einzelne vermag sehr wohl auch selbst darauf hinzuwirken. Pflichterfüllung, Gebet und Gottvertrauen bringen Gottes Hilfe den Menschen nahe. Sie bleibt für den, der sie sucht, nicht aus, wenn er nur selbst erst das Seinige getan hat. „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken"; die berühmten Worte sind zwar aus Cromwells Munde nicht bezeugt, aber sie dürfen immerhin als der treffendste Ausdruck seiner Gesinnung gelten. Oder man nehme die authentische Formulierung: „Wahrlich, Gott folgt uns mit Ermutigungen. Mögen seine Segnungen nicht an uns verloren sein!"

Der Glaube an Gott und sein Wirken füllt Cromwell ganz aus. Der Ausgang und alle Einzelheiten seiner Schlachten sind ihm ebenso viele Beweise dafür. „Gott hat uns diesen Abend einen glorreichen Sieg über unsere Feinde gegeben", so beginnt seine erste Meldung eines geschehenen Kampfes. „Gott machte sie wie Stoppeln vor unseren Schwertern", heißt es fast übereinstimmend nach zwei verschiedenen Schlachten. „Wahrlich, England und die Kirche Gottes haben eine große Gunst vom Herrn gehabt in diesem großen Siege, der uns geschenkt ist, wie dergleichen noch nicht war, seit dieser Krieg begann." So schreibt er nach Marston Moor und so geht es fort, bis seine Schlachtberichte sich steigern zu begeisterten Hymnen auf die Gnade Gottes für sein auserwähltes Volk. „Hier mag jeder lesen," schreibt er einmal, „daß dies alles nur das Werk Gottes ist. Der muß ein wahrer Atheist sein, wer das nicht einsieht." Auch in den einzelnen Momenten und Umständen, welche den Verlauf günstig beeinflussen, erkennt er den Finger Gottes. „Ich denke,

es war durch die gütige Vorsicht Gottes, daß unsere Infanterie in Spalding stand." Vollends wenn ein Erfolg unerwartet kommt, wenn vor den Truppen des Parlaments die Besatzung einer Festung kapituliert, während die Verteidigungswerke noch stark, die Mannschaft zahlreich, Lebensmittel in Menge vorhanden sind. Um so größer also Gottes Gnade, „wenn er mit seiner Macht über die Herzen seiner Feinde kommt". Auch wo man aus einer ungünstigen Lage glimpflich hervorgegangen ist, selbst für einen in guter Ordnung ausgeführten Rückzug, hat der Herr die Ehre. Nur bei einem klaren Mißerfolge bleibt Gott aus dem Spiel. Schwankt aber der Erfolg hin und her, so ist doch jede Wendung durch ihn herbeigeführt. Bei den Wechselfällen des Kampfes um Drogheda — wir greifen unserer späteren Erzählung vor — kommt es deutlich genug zum Ausdruck. „Und ist es nicht klärlich so? Was eure Leute antrieb, so tapfer zu stürmen, es war der Geist Gottes. Er gab euren Leuten Mut und nahm ihn wieder von ihnen; er gab dem Feinde Mut und nahm ihn wieder von ihm; er gab abermals euren Leuten Mut und damit diesen glücklichen Erfolg. Und also ist es gerecht, daß Gott allein die ganze Ehre habe."

Wie Cromwell selbst von der ihm zuteil werdenden Hilfe überzeugt ist, so möchte er auch den anderen den Glauben daran einflößen, um vor Gott nicht undankbar zu erscheinen. Seinen ausführlichen Bericht an den Sprecher des Unterhauses über die Schlacht bei Preston hat er nicht kürzer fassen können, „da so viel von Gott darin war", aber er will ihn auch nicht länger machen, um nichts davon als Menschenwerk erscheinen zu lassen. Oder er bemerkt am Ende eines Schlachtberichts, daß Gott nicht genügend anerkannt werde. Wir blicken zu viel auf Menschen und sichtbare Hilfe. Das hat unserem Erfolge oft geschadet."

Die Konsequenz dieser Anschauungen und im Grunde schon sein calvinistischer Glaube führen Cromwell auch dahin, daß er, nach Jahren auf die Ereignisse zurückblickend, alle errungenen Erfolge als von Gott um seiner selbst willen vollbracht bezeichnet. „Die Menschen", sagt er, „mögen sie wollen oder nicht wollen, sie müssen das Wohlgefallen des Herrn erfüllen und wir sollen zu unserer Zeit dem Willen Gottes dienen." Parlament, Armee, er selbst sinken also zu bloßen Werkzeugen der göttlichen Zwecke herab. Aber dafür sind sie auch die Auserwählten des Herrn, Sein Volk, das Er liebt wie Seinen Augapfel. Und Cromwells Gebet für sie ist, „daß nicht der Überreichtum der Gnaden sie zu Übermut und Hoffart führen möge, wie es einst bei einem andern auserwählten Volke der Fall war". Er selbst aber, wenn er „von Gott an seine Stelle gerufen", wenn er von ihm „aus dem Staube erhoben worden" zu dem, was er ist, so wird der Herr ihn auch fähig sein lassen, „Seinen Willen zu tun und zu seiner Zeit Ihm zu dienen."

Aus dieser Anschauung ergibt sich ferner die wunderbare Vereinigung von zartem Gefühl gegenüber denen, die, wie er selbst, Werkzeuge des Herrn sind, und großer Härte gegen die anderen, denn sie sind Feinde Gottes.

Mit allem, was hier über Cromwell gesagt wurde, soll er doch nur als der größte Vertreter und der vollkommenste Typus jener Gottessoldaten gekennzeichnet sein, wie sie der Zeit und dieser Armee eigentümlich waren. Von Heuchelei kann hier keine Rede sein. Sind diese Ergüsse nicht echt, so sind die ganzen Motive des großen Kampfes gefälscht und man hätte es mit einer ganzen Armee von Heuchlern zu tun. Dem aber widerspricht die Größe ihrer sittlichen Haltung.

Die Weltanschauung Cromwells herrscht auch in seinem

weiteren und engeren Kreiſe. Er ſelbſt hat uns überliefert, wie ein junger Held aus ſeinem Heere treu in den Tod gegangen iſt. Der junge Walton, Olivers Neffe, fand, als er ſterbend auf dem Schlachtfelde von Marſton Moor lag, den Troſt, den Gott ihm verlieh, weit mächtiger als die Schmerzen der Todeswunde. Der eine Gedanke aber laſtete ſchwer auf ſeiner Seele, daß Gott ihm nicht vergönne, noch ferner der Vollſtrecker Seines Strafgerichts an ſeinen Feinden zu ſein. Und er bat die Genoſſen, die Pferdeleichen fortzuſchaffen, die rechts und links den Blick hemmten, damit er ſterbend noch die fliehenden Feinde ſehen könne.

Achtes Kapitel

Der Sieg über den König

Im April 1645 wollten Leute im westlichen England eine wunderbare Vision am Himmel gesehen haben. Zwei große Armeen, die eine vom Westen kommend, die andere vom Osten, erschienen in den Lüften und fochten lange Zeit gegen einander. Nachher erblickte man noch drei große Särge und dann war alles verschwunden. — Das Volk, so dürfen wir erläuternd hinzufügen, erwartete große Dinge. Der kommende Feldzug würde den Krieg entscheiden, und zwar durch die Niederlage des Königs. Ob ferner die drei Särge auch schon für Karl I. und seine beiden Neffen, die Pfalzgrafen Rupert und Moritz, bestimmt waren, wage ich nicht zu entscheiden.

Von der Überlegenheit der neuen Armee des Parlaments gegenüber der royalistischen Streitmacht bemerkte man im Anfange des Feldzuges von 1645 noch wenig. Die zahlreichen neugeworbenen Mannschaften mußten erst zu Soldaten erzogen werden; die Zweifel an ihrer Verwendbarkeit mochten dem Ausschusse beider Königreiche, in dessen Händen die Beschlußfassung über die kriegerischen Operationen lag, für die Zaghaftigkeit seiner Anordnungen allenfalls zur Entschuldigung dienen. An ein aggressives Vorgehen in großem Stile wurde noch nicht gedacht. Da man hörte, daß Rupert mit der Haupt-

macht in Worceſter lag und der König ihm nächſtens von Oxford mit weiteren Truppen und ſchwerem Geſchütz folgen würde, ſo galt es zunächſt, die Vereinigung beider zu vereiteln. Cromwell ward mit dieſer Aufgabe betraut.

Er hat ſie vollkommen gelöſt. Mit einem Reiterkorps zog er in die Gegend von Oxford und ſtieß bei Islip auf eine Abteilung königlicher Truppen. Dieſe werden geſchlagen und verfolgt und ihrer 200 gefangen. Von den Entkommenen haben ſich einige in das nahegelegene feſte Blechington Houſe geflüchtet. Cromwell erſcheint, er hat weder Fußvolk noch Artillerie; aber ohne eine Verteidigung zu wagen, übergibt ihm Oberſt Windebank den Platz. Er iſt dafür in Oxford vor ein Kriegsgericht geſtellt und, ohne die Gnade des Königs zu finden, erſchoſſen worden. Nicht minder erfolgreich iſt Cromwell, als er nach wenigen Tagen den Oberſt Vaughan mit ſeinen Leuten in Bampton Buſh umſtellt, welcher ſich ohne Kampf ergibt. Und nur auf den Gouverneur von Farringdon machten Cromwells drohende Aufforderungen zur Übergabe — „ich werde nicht einen Mann übrig laſſen, wenn Sie mich zwingen zu ſtürmen“ — keinen Eindruck. Cromwell konnte ſeine Drohung nicht ausführen, der Platz hielt ſich; aber der Zweck des ganzen Zuges nach Oxford war gleichwohl erreicht. Von dem Zuſammenſchluß und baldigem Losbrechen der royaliſtiſchen Streitmacht war nicht mehr die Rede.

Die Geſchichte der kleinen Expedition zeigt, daß Cromwells Name allein ſchon eine Macht im Lager der Parlamentariſchen war. Ehe er ausgeſandt wurde, berichtet ein Zeitgenoſſe, war er ſoeben in Windſor erſchienen, um ſich von ſeinem General zu verabſchieden. Denn nach der Selbſtverleugnungsakte mußte er in wenigen Tagen ſein Kommando niederlegen. Und daß er ehrlich gewillt war, ebenſo wie

Essex, Waller und Manchester es taten, sein Amt aufzugeben und in den Zivilstand zurückzutreten, hat man nach dem Ausweis der Quellen kein Recht zu bestreiten. Gewiß ist es richtig, daß seine fernere Laufbahn von seinem Verbleiben in der Armee abhing. Deshalb aber seine ganze Haltung gegenüber der Selbstverleugnungsakte als falsches Spiel zu erklären, solches vermögen nur diejenigen, welche sich von dem Gedanken nicht losmachen können, Cromwell habe seit dem Anfang des Bürgerkrieges, wenn nicht gar schon früher, das Ziel verfolgt, Lord Protektor von England zu werden.

Die einfache Wahrheit ist aber, daß man ihn in der Armee nicht mehr entbehren konnte. Das Parlament empfindet sehr wohl die Inkonsequenz seiner Wiederanstellung, nachdem man jene anderen, angeblich verdienten Generale, ruhig hat abtreten lassen, seine Ernennung wird hingezögert, sie wird wiederholt nur auf beschränkte Zeit ausgesprochen. Aber wie konnte man wohl auf die Dienste des fähigsten Offiziers der Armee verzichten, desjenigen, der die Schlacht am Marston Moor entschieden hatte und dessen Ruhm schon in aller Munde war? „So schrecklich ist ihnen Cromwells bloßer Name," bemerkt ein Zeitungsblatt bei seinem Erfolge über Oberst Vaughan. Nicht durch Ehrgeiz und Intriguen, sondern durch die Größe seiner Taten erklärt sich seine Laufbahn. Vollkommen ehrlich hat er später so oft beteuert, daß nicht er selbst sich auf seinen Platz gestellt, daß die Nation ihn gesucht, daß Gott ihn erhoben habe.

Auch Fairfax hatte sich mit der Hauptarmee schon in Bewegung gesetzt. Doch sind seine ersten Operationen von

einer gewissen Planlosigkeit, welche freilich weniger ihm selbst als wieder dem Ausschuß der beiden Königreiche zur Last fällt, welcher von Westminster aus, fern vom Kriegsschauplatz, den Generalen im Felde seine Weisungen erteilte. Zuerst ward Fairfax mit der Aufgabe betraut, das von den Royalisten hart belagerte Taunton zu entsetzen, dessen heldenmütige und ausdauernde Verteidigung Robert Blake leitete, welcher jetzt noch als Landoffizier Wunder der Kühnheit und Tapferkeit vollbrachte, wie später zur See. Auf dem Wege nach Taunton erhält Fairfax einen Gegenbefehl, demzufolge er nur ein Detachement nach der bedrängten Festung zu entsenden hat. Auch so gelingt der Entsatz. Mit der Hauptarmee beginnt Fairfax die Belagerung von Oxford. Der König freilich weilte nicht mehr dort, sondern war mit seiner Armee ins Feld gezogen, um im nördlichen England seine Macht wieder aufzurichten, vielleicht auch in Schottland einzufallen. Dann ändert er seine Marschrichtung, rückt auf das befestigte Leicester, das mit Sturm genommen und gründlich ausgeplündert wird. Dieser Erfolg des Königs scheint den Herren in Westminster so viele weitere Gefahren in sich zu schließen, daß Fairfax nun den Befehl erhält, die östliche Association, welcher Karls nächster Angriff gelten mochte, zu schützen. Die Belagerung Oxfords wird wieder aufgegeben, Fairfax folgt dem Könige, um ihn zu schlagen, wo er ihn findet. Unterwegs stößt Cromwell zu ihm, dessen Kommando soeben verlängert worden war. Er wird von Fairfax' Kavallerie mit mächtigem Freudengeschrei empfangen. Zwar kommt er nur mit 700 Mann, aber er ist nun im Lager und die Soldaten sind von der Sorge, die sie bedrückte, befreit, daß sie vielleicht ohne Cromwell schlagen müßten. Und schon ist man dem Feinde so nahe, daß ein Angriff jederzeit erfolgen kann.

Auf dem Wege von Daventry nach Harborough, nördlich von Naseby, trat die parlamentarische Armee dem Könige in den Weg. Sie war ihm an Zahl überlegen, fast doppelt so stark — 14 000 Mann gegen 7500. Doch war ein großer Teil der Mannschaften erst kürzlich ausgehoben und im Kampfe unerfahren. Die Royalisten spotteten über diese Streitmacht. Auf Cromwells Rat ließ Fairfax seine Armee ihre erste Stellung verlassen und weiter vom Feinde entfernt, eine breite Bodenerhebung besetzen. Dort ward sie zur Schlacht geordnet; das Fußvolk wie gewöhnlich in der Mitte, auf den beiden Flügeln die Reiterei. Diese stand insgesamt unter Cromwells Oberbefehl; doch führt er selbst nur den rechten Flügel, auf dem linken kommandiert Ireton. Dieser hat den ersten Angriff des Feindes auszuhalten. Hier rückte die königliche Kavallerie unter Rupert vor, und die Haltung des Prinzen, sein stürmischer Eifer und seine Einseitigkeit spielen eine ähnliche Rolle wie in den früheren Schlachten. Es gelingt ihm, den linken Flügel des Feindes zu werfen und sein Erfolg wird vollständig, da Ireton nicht bei der Sache bleibt, sondern sich mit einigen Schwadronen von dem nächsten Feinde abwendet und dem Fußvolk des Zentrums, das er zu seiner Rechten hart bedrängt sieht, zu Hilfe eilt. Dabei wird er aber selbst verwundet und gefangen, um erst im späteren Stadium der Schlacht, als die entscheidende Wendung eingetreten war, seine Freiheit wiederzuerlangen. Seine Kavallerie-Regimenter aber sind gebrochen und größtenteils in die Flucht gejagt. Die Kavaliere verfolgen, wieder jagt auch Rupert selbst hinterdrein, wieder gedenkt er nicht des Schicksals seiner übrigen Armee. Auch im Zentrum hatte, wie wir gesehen haben, das parlamentarische Fußvolk, dessen Führer gleichfalls verwundet wurde, einen schweren Stand.

Auf dem rechten Flügel aber hielt Cromwell. Er läßt die an Zahl geringere feindliche Kavallerie auf eine kurze Entfernung herankommen und die Anhöhe heraufreiten, um dann Angriff durch Angriff zu erwidern. Zuerst durch Oberst Whalley auf der linken Seite, der auf gut Cromwellsche Art seine Leute erst dicht vor dem Feind ihre Pistolen abfeuern und sie sodann mit dem blanken Schwerte dreinhauen läßt. Das gegenüberstehende Regiment wird sofort zurückgeworfen. Und nicht minder erfolgreich sind die übrigen Abteilungen des rechten Flügels, obwohl ihr Vorrücken durch Terrainschwierigkeiten verlangsamt wird. Als die ganze Reiterei des royalistischen linken Flügels in die Flucht gejagt ist, sendet Cromwell nur drei Regimenter zu ihrer Verfolgung aus. Mit den übrigen wendet er sich gegen das königliche Fußvolk, das noch den Widerstand des parlamentarischen Zentrums nicht gebrochen hatte und nun einer solchen Übermacht nicht standhalten konnte, zumal als noch ein Teil der von Rupert geschlagenen Reiterei des linken Flügels den Angriff unterstützte. Von der Masse der Feinde umstellt und erdrückt, setzt diese tapfere Infanterie den Kampf fort, bis sie sich regimenterweise ergeben muß, und bis zuletzt noch ein einziges aushält, um doch auch endlich von Fußvolk und Reiterei überwältigt zu werden. 5600 Mann waren gefangen, eine königliche Infanterie existierte nicht mehr. Als Rupert auf das Schlachtfeld zurückkehrte, konnte auch er sich nur dem allgemeinen Rückzuge der Reiterei gegen Leicester hin anschließen. Der König war unter den Fliehenden, er selbst an ritterlicher Tapferkeit hinter seinen Kavalieren nicht zurückstehend. Ein Edelmann riß des Königs Pferd zurück und fragte, ob er denn in den Tod rennen wolle. So ward es Karl nicht vergönnt, als seine Sache verloren war, auf dem Schlachtfelde zu sterben. —

Naseby war die Entscheidungsschlacht des Bürgerkrieges. Daß es so sein müsse, hatten Royalisten und Parlamentstruppen schon vorher klar erkannt. „Nun dachte man auf beiden Seiten: ein Nachmittag, der über ein Königreich entscheidet," so sagt ein zeitgenössischer Schlachtbericht. Und Cromwell empfand, als er den Feind vorrücken sah, schon die Vorfreude des Sieges. „Ich konnte nicht anders," schrieb er später, „als ich allein umherritt und meine Arbeit tat, ich mußte lächelnd zu Gott aufblicken und ihn preisen für den sicheren Sieg. Denn Gott wollte durch Dinge, die nicht sind, Dinge, welche sind, zu nichte machen. Ich war dessen gewiß, und Gott hat es getan. O, daß die Menschen den Herrn dafür preisen möchten und die Wunder rühmen, welche er für die Kinder der Menschen vollbringt!"

Der Sieg war nicht der Übermacht zu verdanken, welche nur seine volle Ausnutzung erleichterte, sondern der sittlichen Überlegenheit der parlamentarischen Truppen und ihrer besseren Führung. Nicht Fairfax freilich, der wohl wie ein Löwe kämpfte, hat als der Sieger von Naseby zu gelten, sondern Cromwell, dessen Strategie derjenigen des Prinzen Rupert überlegen war. Aber wir kennen auch den Geist dieses Heeres genügend, um zu ermessen, wie viel höher noch als der ritterliche Schwung der Kavaliere die gehaltene Tapferkeit der Cromwellschen Armee zu schätzen ist. Noch in ihrer Härte, noch in der Verzerrung des Fanatismus erkennt man die Macht ihrer sittlichen Impulse. Unter den Gefangenen befand sich ein Haufe von Weibern, liederliches Volk, wie es die Soldaten des siebzehnten Jahrunderts im Kriege mit sich herumzuführen pflegten. Gegen diese waren die Puritaner ohne Erbarmen. Etwa hundert von irischer Herkunft — „Frauen der blutigen Rebellen in Irland, vielgeliebte

Untertanen Seiner Majestät," höhnt ein Schlachtbericht aus dem parlamentarischen Lager — wurden erschlagen, die anderen aber, die englischen Stammes waren, wurden durch Wunden im Gesicht verunstaltet, damit niemand mehr Gefallen an ihnen finden möge.

Höchst ungünstig wirkte es für die Sache Karls I., daß bei Naseby seine Privatkanzlei den Gegnern in die Hände fiel. Fairfax sandte die erbeuteten Papiere nach Westminster. Das Parlament zögerte nicht, der Öffentlichkeit soviel daraus mitzuteilen, als geeignet war, den König als einen wahren Feind des Volkes von England erscheinen zu lassen. Hier las man es nun in klaren Worten, daß er die Herren in Westminster, mit denen er doch immer verhandelt hatte, gar nicht als Parlament gelten lassen wollte. Man entnahm den Briefen an seine Gattin, daß er wirklich die Aufhebung der Katholikengesetze beabsichtigte. Eine irische Armee wollte er in England landen, also dasselbe Verbrechen, für welches Strafford geblutet hatte. Und auch vom Festlande dachte er Truppen zur Führung seiner Sache gegen seine englischen Untertanen herbeizurufen, gerade, als ob er ein fremder Fürst wäre, der gegen sie Krieg führte. Mit diesem Könige schien jede Verhandlung zwecklos. Der Fund trug mehr als alles andere dazu bei, Volk und Parlament in dem Entschlusse zu bestärken, den Krieg nun auch bis zur Vernichtung des Gegners fortzuführen.

Der größte Teil von England gehorchte Karl I. nicht mehr. Nur im Westen und Südwesten blieben einige Grafschaften ihm noch treu. Oxford war als royalistisches Gebiet schon isoliert und erst weiter westlich, in Worcester,

Hereford, Monmouth sowie fast in ganz Wales hielt das Volk zum Könige. Auch das feste Bristol war der Mittelpunkt eines royalistischen Gebiets. Und endlich die südwestliche Halbinsel, Cornwall, das dem Könige nie entrissen worden und wo Essex gescheitert war, und Devonshire — das waren die Landschaften, welche nebst einer Anzahl einzelner fester Plätze in allen Teilen Englands (nur nicht im Osten) durch die Waffen des Parlaments noch bezwungen werden mußten.

Fairfax führte seine Aufgabe entschlossen durch. Bei Langport in Somerset trat ihm noch einmal eine bedeutende royalistische Armee unter Lord Goring entgegen. Er schlug sie zurück und gewann durch die folgende Einnahme von Bridgwater eine feste Linie vom Bristol Kanal hinüber zur Südküste, wodurch er fähig wurde, die Verbindung der südwestlichen Halbinsel mit den Royalisten in Bristol sowie ihr weiteres Vordringen nach Osten zu verhindern. Die New Model-Armee, seit der Schlacht bei Naseby siegesgewiß und wohldiszipliniert, hatte sich den Leuten des Königs hier vollends überlegen gezeigt. „So ist der Gnade von Naseby", schrieb Cromwell, „jetzt die Gnade von Long Sutton (wie er die Schlacht nennt) noch hinzugefügt. Wenn man dieses sieht, glaubt man nicht das Antlitz Gottes selbst zu sehen?"

Große Schlachten brauchten von jetzt an gegen die Truppen des Königs nicht mehr geschlagen zu werden; es galt nur noch, ihm die letzten Stützpunkte seiner Macht in englischen Landen zu entreißen. Im September 1645, nachdem er Bath genommen hatte, wendete sich Fairfax gegen das von Rupert selbst verteidigte Bristol. Eine Woche lang lag er mit seiner Armee vor der Festung und unterhandelte mit dem Prinzen über die Bedingungen einer Kapitulation. Die Verhandlung blieb ohne

Erfolg. Im Kriegsrat der Belagerer ward ein Sturmangriff auf die Stadt beschlossen. Am 10. September vor Tagesanbruch ward er glücklich durchgeführt. Ein Teil der äußeren Befestigungslinie mit dem starken Fort auf Priors Hill ward genommen. Um den Besitz des letzteren hatte der Kampf stundenlang getobt. Dafür wurde — so wollte es das harte Kriegsrecht der Zeit — fast die ganze Besatzung dem Schwerte überliefert. Ohne Aussicht auf Entsatz, sah Rupert nun keine Möglichkeit, sich länger in Bristol zu behaupten. Er kapitulierte und erhielt freien Abzug nach Oxford.

Den offiziellen Bericht an das Parlament erstattete Cromwell auf Befehl seines Obergenerals; vielleicht weil dieser wußte, daß der Stil seines Generalleutnants mächtiger war als sein eigener und daß ein von Cromwell geschriebener Bericht durch den bloßen Namen des Verfassers bei der öffentlichen Verlesung seiner Wirkung gewiß war. „Der Brief des berühmten Heerführers," schrieb auch eine Zeitung, „ist wohl der Beachtung wert, und besonders merkwürdig sind darin die frommen und selbstverleugnenden Worte." Es ist in der Tat ein Kriegsbericht von unvergleichlicher Kraft der Sprache und Anschaulichkeit der Schilderung. Auf die logische Darlegung der Veranlassung folgt die anschauliche Erzählung des Kampfes, die Verherrlichung Gottes und das begeisterte Lob der Kämpfer, welche sich freuen, die Werkzeuge für Gottes Ruhm und das Wohl ihres Vaterlandes zu sein und welche wissen, daß Glaube und Gebet, nicht allein ihrer selbst, sondern des gesamten Volkes Gottes über ganz England hin diesen Sieg bewirkt haben. — Neben der echten Begeisterung des Schreibers steht vielleicht noch die kluge Voraussicht der Wirkung auf seine Leser. Und doch würde man den Sinn seiner Worte arg verkennen,

wenn man sie deshalb für die Rede eines Heuchlers halten wollte. Eher wären sie derjenigen eines begeisterten Predigers zu vergleichen, welcher nicht nur den Glauben bekennen, sondern auch wecken möchte.

Rupert hatte sich noch im August gerühmt, er werde, falls nicht eine Meuterei ausbreche, Bristol vier Monate halten. Um so unvorbereiteter traf den König der Fall der Festung. Er glaubte, daß Rupert in diesem Falle treulos und pflichtvergessen gehandelt habe. Ohne Dankbarkeit für erwiesene Dienste, wie Karl I. war, empfahl er seinem Neffen, seinen Unterhalt jenseits des Meeres zu suchen und entzog ihm sein Amt. Rupert ging nicht, sondern erzwang die Entscheidung eines Kriegsgerichts, das ihn schuldlos fand. Es ward noch einmal eine Art von Versöhnung zwischen Oheim und Neffen hergestellt. Doch an der Spitze königlicher Armeen gegen die Rebellion zu fechten, ward dem tapferen Prinzen nicht mehr vergönnt. Und die verlorene Sache des Königs hätte auch er nicht mehr zu retten vermocht.

Eine gewisse Größe ist der Haltung Karls I. nicht abzusprechen, wie er tapfer und elastisch noch umherzieht, auf Mittel sinnt, um den Kampf fortzusetzen, und es immer ablehnt, seiner Stellung etwas zu vergeben oder, wie er sagt, „Gottes Sache zu verlassen, meinen Nachfolgern zu schaden oder meinen Freunden untreu zu werden". Dabei geht er mit schweren Gedanken umher, er könne nur noch erwarten, mit Ehre und mit einem guten Gewissen unterzugehen. Er rät seinem Sohne, nach Frankreich zu fliehen. Denn „für mich ist es Zeit, mich auf das Schlimmste vorzubereiten". Aber doch läßt er diese Stim-

mungen nicht völlig Herr über sich werden. Während sein Glück in England scheitert, hofft er doch mit stuartischem Leichtsinn, daß von Schottland oder Irland her die Hilfe kommen müsse. In dem nördlichen Königreiche hatte sich, als die Covenanter ihren Bund mit dem englischen Parlamente schlossen, eine Partei für den König erhoben. Gegensätze zwischen Hochland und Niederland und zwischen den großen Adelsgeschlechtern kamen hinzu, ein Argyle und ein Montrose treten als die Häupter gegeneinander auf. Während die Schotten noch an dem Bürgerkriege in England teilnahmen, ward im eigenen Lande für und wider Karl I. gestritten. Von den Hochlanden ausgehend, hatte Montrose Sieg auf Sieg für den König erfochten. Mehrmals wird die Vereinigung des Monarchen mit seinen getreuen Hochländern geplant, doch immer vereitelt. Und endlich schwand die Aussicht, daß von Schottland her die günstige Wendung in den Geschicken Karls eintreten könnte, vollständig, als am 13. September 1645 David Leslie, der bei Marston Moor berühmt gewordene schottische General, der von England herbeigeeilt war, die Truppen Montroses bei Philiphaugh schlug und vernichtete.

Nach Irland hatte Karl vor Monaten einen katholischen Edelmann, den Grafen Glamorgan, gesandt, um, in Übereinstimmung mit dem königstreuen Statthalter Ormond, Geld und Truppen für den Kampf in England zu sammeln. Die Gegenleistung würde in Zugeständnissen an die Katholiken bestehen. Glamorgan ging in diesem Punkte weiter, als der König gemeint war, ihm zu folgen. Die irischen Truppen waren noch nicht gelandet, als im Januar 1646 Glamorgans Abmachungen in Westminster bekannt wurden und den Anlaß zu Erörterungen über die Absetzung des Königs gaben.

Unterdessen war die Parlamentsarmee am Werke,

alle Landschaften und Festungen, die noch zum Könige hielten, zu unterwerfen. Cromwell hatte seinen reichlichen Anteil daran. Noch 1645 eroberte er mehrere feste Plätze im südlichen England. Von der Einnahme von Winchester und Basing House erzählen uns noch seine eigenen erhaltenen Berichte. „Sie sehen, Gott wird nicht müde, Ihnen Gutes zu erweisen," schrieb er seinem Obergeneral nach dem Falle von Winchester. Denn die Tore der Festung hatten sich ihm geöffnet, ehe noch die äußerste Gewalt angewendet war und obwohl die Zahl der Verteidiger, der gute Zustand der Werke, die vorhandene Menge von Munition und Proviant einen längeren Widerstand und viel Blutvergießen hatten erwarten lassen. Als im März 1646 die letzten Streitkräfte des Königs, welche sich noch im Felde zeigen durften, überwältigt waren, konnte der Monarch in Oxford, seiner letzten Zuflucht, nicht länger verweilen. Um nicht der feindlichen Armee, welche sich schon zur Belagerung anschickte, in die Hände zu fallen, entschloß er sich zur Flucht.

Mit nur zwei Begleitern, als ihr Diener verkleidet, ritt Karl am 27. April aus Oxford hinaus. Rupert durfte sich ihm nicht anschließen, denn man hätte ihn an seiner hohen Gestalt zu leicht erkannt. Und Rupert war wie kein anderer verhaßt in englischen Landen als der Heerführer, welcher dem Plündern und den Gewalttaten seiner Soldaten volle Freiheit zu lassen pflegte. Mit mehreren Stellen in Unterhandlung begriffen, vielleicht noch ungewiß, wohin er sich wenden solle, nahm der König zuerst seinen Weg auf London, um von dort nach Norfolk zu ziehen. Leicht hätte er die Küste erreichen und zu Schiff ins Ausland fahren können. Doch statt dessen faßte er die Hoffnung, durch sein Bleiben im Lande, wenn er zwischen die Parteien träte, noch einmal sein Glück

machen zu können. Durch die Vermittlung eines französischen Geschäftsträgers wird mit den schottischen Truppen, welche vor Newark liegen, eine Art Abkommen getroffen. In ihr Lager begibt sich Karl I., wie er meint, als ihr freier Gast, doch, wie er bald gewahr wird, als ein Gefangener. Denn nun folgen die Jahre, da der König unfrei, wenn auch nicht ohne Macht ist, da er, von einer Partei der anderen mißgönnt, aus der Gewalt der einen in die der andern übergeht. Er verhandelt mit allen, ohne es mit einer einzigen ehrlich zu meinen, und er enttäuscht sie zuletzt alle. Denn im Grunde sind seine Zugeständnisse nur Schein und sein Standpunkt ist noch der gleiche wie im Anfang des Bürgerkrieges. Ein Besiegter aber, der sich nicht ehrlich unterwerfen will, wird von dem Sieger vernichtet.

Neuntes Kapitel

Der Gegensatz zwischen Parlament und Armee

Zuerst verhandelte Karl mit den Schotten. Für die Bewohner seines angestammten Königreichs hatte er immer mehr Zuneigung besessen als für die Engländer. Er hatte sie stets lieber als jene in seiner Umgebung gesehen. Jetzt war er unter ihnen erschienen, gerade als ob er es nicht für möglich hielte, daß nicht seine Schotten in der Not für ihn eintreten sollten. Aber die Geschichte der letzten zehn Jahre ließ sich nicht einfach auslöschen. Hier nur Gefühle der Loyalität gegen den Stuart zu erwarten, hatte Karl kein Recht mehr, am wenigsten von Leuten, mit denen er eben noch Krieg geführt hatte. Es war nur natürlich, daß die Schotten verlangten, der König solle sich vollkommen ihrer Sache anschließen, er solle den Covenant annehmen und die Einführung des Presbyterianismus in England und Irland befehlen. Diesen Bedingungen wollte Karl sich nicht unterwerfen; die Verhandlungen waren bald gescheitert.

So blieb nur die Auseinandersetzung mit der herrschenden Macht in England übrig. Um die Jahreswende 1645/46 waren Nachwahlen für das Unterhaus erfolgt, um die durch die Entfernung der royalistischen Mitglieder entstandenen Lücken auszufüllen. Viele Offiziere der Armee

— wohl lauter Independenten — befanden sich unter den Gewählten. Gleichwohl war nach wie vor die Majorität des Hauses noch presbyterianisch gesinnt. Dem entsprachen die Vorschläge, welche nun im Namen des Parlaments und der Schotten an den König gelangten. Es sind die sogenannten Propositionen von Newcastle (wo Karl sich unter schottischer Hut befand), welche, an frühere Verhandlungen anknüpfend, ebenfalls die Annahme des Covenant und des presbyterianischen Systems für England vom Könige forderten. Dazu kam aber die für jeden Herrscher tief demütigende Forderung, er solle für einen Zeitraum von 20 Jahren, vom 1. Juli 1646 an gerechnet, die Hoheit über alle Streitkräfte Englands zu Lande und zu Wasser den beiden Häusern des Parlaments überlassen.

Der König setzte diesen Forderungen nicht eine einfache Ablehnung entgegen. Er beobachtet die Haltung der Parteien, er gibt ausweichende Antworten, macht seinerseits Gegenvorschläge, spricht auch einmal von seiner Abdankung und sucht vor allem Zeit zu gewinnen. Unterdessen wurde seine Lage bald unhaltbar. Die schottische Armee hatte in England nichts mehr zu tun. Sollte sie den König mit sich nach Schottland nehmen? Das hätte das englische Parlament nicht zugelassen. Die Schotten wollen ihn auch nicht, wie er einmal versucht hat, nach dem Festlande entfliehen lassen. So ergriffen sie denn den einzigen Ausweg, der sich ihnen bot, um von ihrem unbequemen Gefangenen befreit zu werden. Die Beauftragten des englischen Parlaments übernahmen ihn aus ihren Händen. Und wäre nicht die Zahlung von 100 000 £ gewesen, welche als Teil der geschuldeten Rückstände den Schotten im Namen des Parlaments geleistet wurde, so könnte man die gefundene Lösung nur als die natürlichste

bezeichnen. So aber ist den Schotten von Zeitgenossen und Nachlebenden der Vorwurf nicht erspart worden, sie hätten ihren König für einen Judaslohn an seine Feinde verschachert.

Der auf dem Schlachtfelde besiegte Fürst hatte übrigens den Platz im Herzen seines Volkes noch nicht ganz verloren. Er ward es inne, als er nun nach seinem eigenen Schlosse Holmby House in Northampton als Gefangener des Parlaments geführt wurde. Von der Bevölkerung ward er, wo man ihn erblickte, freudig begrüßt. Geschlagen und gefangen, war er doch immer noch der König.

Der Besitz seiner Person erhöhte die Macht des Parlaments. Nun schien begründete Hoffnung, die Wünsche von ganz England erfüllen zu können, das den Frieden im Innern ersehnte und von dem ungewohnten Druck einer stehenden Armee im Lande sowie von den schweren Steuern, die zu ihrer Unterhaltung nötig waren, befreit zu werden begehrte. Indem das Parlament selbst diesem Ziele zustrebte, ward freilich der Gegensatz zwischen ihm und der Armee erst recht lebendig und fühlbar. Die Eifersucht der beiden Machtfaktoren im Staate tritt jetzt stark hervor. Das Parlament ist zu bedeutenden Zugeständnissen an den König bereit, würde sich mit der Einführung des presbyterianischen Systems auf drei Jahre, mit der Auslieferung der Militärhoheit auf zehn Jahre begnügen, auf die Unterzeichnung des Covenant durch den König völlig verzichten; und daß der Friede auf solcher Grundlage nicht erreicht wurde, war nur Karls Schuld, von dem, wie so oft, Äußerungen hinterbracht oder Briefe aufgefangen wurden, welche aller Welt bewiesen, daß seine Worte unehrlich und seine Zusagen falsch waren.

Wenn der Friede hergestellt wurde, brauchte aber das Land die Armee nicht weiter oder doch sicherlich nicht

in der vorhandenen Stärke. So werden denn in den ersten Monaten 1647 Beschlüsse gefaßt, welche sich auf die Reduktion der vorhandenen Streitkräfte, alsdann auf ihre Verwendung in Irland bezogen, wobei — was das Peinlichste an der Sache war — nicht einmal die Absicht bestand, den Soldaten ihre ganzen Soldrückstände nun endlich zu zahlen.

Die üble Stimmung, welche in der Armee durch solche Behandlung entstand, spiegelt sich deutlich in Cromwells Worten und Taten während dieser Monate wieder. Er war auch persönlich betroffen, denn ein Beschluß des Unterhauses, durch welchen mit der einzigen Ausnahme von Fairfax die höheren Offiziere in der Armee abgeschafft werden sollten, war vornehmlich gegen ihn gerichtet. Immerhin lag ihm der Gedanke des Widerstandes gegen parlamentarische Beschlüsse damals noch fern. Eher scheint er wieder einmal geneigt gewesen zu sein, den englischen Verhältnissen ganz und gar den Rücken zu kehren. Er hat damals, hören wir, in häufigen Konferenzen mit dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz den Plan erwogen, sich mit englischen Truppen nach Deutschland einzuschiffen, um hier den Calvinisten die gleiche Toleranz zu erkämpfen, wie sie nach dem Gange der westfälischen Verhandlungen nur den Lutheranern bestimmt zu sein schien. Ein würdiger Abschluß der Laufbahn Cromwells wäre es kaum geworden. Man hätte das Schauspiel erlebt, den Helden des englischen Bürgerkrieges wie einen der Bandenführer des Dreißigjährigen Krieges, wie einen Mansfeld oder Christian von Braunschweig, für eine fremde Sache den Degen ziehen zu sehen. Eine der stärksten Wurzeln seiner Kraft, das mächtige nationale Empfinden, wäre fortan ohne Einfluß auf sein Handeln geblieben. So aber, da der Plan unausgeführt blieb, mag er wenig-

stens als übriger Beweis dafür dienen, daß Cromwell nicht der ehrgeizige Heuchler war, welcher lange Jahre hindurch nur nach einer herrschenden Stellung in England strebte.

In dem Maße freilich, wie die sie betreffenden Parlamentsbeschlüsse von den Soldaten als unbillig und hart empfunden wurden, entstand unter ihnen auch die Neigung, sich dem Parlamente nicht einfach zu unterwerfen, sondern ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Mit einer Petition an das Parlament zu gehen, ward ihnen verwehrt. Aber sie wollten doch ihre Wünsche zum Ausdruck bringen und sich auch nicht auf die Offiziere verlassen, mit denen die Abgesandten des Parlaments im Hauptquartier zu Saffron Walden schon unterhandelten. So geschah es, daß die gemeinen Soldaten sich ein Organ für die Vertretung ihrer Standesinteressen schufen. Zuerst wählten im April 1647 acht Kavallerie-Regimenter je zwei Mann aus ihren Reihen, um ihre Geschäfte zu besorgen; im Mai folgten alle übrigen. Es war der Anfang einer organisierten Vertretung der gesamten Armee; man nannte jene Leute die Agitatoren, d. h. Geschäftsträger.

Auf diesem Wege, auf welchem die Armee sich in eine politische Körperschaft verwandeln mußte, ist ursprünglich nicht Cromwell ihr Führer gewesen. Er meinte sogar dem Hause gegenüber für die Treue des Heeres ohne weiteres einstehen zu können, und zwar so entschieden, daß eben darin die Gegner nachher einen Beweis seiner Falschheit erblicken wollten. Wie er so mit der Hand auf der Brust beteuert habe, bei dem Allmächtigen Gotte, vor dem sie alle stünden, er wisse, die Armee werde sich auflösen und ihre Waffen niederlegen, sobald das Parlament es be-

fehle, so habe er, sagt Clement Walker, durch solches Gebaren dem Hause allerdings den Beschluß zur Entlassung der Armee erleichtert. Sein Zweck sei aber offenbar nur gewesen, das Heer den Presbyterianern zu entfremden und den Independenten in die Arme zu treiben. Haltbar ist diese Behauptung natürlich nicht. Denn auf der anderen Seite wies Cromwell noch ein paar Monate später, im Mai 1647, im Kreise der Soldaten auf das Bedenkliche eines Widerstandes gegen das Parlament hin, als der über ihnen allen stehenden Autorität. „Wenn diese Autorität zunichte wird, so kann nichts als die allgemeinste Verwirrung die Folge sein."

Eben mit dieser Auffassung schien er der berufene Vermittler zwischen Parlament und Armee zu sein, als der er eine Zeitlang auftrat. Lange entschließt er sich nicht zu energischem Handeln. Er befindet sich eben, sagt Gardiner, in einer jener Perioden langen Zögerns, wie sie in seinem Leben der entscheidenden Tat vorauszugehen pflegen.

Das Parlament, durch den widerspenstigen Geist des Heeres aufs höchste gereizt und beunruhigt, denkt abermals an die Berufung eines schottischen Heeres, dieses Mal nicht gegen Karl I., sondern gegen dieselben Truppen, mit denen es den König besiegt hatte. Denn es erwartet nichts Gutes mehr von ihnen. Es fürchtet die Wegführung des Königs durch die Truppen und will zunächst diese Gefahr beseitigen, indem es Karl weiter aus dem Bereich des Heeres entfernt, vielleicht ihn nun doch nach Schottland bringen läßt.

Hier tritt nun der Augenblick ein, wo Cromwell, an seinem Vermittlungswerke verzweifelnd, sich unbedingt der Armee anschließt und ihre Absichten zu seinen eigenen erhebt. In seinem Hause in Drury Lane fand die entscheidende Zusammenkunft statt. Hier empfing der Fähnrich

Joyce, der schon im Auftrage der Agitatoren zu handeln bereit war, seine Befehle und Instruktionen von Cromwell selbst. Nur ist er wohl bei der Ausführung über diese noch hinausgegangen. Er erscheint vor Holmby House, wo der König weilt, mit 500 Mann erlesener Soldaten. Er sieht, daß Karl noch da ist; er ist froh, durch seine bloße Gegenwart die Wegführung des Fürsten durch die Leute des Parlaments schon vereitelt zu haben. „Wir haben den König," schreibt Joyce siegesfroh und erwartungsvoll, wie Macbeth seinem Weibe die bevorstehende Ankunft Duncans auf seinem Schlosse ankündigt. Joyce bittet um fernere Befehle, doch wartet er sie nicht ab. Er erklärt, daß Seine Majestät ihm folgen müsse.

Man möchte nach seiner eigenen Erzählung des Herganges wohl urteilen, Joyce habe bei seiner Vergewaltigung des Königs noch einen Anflug von Ritterlichkeit gezeigt, nicht aber jene brutale Art, mit der Clarendon ihn, gleich mit der Pistole argumentierend, dem Gefangenen von Holmby gegenübertreten läßt. Der an Demütigungen schon gewöhnte Fürst, im Begriffe, mit den Soldaten fortzureiten, möchte nur noch wissen, in wessen Namen Joyce handle und ob er eine schriftliche Vollmacht vom General Fairfax besitze. Das ist nun nicht der Fall und Joyce sucht mit allgemeinen Beteuerungen der Beantwortung der Frage auszuweichen. Aber Karl dringt in ihn: „Verfahren Sie ehrlich mit mir, Mr. Joyce, wo ist Ihre Vollmacht?" Der Fähnrich versucht in seiner Verlegenheit einen Scherz statt einer Antwort. „Hier," sagt er und wendet sich im Sattel um. „Wo?" fragt der König. „Hier, hinter mir," wiederholt jener und weist auf seine Reiter. „Wohl," lächelt Karl, „das ist eine Vollmacht, so klar und so gut geschrieben, wie ich nur je eine in meinem Leben gesehen habe."

Der König ward, zuletzt auf seinen eigenen Wunsch, nach Newark gebracht, wo das Hauptquartier der Armee sich befand. Die Entrüstung des Parlaments über die Entführung des Gefangenen von Holmby hätte vielleicht zur Anklage und Verhaftung Cromwells geführt, wenn nicht dieser sich in so kritischer Zeit zur Armee gerettet hätte. Und hier bemerkt man in dem jetzt offenkundigen Konflikte zwischen Volksvertretung und Heer, zwischen Presbyterianern und Independenten deutlich seinen Einfluß. Wenn das Heer dem Parlamente nicht mehr einfach gehorchen wollte, so war doch der Geist der Ordnung und Disziplin in ihm zu stark, als daß es darum zu einer zügellosen Horde und zu einer Gefahr für das Land hätte werden können. Aus eben diesem Geiste geboren, zeigt sich fast die merkwürdigste Erscheinung in der Geschichte dieses wunderbaren Heeres. Es wächst in neue Aufgaben hinein, es vermag sich nun auch als politische Körperschaft zu organisieren und mit Maß und Haltung zu den großen Fragen des Tages Stellung zu nehmen. Zu Triploe Heath ward das Abkommen getroffen, durch welches ein aus Agitatoren und Offizieren zusammengesetzter Armeerat geschaffen wurde, fortan das berufene Organ, um die Meinung und den Willen der Soldaten zum Ausdruck zu bringen, bald auch weit darüber hinauswachsend und imstande, die ganze Zukunft des Landes in tiefsinnigen Reden zu erörtern. „Die Wahrheit ist," sagt ein Brief aus dieser Zeit, „daß jetzt die Armee die größten Wohltaten wirken dürfte, welche dieses oder irgend ein Königreich je empfangen hat."

Entschlossen und fähig, jegliche Art der Entscheidung nötigen Falles selbst zu übernehmen, tritt die bewaffnete Macht jetzt mit öffentlichen Erklärungen hervor, von denen die an die Stadt London gerichtete wohl die bedeutendste

ist. Sie trug die Unterschriften von 13 hohen Offizieren, Cromwell war ihr Verfasser. Er läßt die Armee reden nicht nur als Soldaten, sondern als Engländer, die Frieden und Freiheit dauernd gesichert sehen wollen. Denn dafür haben sie gekämpft, und vorher werden sie nicht auseinandergehen. Dabei wollen sie keine Änderung des bürgerlichen noch des kirchlichen, nämlich des presbyterialen Regiments.

Der eigentliche Zweck des Schreibens ist aber, die Londoner vor den Folgen zu warnen, welche über sie kommen würden, wenn sie sich verleiten ließen, gegen die Armee die Waffen zu ergreifen, d. h. den Absichten des Parlaments entsprechend, ihre trained bands zusammenzurufen. Die Armee, heißt es weiter in dem Manifest, rückt auf London los. Eine reiche Stadt mag wohl eine starke Verlockung sein für arme, hungrige Soldaten. Und doch wollen die Offiziere ihr Leben daran setzen, jede Gewalttat zu verhindern. Sollte aber London rüsten, so sind sie schuldlos an dem Verderben, welches über die große und volkreiche Stadt hereinbrechen würde. Dies alles wird gesagt in der kraftvollen Sprache, wie sie Cromwell eigen ist, ohne tönende Phrasen, aber von bezwingender Stärke der Gedanken und des Willens.

Die wunderliche Verkettung der Umstände bringt es nun mit sich, daß das Heer den Frieden will, das Parlament den Krieg, wenn man auch nicht sagen kann, daß sie die Rollen getauscht hätten. Denn was die Armee betrifft, so waren ihre Leute, zumal die Offiziere, in den fünf Jahren doch nicht in dem Maße Berufssoldaten

geworden, daß sie sich den allgemeinen Volksinteressen je entfremdet und den Krieg an sich hätten wünschen sollen.

Die Armee also ist es, welche nun ihrerseits das Friedenswerk in die Hand nimmt, nicht eigentlich, indem sie jetzt Punkt für Punkt mit dem Könige, ihrem Gefangenen, verhandelt, sondern vielmehr durch die Formulierung programmatischer Zusammenstellungen alles dessen, was nach ihrer Meinung von nun an die Grundlagen des Staates, der Kirche, der Gesellschaft bilden müsse. Niemand hätte mehr zu sagen gewußt, zu welchem Zeitpunkt die Regierungen Karls I. oder Jakobs I. die gesetzlichen Grundlagen aus der Zeit Elisabeths verlassen hätten, niemand, wo man anzuknüpfen habe. Was des Königs sei und was des Parlaments, die Rechte der Kirche und die Rechte der einzelnen, alles schien wieder erst einmal gesagt und niedergeschrieben werden zu müssen.

So war der Gedanke der geschriebenen Verfassung aus der Revolution selbst geboren. Er entsprang dem Wunsche, nachdem die alte Ordnung und die alten Autoritäten zwar noch nicht gestürzt, aber doch in ihrem Bestande und ihren Rechten unsicher geworden und umstritten waren, nun die zukünftige Gestalt von Staat und Gesellschaft ein für allemal festzulegen, damit ein Zweifel daran nicht mehr aufkommen könne. Dasselbe Bestreben also, welches nachmals auch die Männer der französischen Revolution dazu geführt hat, neue — und immer wieder neue — Staatsordnungen auch jedesmal schriftlich fixiert in einer Verfassungsurkunde besitzen zu wollen.

Aber dieser aus der Logik der Situation hervorgehende Entstehungsgrund ist doch nicht der einzige. Von einer anderen Seite betrachtet, erscheint die der englischen Revolution eigentümliche Sehnsucht nach der Verfassungsurkunde auch als die Neigung des Independentismus, seinen

Sieg zu verfolgen und sich auszuleben. Früher schon und in einem andern Teile der Welt hatte er diese seine Tendenz bewiesen und erfolgreich durchgeführt, nämlich in jenen Gründungen jenseits des Atlantischen Ozeans, wo puritanische Engländer sich einmal ganz frei hatten einrichten können, ohne eine feste Staats- oder Kirchenordnung vorzufinden. Wie hier nun die religiöse Gemeinde oder — in kongregationalistischem Sinne gesprochen — eine Kirche aus dem freien Entschluß der Kolonisten hervorgeht, also auch die Form der staatlichen Gemeinschaft. Und beides — so ist die Meinung — muß miteinander gehen. In der berühmten, 1639 entstandenen Verfassung von Connecticut wird es geradezu als ein Gebot Gottes bezeichnet, daß da, wo ein Volk entsteht, auch eine regelrechte und angemessene Regierungsform — wir würden sagen, eine Verfassung — aufgerichtet werde.

Ähnlich wirken nun dieselben Gedanken in England. Der Independentismus mit seiner Verwerfung überlieferter Autoritäten drängt zur Aufzeichnung einer neu zu vereinbarenden Verfassung. Wohl mag auch das Beispiel Amerikas selbst dabei eine Rolle gespielt haben. Denn manchem unter den Politikern der Parlamentsarmee müssen die dortigen Verhältnisse bekannt gewesen sein, wahrscheinlich auch Cromwell selbst, dem ja der Gedanke, in die neue Welt auszuwandern, wiederholt nahegetreten zu sein scheint. Zurückgekehrte Emigranten haben aber in größerer Zahl selbst am Kampfe gegen den König teilgenommen. Und einer der Gründer von Connecticut, Hugh Peters, wirkte als Feldkaplan durch seine Predigten mächtig auf den Geist der Parlamentstruppen ein. „Generalvikar und Metropolitan der Independenten in Alt- und Neu-England" nannte ihn spottend einer seiner Gegner. An einen gewissen Einfluß der amerikanischen Vorbilder

wird man also wohl glauben müssen, auch wenn sich im einzelnen nicht mehr feststellen läßt, wie weit die Führer der (in diesem engsten Sinne) konstitutionellen Bewegung in England, Männer wie Ireton, davon berührt waren. Es ist hiermit wohl nicht anders als mit der Frage der schwedischen oder holländischen Einflüsse bei der Bildung der Armeen des Bürgerkrieges. Man spürt sie überall; aber in welcher Form und durch wen sie gewirkt haben, ist im einzelnen Falle schwer zu sagen.

Wir haben hier auch ein Wort zu sagen über die allgemeinen Ideen, welche solchen Erörterungen nun zugrunde gelegt wurden. Es handelt sich dabei um die politischen Theorien des Bürgerkrieges überhaupt. Wenn wir erst an dieser Stelle denselben nähertreten, so geschieht es, weil jetzt erst die Armee gleichsam praktisch mit ihnen zu operieren beginnt und weil Cromwell selbst mitten in dieser Bewegung steht. Immerhin wird daran zu erinnern sein, daß seit dem Anfang des Bürgerkrieges stets auch das Bedürfnis empfunden worden war, die moralische Berechtigung desselben vor aller Welt darzutun.

Denn nicht allein mit dem Degen ward gefochten. Hüben und drüben griffen die Politiker zur Feder. Das göttliche Recht der Könige ward auf der einen, das Recht des Widerstandes auf der anderen Seite das Thema ungezählter Flugschriften. Noch war die periodische Presse ganz unentwickelt. Statt ihrer erwuchs eine Pamphletliteratur, so eng mit den Tagesfragen verknüpft, namentlich aber so umfangreich, wie wohl kein Land sie zuvor gesehen hatte. Jede politische Richtung kam zum Wort, jedes bedeutende Ereignis ward der Kenntnis und der

Kritik des Volkes auf diesem Wege nahe gebracht. Eine große Nation, in ihren Tiefen aufgeregt, nahm also an dem Kampf der Geister teil.

Merkwürdigerweise war freilich das Rüstzeug in diesem literarischen Streit nicht jetzt erst geschmiedet worden. Die leitenden Ideen der revolutionären Schriften — denn auf diese beschränken wir unsere Betrachtung — entstammten den Werken der Monarchomachen, jener Richtung, welche noch im 16. Jahrhundert in Frankreich und anderwärts der entstehenden absoluten Monarchie gegenüber die Rechte des Volkes betonte. Auf den berühmten hugenottischen Traktat, über dessen Autorschaft gestritten wird, auf die Vindiciae contra tyrannos fußend, hatte der Schotte Buchanan dem Könige Jakob VI. im Jahre 1579 seinen Dialog De jure regni apud Scotos gewidmet. Gegenüber der von Macchiavell empfohlenen Erhebung des fürstlichen Vorteils zum Maßstab aller Politik wird von den Monarchomachen die Volkssouveränität als höchstes Prinzip aufgestellt. Und indem ferner das Verhältnis zwischen Volk und Fürsten auf einen ursprünglich geschlossenen Vertrag zurückgeführt wird, so denken diese Schriftsteller dabei doch zunächst an eine Beschränkung der monarchischen Gewalt. Sie wollen die Lehre vom Vertrage vornehmlich in dem Sinne verstanden wissen, daß auch der Fürst an Pflichten gebunden sei und daß nur die gewissenhafte Beobachtung derselben ihm einen Anspruch auf die Fortdauer seiner Herrschaft gewähre. Läßt er dies außer Augen, so kann er durch die über ihm stehende Autorität des Volkes beseitigt, abgesetzt, sogar getötet werden.

Diese Ideen wurden übrigens von den Männern der englischen Revolution nicht etwa erst jetzt und weil sich aus ihnen ein Recht des Widerstandes herleiten ließ, aus der Literatur einer vergangenen Zeit hervorgesucht

und neu belebt; nein, sie hatten immer seit den Tagen Buchanans zu den politischen Glaubenssätzen der Puritaner gehört. Hatte doch einst Walsingham, der große puritanische Staatsmann und Minister Elisabeths, den König von Schottland selbst fast mit den Worten der Vindiciae an die Pflichten des Monarchen gemahnt und ihm das Beispiel des abgesetzten Eduards II. warnend vor Augen gestellt, obwohl er zu solcher Rede von Elisabeth keinen Auftrag hatte. Aber nunmehr, im Kampfe gegen Karl I., gewannen jene Lehren in England praktische Bedeutung. Buchanans Schrift „De jure regni" war wie ein Handbuch der Politik für die Männer des langen Parlaments. Die „Vindiciae" aber wurden 1648 in der Zeit des Königsprozesses in englischer Übersetzung herausgegeben. In dem Geiste dieser Schriften bewegt sich nun die politische Literatur der Parlamentspartei. Manchmal werden jene auch offen als Zeugen für die Richtigkeit der vorgetragenen Meinungen aufgeführt. Eines der verbreitetsten Pamphlete des Jahres 1649, „The people's right briefly asserted", welches so scharf die Theorie der absoluten Volkssouveränität formuliert — „das Gesetz über dem Könige, und das Volk über dem Gesetz" —, dasselbe zitiert auch Buchanan und den Verfasser der Vindiciae, um mit ihnen zu erklären, daß das Volk befugt sei, einen König, der das Gesetz überschreitet, zur Rechenschaft zu ziehen und zu strafen.

So sehen wir nun im Jahre 1647 die Armee im Begriffe, den Gedankeninhalt der Revolution in eine feste Form zu gießen oder, deutlicher gesprochen, die überlieferten Einrichtungen des englischen Staates an dem Maßstabe der monarchomachischen Ideen zu prüfen und das also gewonnene Ergebnis in der Form einer geschriebenen Verfassung festzuhalten.

Das ist Inhalt und Zweck jener merkwürdigen Konferenzen, wo in geordneter Beratung und Abstimmung hohe Offiziere und Gemeine nebeneinander sitzen, um über die höchsten Fragen des Staatslebens zu urteilen und zu beschließen. Es versteht sich, daß so etwas nur in einer Armee möglich war, in welcher alle Klassen und Berufe vertreten waren, in der es besonders nicht an rechtskundigen Männern fehlte, im ganzen genommen unter Soldaten, welche über den Kreis ihrer militärischen Interessen und Gesichtspunkte weit hinauszublicken vermochten. Ihren puritanischen Charakter verleugnen sie auch hier nicht. Sie suchen Gott im Gebete, ehe sie sich versammeln, sie bezeugen wohl auch geradezu, was ihnen Gottes Stimme geantwortet und befohlen habe. Praktischer politischer Sinn und hohe Begeisterung stehen nebeneinander. Sie sprechen von dem Wahlrecht zum Parlamente und dem Umfange, welcher ihm zu geben sei. Sie sprechen von dem natürlichen Rechte jedes freigeborenen Engländers — der Ausdruck „Geburtsrecht" ist ihnen vollkommen geläufig —, wobei freilich die einen, die radikaleren Geister, etwas Ähnliches wie die soviel später formulierten Menschenrechte, die anderen, maßvollere Politiker, hingegen die Gesamtheit der Fundamentalgesetze der englischen Verfassung oder was sie dafür halten, im Sinne haben. Sie sprechen über die Theorie des ursprünglichen Vertrages. Sie sprechen ganz im Sinne der Monarchomachen — von dem Rechte des Widerstandes, das sie freilich nur dem Notfalle vorbehalten wollen, wie sie denn auch, so wenig wie die Monarchomachen, Gegner der Monarchie an und für sich sind, so daß sie in ihren früheren Verfassungsentwürfen vielmehr derselben ausdrücklich ihren Platz anweisen.

Fairfax, der Obergeneral, leiht zwar der Armee auch als politischer Körperschaft seinen Namen und sein An-

sehen. Doch in den Debatten wird er kaum bemerkbar. Den eigentlichen Mittelpunkt derselben bildet Ireton. Er hat der Armee mit seinen juristischen Kenntnissen weit mehr genützt als durch seine Taten im Felde. Der Offizier, welcher bei Naseby als Führer des linken Flügels der Parlamentarischen vor dem Angriffe des Prinzen Rupert alle Besonnenheit verlor, so daß ohne Cromwells Dazwischentreten die allgemeine Niederlage fast unvermeidlich gewesen wäre, er ist nun recht eigentlich die Seele der politischen Arbeit des Armeerats. Nachdrücklich tritt er ein für die geschriebene Verfassung, nämlich, daß die Aufrichtung des Friedens durch die Herstellung einer Urkunde erfolge und daß diese Urkunde den Maßstab und die Grundlage für die allgemeinen Rechte und Freiheiten des Volkes abgebe. Dieses Ziel zu erreichen, ist Ireton unermüdlich gewesen, hat er eine ganze Reihe von Verfassungsentwürfen ausgearbeitet. Er ist der fleißige Redaktor politischer Programme, der über der Arbeit die Mahlzeit versäumte und seine Gesundheit frühzeitig untergrub; dabei ebenso gewandt mit der Zunge wie mit der Feder. Maßvoll in seinen Ideen, hat Ireton sich bemüht, das Königtum zu halten, solange eine Verständigung mit Karl I. erreichbar schien, hat er radikaleren Geistern gegenüber das Eigentum zu schützen gesucht, wo er es bedroht glaubte, und ist er aus solchen Gründen ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts gewesen.

In diesen merkwürdigen Verhandlungen, welche innerhalb der Armee über die künftige Verfassung von England gepflogen wurden, mußte auch Cromwell, seinem Range nach der zweite im Heere und an Ruhm der erste, natürlich eine bedeutende Rolle spielen. Mit den Protokollen, die wir seit einigen Jahren kennen, sind auch seine Reden, wie er sie in den Debatten gehalten, überliefert;

manchmal skizzenhaft, manchmal vielleicht auch etwas entstellt, wie die Eilfertigkeit der Niederschrift es mit sich brachte, doch im ganzen gewiß treu und in ihrem Inhalt und selbst noch in der Form der Wiedergabe seinen Geist offenbarend, in der ihm eigenen Sprache gehalten, oft schon so kraftvoll und eindringlich wie die längst bekannten Reden der späteren Jahre.

Mit diesen, den wohlüberlegten Staatsreden, mit denen der Herrscher von der Höhe seiner Stellung herab seinen Parlamenten, weit ausholend und umständlich begründend, seine Meinung und seinen Willen kundgibt, sind diese früheren freilich noch nicht zu vergleichen. Sie knüpfen an den Gegenstand der Verhandlungen, oft an die Worte des Vorredners unmittelbar an, sie können aus dem Zusammenhang der Debatte nicht herausgenommen und für sich betrachtet werden. Doch eindrucksvoll müssen auch sie wohl schon gewesen sein. „Oliver Cromwell", sagt ein Bericht, „sprach so tapfer und schlagend, als ob er seine Feinde im Felde angriffe."

Von Ireton, dem großen Theoretiker, der ihm als der Gemahl seiner ältesten Tochter vor Jahresfrist noch näher getreten war, hat Cromwell viele seiner politischen Ideen übernommen; aber er weiß sie ganz anders als jener praktisch zu wenden. Ihm kommt es auf die Möglichkeit der Durchführung an; das im Augenblick Notwendige, das Zweckdienliche ist für ihn das Wichtige. So findet eben in Cromwell der Gedanke der geschriebenen Verfassung seinen stärksten Anwalt, nämlich der Verfassung an sich, die Form derselben steht erst in zweiter Reihe. „Wir bemühen uns," sagt er, „als unser Hauptwerk etwas zu schaffen, was als allgemeine Fixierung des Friedens des Königreiches und der Rechte der Untertanen dienen kann. . . . Das ist unser Hauptgeschäft." Er erklärt (ein

anderes Mal) auch geradezu, worauf es bei der Verfassung nur ankommt, das ist die Liebe, er meint: die Zufriedenheit des Volks. Und er nennt das Beispiel der Juden, welche nacheinander unter Stammeshäuptern, unter Richtern und unter Königen lebten und jedesmal mit ihrer Verfassung zufrieden waren. Oder er weist einer bestimmten Formulierung gegenüber darauf hin, daß wenn hierin auch manches Gute sei, so doch andere Leute kommen und vielleicht eine Schrift vorlegen könnten, deren Inhalt noch annehmbarer erschiene. So würde nur die allgemeinste Verwirrung entstehen. „Und doch sollen wir vor die Nation hintreten und sagen: dies ist für eure Freiheit, für euer Recht, für euer Wohl. Gott gebe, daß dem so sei." Und dann erklärt er wiederholt und mit Emphase, daß es nicht genüge, schöne Vorschläge zu machen, sondern auf die Folgen und auf die Ausführung komme es an.

Von einem festen politischen Programm kann denn bei Cromwell auch nicht die Rede sein. Er tritt für die monarchische Verfassung ein, solange die Verständigung mit dem Könige noch in Aussicht ist. Er steht mit einem gewissen Staunen vor jenem Verfassungsentwurfe, welcher zum ersten Male die republikanische Staatsform vorsieht. „Diese Schrift enthält Änderungen der Verfassung des Königreichs, derjenigen, unter der es bestanden hat, ich glaube, ich darf beinahe sagen, solange es eine englische Nation gegeben hat." Und doch gibt er nachher selbst die Monarchie auf.

Von Inkonsequenz kann hier gleichwohl nicht die Rede sein, nur von opportunistischer Politik, die Cromwell auch ruhig zugesteht. „Wir kleben an keiner Verfassungsform", hat er selbst einmal gesagt. Als schlechthin unumstößlich gelten ihm etwa nur die wichtigsten Sätze der Monarchomachen, deren Schriften er gekannt haben muß. Vom

Staate hat er 1647 gesagt: „Die Grundlage und die höchste Gewalt ruht beim Volke, ihm ist sie zu eigen von allem Ursprung an, und vom Volke wird sie auf seine Vertreter übertragen"; — man kann den Begriff der Volkssouveränität wohl nicht schärfer umschreiben, als es hier geschehen ist. „Ich bin der Meinung," erklärte er ein paar Tage später, „der König ist König durch Vertrag." Und ganz konsequent gedenkt er nach Jahren der geschehenen Hinrichtung Karls I. als der natürlichen Folge seiner Pflichtverletzung. Des Königs Haupt, erklärte Cromwell 1653, sei nicht gefallen, weil er König war, sondern nur, weil er das auf ihn gesetzte Vertrauen nicht erfüllte.

Bemerkenswert ist auch die strenge Sachlichkeit, mit der Cromwell bei aller puritanischen Denkweise doch gegenüber den religiösen Enthusiasten darauf besteht, politische Fragen lediglich nach Gründen der Vernunft zu entscheiden. Wenn sie Gebetsversammlungen abhalten und dann erklären zu können meinen, was die Stimme Gottes zu ihnen geredet habe, so vernimmt Cromwell es nicht ohne Mißtrauen. Fast wie ein Selbstbekenntnis wirkt seine Mahnung: „Wir alle sind geneigt, das für göttliche Eingebung zu halten, was vielleicht nur Einbildung des Fleisches ist." Sehr geringschätzig spricht er ein anderes Mal über die Gebetstunde, welche für den Vormittag beabsichtigt ist, während die politische Beratung am Nachmittage stattfinden soll: „Ich hoffe, wir kennen Gott zu gut, als daß wir es nötig hätten, Schaustellungen religiöser Zusammenkünfte zu veranstalten, um für unsere politischen Pläne einen Deckmantel zu gewinnen." Er ist ja bereit, wie er ein paar Tage später sagt, Gottes Stimme in jedem reden zu hören. Nur soll ein jeder es dem Urteil der anderen überlassen, ob sie wirklich Gottes Stimme

darin zu erkennen vermögen oder nicht. In neuer Gestalt also der bei Cromwell immer wiederkehrende Gedanke, daß Glaube und Gottvertrauen den Menschen niemals der Pflicht entheben können, im Tun und Raten seine besten Kräfte einzusetzen.

Zehntes Kapitel

Das Ende Karls I.

Wir haben zu ſchildern verſucht, wie die Armee, unzufrieden mit dem Parlamente, die Entſcheidung über die Zukunft Englands ſelbſt in die Hand nahm und dem Volke Frieden und Recht zurückgeben wollte. Die Entwürfe, welche alſo entſtanden, ſind jene Anſätze zu einer geſchriebenen Verfaſſung, welche dieſer Epoche der engliſchen Geſchichte eigentümlich ſind und denjenigen ſo fremdartig anmuten, der ſich gewöhnt hat, in England das klaſſiſche Land der durch die Jahrhunderte frei fortentwickelten, doch nie aufgezeichneten Verfaſſung zu erblicken.

Der Charakter dieſer Entwürfe hängt aufs engſte zuſammen mit den Ereigniſſen der Tage und Wochen, denen ſie angehören. Am 1. Auguſt 1647 tritt die Armee mit den Heads of the Proposals hervor, einer Urkunde, welche eine neue Ordnung ſchaffen ſollte und welche in manchen Stücken ſchon an die Normen der ſpäteren konſtitutionellen Monarchie gemahnt. Der König bleibt an der Spitze des Staates, aber ſeine Macht wird völlig unter die Kontrolle des Parlaments geſtellt. Damit aber dieſes nicht zu einer ganz ſelbſtändigen, vom Volke unabhängigen Stellung gelange, ſo ſoll das gegenwärtige Parlament innerhalb eines Jahres zurücktreten, um von

nun an durch solche mit zweijährigen Legislaturperioden ersetzt zu werden. Wenn ferner eine neue Ordnung für die Wahlen zum Unterhause in Aussicht genommen wird, so findet man darin schon etwas von den Gedanken der Parlamentsreform von 1832; stärkere Heranziehung der größeren Grafschaften und Städte, Beschränkung des Wahlrechts der kleinen Ortschaften (der später sogenannten rotten boroughs), nur daß dieses Mal nicht die Ziffer der Bevölkerung, sondern lediglich die Steuersätze — „im Verhältnis zur Höhe des Beitrages, welchen sie zu den gemeinsamen Kosten und Lasten des Königreiches beisteuern" — den Maßstab bilden sollen. Wie die Monarchie, so wird auch das Bistum nicht angetastet. Doch wird ihm die herrschende Stellung im kirchlichen Leben genommen und die Duldung anderer Richtungen ausgesprochen, gegen die Katholiken freilich neue gesetzliche Bestimmungen gefordert. Auf die Verfügung über die bewaffnete Macht hatte der König für zehn Jahre zu verzichten; sieben Jahre lang sollte ihm ein sofort zu ernennender Staatsrat zur Seite stehen. Kein Artikel der Urkunde nahm ihm für die fernere Zukunft das Recht, seine Ratgeber frei zu wählen.

In so maßvollen Grenzen war das Programm gehalten, welches, von der siegreichen Revolutionsarmee aufgestellt, das Bild der künftigen Staatsordnung entwarf, und ein merkwürdiges Denkmal der politischen Fähigkeiten ist, die hier am Werke waren.

Der halbfertige Charakter des Aktenstückes, welcher es auch nicht eigentlich gestattet, hier schon von dem Entwurfe einer förmlichen Verfassung zu reden, wird verständlich, wenn man hört, daß es der Armee darum zu tun war, ohne Zögern, eben in dem Momente, wo es geschah, dem Volke seinen Verfassungsplan vorzulegen.

Denn wenige Tage später ward der längst angedrohte Marsch auf London wirklich ausgeführt. In der Hauptstadt hatten sich jüngst tumultuarische Vorgänge abgespielt, Eindringen des Straßenpöbels in das Parlamentshaus, Vergewaltigung der Commons, Szenen, wie man sie später in der französischen Revolution häufiger und schlimmer erlebt hat. In London handelte es sich um die Kundgebung presbyterianischer Gesinnung von seiten der Volksmassen, welche aber keine Organisation und niemals eine so ernste politische Bedeutung wie die Pariser besaßen. Dieses Mal hatten sie wohl eine Anzahl Mitglieder und selbst die Vorsitzenden beider Häuser zur Flucht zu zwingen vermocht. Aber mit der Armee kehrten die Vertriebenen triumphierend in die Hauptstadt zurück. Wie nach einer gewonnenen Schlacht marschierten die Truppen vom Hyde Park nach Westminster; „nicht zu vergessen," sagt eine Beschreibung des Zuges, „daß jeder Soldat einen Lorbeer auf seinem Hute trug." Auch in der City erhob sich keine Hand gegen die Einziehenden, Fairfax wurde durch eine Ordonnanz beider Häuser zum Konstabel des Towers ernannt. Die Armee hatte einen unblutigen Sieg errungen, elf Führer der Presbyterianer im Parlament entflohen nach dem Festlande.

Der Verfassungsplan der Heads of the Proposals ward freilich sowohl vom Könige wie vom Parlamente verworfen. Karl fand die Bedingungen zu hart, er ließ es nicht gelten, als Sir John Berkeley, der von der Königin nach England gesandt worden war, um die Verhandlung ihres Gemahls mit dem Heere zu vermitteln, ihm erklärte, niemals sei eine fast verlorene Krone so wohlfeil zurückgewonnen worden. Als die Abgesandten des Heeres, und Ireton darunter, vor ihm standen, gab er ihnen harte Worte zu hören. Niemand solle um seinetwillen leiden

(was sich auf die Behandlung seiner Anhänger bezog), nichts bereue er so sehr wie die Bill gegen Strafford. „Ihr könnt mich nicht entbehren," fuhr es ihm heraus, „ihr werdet zugrunde gehen, wenn ich euch nicht halte." Berkeley flüsterte ihm mahnend ins Ohr, er spreche ja gerade, als ob er im Besitze einer geheimen Macht sei, von der niemand etwas wisse. Karl mäßigte seinen Ton, aber der üble Eindruck, den seine Rede bei den Soldaten gemacht hatte, war nicht mehr zu verwischen.

Weniger wunderbar scheint es, daß das Parlament mit einem Verfassungsplan nichts zu tun haben wollte, welcher vom Mißtrauen gegen diese gegenwärtige Volksvertretung eingegeben war. Und sie hoffte noch, in eigener Verhandlung zu einem Verständnis mit dem Könige zu gelangen.

Mit dem Scheitern der Heads of the Proposals war aber die Möglichkeit einer Herstellung der Monarchie tatsächlich geschwunden. Denn nun kam innerhalb der Armee eine Richtung empor, welche sich längst bemerkbar gemacht hatte. Ihr Ziel war, das Königtum gänzlich zu beseitigen. Während die Abgesandten des Heeres, wie wir erzählt haben, vom Könige empfangen wurden, hatte sich einer von ihnen, Oberst Rainsborough, heimlich fortgestohlen, um die scharfen Worte, die er vernommen, unter den Soldaten zu verbreiten und diese gegen den König aufzubringen. Nun beginnt der Gedanke der Republik in der Armee Fuß zu fassen. Im Oktober 1647 wurden von fünf Regimentern neue Agitatoren gewählt. Sie traten zuerst mit einem Manifest, bald mit einem darnach geformten Verfassungsplan hervor. Der letztere, das Agreement of the People oder der Volksvertrag genannt, wies in schneidiger Kürze die Grundzüge einer republikanischen Staatsordnung auf. Von den vier Artikeln, welche den

Hauptteil der Urkunde bilden, besagen die drei ersten, daß die Wahlkreise nach der Bevölkerungsziffer neu eingeteilt werden sollten, daß das gegenwärtige Parlament innerhalb einer Frist von weniger als einem Jahre zurücktreten und durch zweijährige Parlamente ersetzt werden solle. Der vierte Artikel aber übertrug nun dem Parlamente, und zwar dem Unterhause, ausdrücklich die gesamte Staatsgewalt. Königtum und Oberhaus schienen stillschweigend beseitigt. Legislative und Exekutive, das Recht, Beamte und Gerichtshöfe zu ernennen und Rechenschaft von ihnen zu fordern, ebenso Krieg und Frieden und die Pflege auswärtiger Beziehungen, alles lag in den Händen der Volksvertretung. Über dieser aber steht als ihr Auftraggeber das souveräne Volk. Und dieses liefert nun auch gar nicht alle Rechte seiner Souveränität der repräsentativen Versammlung aus. Fünf Punkte, ausdrücklich als Geburtsrechte bezeichnet, werden namhaft gemacht; kein Parlament darf an ihnen rühren. Absolute Freiheit des Glaubens, Freiheit von erzwungenem Kriegsdienst, allseitige Amnestie für jegliche politische Haltung während des Bürgerkrieges, Gleichheit aller vor dem Gesetz und endlich der Anspruch auf gute Gesetze — dieses sollten die ein für allemal dem Bereiche des Parlaments entzogenen Reservatrechte sein, in ihrer Auffassung als ewig gleiches und unantastbares Gut des Volkes der Erklärung der Menschenrechte vergleichbar. „Die englische Revolution", sagt Windelband, „hat ein Jahrhundert vor der französischen die besten Ideen, die in dieser ihre siegreiche Gewalt entfalteten, in einer Art von ursprünglicher Einfachheit hervorgetrieben."

Dieser demokratische Verfassungsentwurf ist im Kreise des Armeerats immerhin zum Gegenstand gründlicher Erörterungen gemacht worden. Aussicht auf Verwirklichung

hat er niemals besessen. Er war entstanden unter dem Einfluß einer Gruppe religiöser und politischer Enthusiasten, denen Ireton und Cromwell nicht weit genug gingen. Sie sind unter dem Namen der Leveller bekannt geworden, obwohl sie sich entschieden dagegen verwahrt haben, als Gleichmacher im Sinne einer Aufhebung des Eigentums zu gelten. Ihre Schriften gemahnen schon an den Rationalismus späterer Tage. Gott, Natur, Vernunft und allenfalls noch die Fundamentalgesetze des Landes sind ihre obersten Prinzipien. Eine Flugschrift zur Verteidigung der Gewissensfreiheit erklärt im Jahre 1649, jegliche Verfolgung um der Religion willen sei verwerflich nach den Satzungen Gottes, der Natur und der Vernunft. Ein um dieselbe Zeit in persönlicher Sache eines Soldaten verfaßtes Pamphlet sagt allgemein: „Das Gesetz Gottes, das Gesetz der Natur und die Fundamentalgesetze unseres Vaterlandes bilden die starken Bande, welche alle redlich gesinnten Engländer umschlingen." Mit diesen Prinzipien begründen die Leveller vor allem ihre Forderungen der Gleichheit aller vor dem Gesetze, der völligen Glaubensfreiheit und der Trennung der Kirche vom Staate. Wie sie selbst in ihren religiösen Anschauungen den Boden aller positiven Religion verlassen haben, so gelangen sie konsequent zur Forderung einer Toleranz, welche sich auf Katholiken, Juden, Atheisten erstrecken soll, ich möchte sagen: ein Laissez faire auf religiösem Gebiete, welches über den Standpunkt der Independenten doch weit hinausging. In dem Maße, wie nun diese, wie Cromwell und Ireton ihnen entgegentreten, wie sie ihnen nicht einmal das allgemeine, gleiche Wahlrecht jedes Engländers, ohne Rücksicht auf den Besitz, zugestehen wollen, so lenken sie damit den unauslöschlichen Haß der Leveller auf sich, welche sich enttäuscht fühlen und nun bald geneigt sind,

in ihnen, den Mächtigen in der Armee, das eigentliche Hindernis zu erblicken, welches der Aufrichtung wahrer Freiheit im Wege stehe.

Diesen Gefühlen insbesondere gab John Lilburne Ausdruck, der literarische Führer der Partei, ein Mann, dessen Popularität auf der ewigen Betonung der Volksrechte und auf der unvergleichlichen Leichtigkeit beruhte, mit der er wirksame politische Pamphlete in die Welt setzte. Nicht sparsam mit persönlichen Verdächtigungen und Verleumdungen, hat Lilburne sich schließlich alle Welt zu Feinden gemacht, ist er von allen Regierungen, die er erlebte, von Karl I. bis auf Cromwell, verfolgt worden, hat er einen beträchtlichen Teil seines Lebens im Gefängnis zugebracht; ein cholerischer Mensch von geringem politischen Verstande, der nur durch seine gefährliche, in Galle getauchte Feder, aufgeregt und aufregend, wie er war, in einer Zeit schwerer innerer Kämpfe zu einer gewissen Bedeutung zu gelangen vermochte.

Soviel Richtiges und Zukunftsreiches nun immerhin in den Ideen der Leveller enthalten gewesen sein mag, so entfernen sie sich doch von den ursprünglichen Zwecken der Revolution und suchen dieselbe gleichsam auf ein anderes Gebiet hinüberzuspielen. In dem Gegensatz zu ihnen offenbart sich am deutlichsten der konservative, praktische, staatskluge Zug in Cromwells politischer Haltung.

Überhaupt trat um diese Zeit unter den Levellern, natürlich in Übereinstimmung mit ihren Theorien, aber darum nicht minder bedenklich, die Neigung zu gewaltsamer Erreichung ihrer nächsten Ziele hervor. Unter ihnen ist der Gedanke entstanden, den König als den Urheber des

vielen Blutvergießens vor Gericht zu stellen und am Leben zu strafen oder gar ihn zu ermorden. Cromwell ward besorgt. Er empfahl dem Befehlshaber der Wachen in Hamptoncourt, wo Karl sich befand, seine Leute genau im Auge zu behalten. Ein Anschlag auf die Person Seiner Majestät „wäre eine höchst abscheuliche Tat". Auch dem Könige selbst blieb die ihm drohende Gefahr nicht verborgen. Er entschloß sich zur Flucht. Es gelang ihm, heimlich aus Hamptoncourt zu entweichen, er kam auf die Insel Wight, deren Gouverneur ihn nach Schloß Carisbrook geleitete. Karl hatte gemeint, hier weitere Entscheidungen abwarten und nötigenfalls jederzeit nach Frankreich übersetzen zu können. Darin aber sah er sich getäuscht. Auf alle in den Häfen der Südküste befindlichen Schiffe wurde sogleich, nachdem seine Flucht bemerkt war, ein Embargo gelegt. Der König blieb in Carisbrook, was er in Hamptoncourt gewesen war: der Gefangene der Armee.

Dieser Fluchtversuch Karls I., noch weniger planvoll angelegt und durchgeführt als später derjenige Ludwigs XVI., konnte seine Lage nur noch verschlechtern. Aber als ein unerhörtes Verbrechen, wie dem französischen Könige, legte man ihm den Plan nicht aus. Es ward auch bald wieder verhandelt. Im Dezember 1647 wurden Karl im Namen beider Häuser des Parlaments die sogenannten vier Bills vorgelegt, d. h. Entwürfe, welche durch die Zustimmung des Monarchen zu Gesetzen werden sollten. Sobald diese Zustimmung erfolgt wäre, durfte er frei nach London kommen, um alles übrige mit dem Parlamente zu vereinbaren. Die erste der vier Bills besagte aber, daß zwanzig Jahre lang das Parlament allein die volle Verfügung über alle Streitkräfte zu Wasser und zu Lande besitzen und auch später der König und

seine Erben in allen die bewaffnete Macht betreffenden Maßregeln an die Zustimmung von Lords und Commons gebunden sein sollten.

Karl lehnte die vier Bills ab, nicht allein, weil ihr Inhalt ihm unerträglich war, sondern weil er soeben seine Unterhandlungen mit einer anderen Gruppe zum Abschluß gebracht hatte und von dieser Seite Hilfe erwartete. Schon im Juli, als er die Heads of the Proposals so schroff verwarf, hatte er mit schottischen Kommissaren, den Mitgliedern des Ausschusses beider Königreiche, Verhandlungen angeknüpft, welche auf nichts Geringeres als auf eine schottische Invasion in England zugunsten des Königs hinausliefen. Von Hamptoncourt aus, wie ihm auch nahegelegt war, gleich wieder zu den Schotten zu flüchten, hatte er freilich abgelehnt, denn er wollte sich ihnen nicht zum zweiten Male bedingungslos ausliefern. In Carisbrook aber ward das Abkommen getroffen, welches gegen mäßige Zugeständnisse von seiten des Königs den Marsch einer schottischen Armee nach England bedingte. —

Wir fassen die Ereignisse kurz zusammen, welche die abermalige kriegerische Entscheidung des Jahres 1648 herbeiführten. Das Parlament kam zu dem Beschlusse, keine weiteren Adressen an den König zu richten, d. h. nicht mehr mit ihm zu unterhandeln. Die Lage wurde um so verwickelter, als auch Cromwells Gedanke, den König zur Abdankung zu bewegen und den Prinzen von Wales auf den Thron zu setzen, keine Aussicht auf Verwirklichung besaß. Doch auf der andern Seite war das Volk mit der Macht der Armee unzufrieden, in der Hauptstadt und im Lande regte sich die Stimmung für den König, der nach einem neuen Fluchtversuch in strenger Gefangenschaft gehalten wurde. Der Jahrestag der Thronbesteigung Karls ward in der City festlicher begangen als je zuvor.

Endlich brachen in verschiedenen Gegenden royalistische Erhebungen aus, und noch ehe dieselben unterdrückt waren, erfolgte der Einmarsch der Schotten.

Während Fairfax nach Kent marschierte, wo er die Scharen der Aufständischen bei Maidstone schlug, um die Reste derselben zuletzt zur Übergabe in Colchester in Essex zu zwingen, zog Cromwell nach dem Westen, um einen Aufstand in Wales zu unterdrücken. Lange Wochen hindurch lag er vor dem festen Pembroke. Sein Geschütz ist nicht zur Stelle, mit stürmender Hand vermag er den Platz nicht zu nehmen, und er hat die Vorräte und die Ausdauer der Belagerten unterschätzt. Endlich erfolgt die Übergabe. Cromwell hatte freie Hand zum Kampfe gegen die Schotten.

Der kurze Feldzug gegen die schottische Invasionsarmee, den wir jetzt zu schildern haben, gehört zu den glänzendsten militärischen Leistungen Cromwells. Er kommt in Eilmärschen gegen die Stellungen der Gegner heranmarschiert, er greift eine ungeheure Überzahl derselben unbedenklich an, er schlägt sie und drängt sie in fortdauernden Kämpfen drei Tage lang vor sich her, bis sie vernichtet und England von ihnen befreit ist. Es war der erste Feldzug, den er selbständig leitete, die erste große Schlacht, die er als Höchstkommandierender schlug und gewann.

Die Schotten unter dem Herzog von Hamilton waren bis nach Lancashire vorgedrungen, eine Abteilung englischer Royalisten hatte sich ihnen angeschlossen. Cromwell schätzte die gesamte Zahl auf 21000, ein anderes Mal gar auf 24000 Mann; ein großer Teil davon freilich eben ausgehobene, ungeübte Mannschaften, und an der Spitze ein unfähiger General, der jede mit einiger Sicherheit vorgetragene Meinung eines Untergebenen im Kriegs-

rate schnell zu seiner eigenen zu machen pflegte. Die Streitkräfte Hamiltons befanden sich in und bei Preston; die Absicht bestand, tiefer nach England hinein vorzudringen und endlich die Expedition mit dem Einzug in London zu glorreichem Abschlusse zu bringen. General Lambert, welcher, solange Cromwell in Wales kämpfte, mit geringer Truppenzahl im Norden stand, konnte den Vormarsch der Schotten auf die Dauer nicht aufhalten. Nun kam Cromwell auf Umwegen heran, weil er seine Soldaten erst mit vielem nötigen Bedarf neu auszurüsten hatte. Aber die Ankunft der Artillerie, die von Hull kommen sollte, wartete er nicht ab, sicherlich in der begründeten Annahme, daß es auch dem Gegner an dieser Waffe fehle. In der Tat ist die folgende Schlacht ohne alles Feldgeschütz auf beiden Seiten ausgefochten worden.

Mit Lamberts Streitkräften vereint, hatte Cromwell noch nicht 9000 Mann, als er auf die doppelte Zahl der Gegner bei Preston losrückte. Aber diese so viel kleinere Truppe waren die Eisenseiten und die anderen sieggewohnten Mannschaften der New Model-Armee, mit ihrem genialen Feldherrn an der Spitze. Er ist sofort zum Angriff entschlossen. „Wir glauben," schreibt er, „den Feind zum Kampfe zu zwingen, sei unsere Aufgabe." Die eigentliche Schlacht bei Preston am 17. August 1648 ward zunächst nördlich des Ribbleflusses nur gegen einige Tausend englischer Royalisten gefochten, welche, nach der bei der Infanterie üblichen Kampfesart, hinter Hecken verschanzt, mehrere Stunden lang tapfer aushielten. Der größere Teil der schottischen Armee war über den Fluß gegangen, ehe der Kampf begann. Nun drängten Cromwells Truppen, als ihr Sieg auf dem nördlichen Ufer entschieden war, nach Süden gegen die Hauptmacht der Schotten vor. Um den Besitz der Brücke über den Ribble und, als diese

genommen ist, um eine andere, welche über den Darwen, den kleinen Zufluß des Ribble, führt, wird erbittert gefochten. Als die Nacht anbricht, sind beide Brücken im Besitze der englischen Armee. Noch zwei weitere Tage ward gekämpft. Die Schotten rücken nach Süden ab, sie halten inne und rücken weiter, immer verfolgt von den Engländern, und jedes der Abzugsgefechte endet mit einem neuen Siege Cromwells, der jedesmal dem Feinde schwere Verluste beibringt und Tausende zu Gefangenen macht. So geschieht es, daß der Kampf drei Tage lang währt, daß ein Gefilde von mehr als 60 Kilometern an Ausdehnung zum Schlachtfelde wird, daß die Überzahl von der numerisch soviel schwächeren Streitmacht fortgesetzt geschlagen und aufgerieben wird, daß die Zahl der Gefangenen bis zu 10000 anschwillt, d. h. größer wird als die ganze englische Armee, und daß Cromwell den furchtbaren Befehl gibt, 4000 Gefangene in Preston, wenn ein weiterer Angriff von Schottland her erfolgen sollte, dem Schwerte zu überliefern; denn er hat nicht Truppen genug, um sie im Falle der Gefahr bemeistern oder in Sicherheit bringen zu können.

Man pflegt die militärischen Ereignisse von 1648 als den zweiten Bürgerkrieg zu bezeichnen, ein Name, welcher leicht irreführen könnte. Denn es handelt sich doch nur um lokale royalistische Erhebungen, welche erst durch den Einfall der Schotten ihre Bedeutung und einige Aussicht auf Erfolg gewannen. Mit der Schlacht bei Preston war in Wahrheit alles entschieden, wie denn auch der Fall von Colchester bald darauf folgte. Cromwell aber führte seine Aufgabe, wie er sie verstand, auch vollkommen durch. Er zog mit seinem Heere nach Schottland, er verhalf daselbst der mit dem englischen Parlamente verbündeten Partei des Herzogs von Argyle zur Herrschaft

und hielt im Charakter einer militärischen Demonstration seinen Einzug in Edinburg.

Die Gefahr war vorüber. Aber der Friede war nicht geschlossen, wenn man anders daran festhielt, daß der besiegte König noch ein Recht in England repräsentierte, über das man sich nicht hinwegsetzen konnte. So aber war der Standpunkt beider Häuser des Parlaments. Daß sie also nach allem, was geschehen war, noch einmal darauf zurückkamen, mit dem Könige zu paktieren, kann nicht so sehr wundernehmen. Es zeigt nur, wie schwer es ihnen wurde, sich von der monarchischen Vergangenheit des Landes loszusagen. Schelten sollte man sie darum nicht, denn die folgende Geschichte Englands hat ja gelehrt, daß sie die Meinung des Volkes immer noch besser trafen als diejenigen, welche nach der Republik verlangten. Einen Wechsel in der Person des Fürsten eintreten zu lassen, hatte sich als unmöglich erwiesen. So blieb nichts übrig, als es noch einmal mit Karl I. zu versuchen, so wenig anziehend auch das Verhandeln mit diesem unzuverlässigen Manne war. Man entläßt ihn auf Ehrenwort aus der strengen Haft von Carisbrooke. Er trifft in Newport auf der Insel Wight die Kommissare des Parlaments. Die Verhandlung beginnt. Karl führt sie — denn er ist noch derselbe — manchmal ernsthaft, manchmal nur zum Schein. Er sucht Zeit zu gewinnen, er hofft abermals auf Hilfe vom Auslande, von Frankreich oder auch von Irland, er schmiedet, seines gegebenen Wortes uneingedenk, neue Fluchtpläne. Zuletzt wird dem zwecklosen Treiben durch das Dazwischentreten der bewaffneten Macht ein Ende bereitet.

In der Armee hatten die Verhandlungen zu Newport, welche als eine Verletzung des vor dem jüngsten Kampfe gefaßten Beschlusses galten, sofort heftige Er-

bitterung hervorgerufen. Der Gedanke der Leveller, den König vor Gericht zu stellen, fand jetzt allgemeineren Beifall. Selbst der maßvolle Ireton ergriff ihn nach einigem Zögern. Zugleich gewann er die Überzeugung, daß es an der Zeit sei, eine Reinigung des Unterhauses vorzunehmen, um es dem Willen der Armee geneigter zu machen. Doch bei Fairfax, dem Obergeneral, fanden solche Pläne keinen Eingang. Ireton war der Verfasser der „Remonstranz der Armee", einer Schrift, worin der König als Verräter bezeichnet wurde, welcher als der Urheber aller Kriege und Wirren schleunigst der Gerechtigkeit zu überliefern sei. Fairfax hingegen berief einen Offiziersrat, welcher noch einmal eine Summe von Vorschlägen formulierte, um sie dem Könige vorzulegen, als letzte Forderung der Armee, welche Karl annehmen sollte, um wieder König zu sein. Er aber lehnte sie ab.

So schwierig war die Lage geworden, während Cromwell im Norden weilte. Das Parlament in Verhandlung mit dem Könige, die Armee zerfallen mit dem Parlamente, doch auch in sich selbst gespalten zwischen der konservativen Richtung, die Fairfax — aber ohne Erfolg — einschlug, und der extremeren Gruppe, zu welcher Ireton sich mit Lilburne und den Levellern zusammengefunden hatte, um den Königsprozeß als den ersten notwendigen Schritt zur Lösung der dringendsten Fragen zu empfehlen.

Mit einer gewissen Geringschätzung, doch nicht härter, hat Cromwell wohl anfangs über die Verhandlungen von Newport geurteilt. Er lächelt über die Weisheit eines der parlamentarischen Unterhändler, daß es einen guten Frieden geben werde, wenn man den König mit einem maßvollen Episkopalismus wieder einsetze, während es mit dem Presbyterianismus zu geistlicher Sklaverei führen würde. Cromwell hofft beides vermeiden zu können. Doch

er begleitet die Entwicklung nur mit seinen Wünschen; er nennt sich das armseligste Geschöpf bei diesem Werke, d. h. gänzlich unbeteiligt; doch er hofft auf Gott und sucht sich mit Liebe zu dem Volke Gottes zu erfüllen.

Eine treibende Kraft ist also Cromwell in den Entscheidungen, die sich jetzt vollzogen, nicht gewesen, vielmehr der ferne Beobachter, der gespannt erwartet, was der nächste Tag bringen wird, und der lange und oft mit Gott und sich zu Rate geht, wo hier das Rechte sei und wohin die Wege des Herrn zu deuten scheinen. Noch halb von diesen inneren Zweifeln erfüllt, aber doch schon auf dem Wege, sich der Politik Iretons anzuschließen, zeigt ihn ein Brief, in dem er seinem Freunde, dem jungen Robert Hammond, die schwierige Lage zu beleuchten, aber auch gleichsam sich selbst damit erst zur Klarheit durchzuringen versucht. Was Gott vollbracht hat, meint Oliver, kann nicht geschehen sein, um die Bösen zu erhöhen. Autoritäten, so hat Hammond geschrieben, sind von Gott eingesetzt, und das Parlament ist eine solche. Gewiß! Aber es gibt auch Dinge, die sie gleichwohl nicht tun dürfen, ohne den Anspruch auf Gehorsam einzubüßen. „Alle stimmen darin überein" — Cromwell scheint sich der monarchomachischen Schriften zu erinnern —, daß es Fälle gibt, wo ein Recht des Widerstandes vorhanden ist. Es fragt sich nur, ob ein solcher Fall gegenwärtig vorliege. Und wenn nun anders jegliche Politik die Rücksicht auf das Volkswohl zur Grundlage haben muß, so wird weiter zu fragen sein, ob dasjenige, was zurzeit geschieht — er meint die Verhandlungen zu Newport —, jenem diene, oder ob nicht vielmehr die Früchte des Krieges dadurch verloren gehen und alles schlimmer werde als zuvor. Und endlich, fährt Cromwell mit kühner Logik fort, ist die Armee, die, von Gott berufen, den Kampf gegen den

König geführt hat, nicht auch selbst eine gesetzliche Macht, die ihre eigene Autorität ins Feld führen darf? Denn der Kampf war gesetzlich an sich, er ist es nicht erst durch den Auftrag des Parlaments geworden.

In solcher Auffassung seien er und die mit ihm im Norden stehenden Truppen nun jüngst noch bestärkt worden durch das Erscheinen der Remonstranz der Armee. Bei ihm selbst steigert sich die Überzeugung, auf dem rechten Wege zu sein, bis zur Gewißheit, daß Gott Seinem Volke eingegeben habe, was das Recht, ja die Pflicht gebiete, und daß, wer dieser Eingebung folge, schlechthin seinem Glauben gemäß handle. „Und je größer die Schwierigkeiten, um so stärker der Glaube." Eine gefährliche Anschauung, denn so dürfte jede auf innerer Überzeugung beruhende Handlung schon als Ausfluß religiösen Empfindens hingestellt werden. Bei einem Cromwell freilich führt sie zu nichts Schlimmerem als zu dem Bedürfnis, die nach langer und reifer Überlegung gefaßten Entschlüsse nun vor der Welt, aber fast noch mehr vor dem eigenen Gewissen, als den Ratschluß Gottes erscheinen zu lassen. Daher denn bei ihm das lange Hinzögern der Tat, aber auch die oft so furchtbare Plötzlichkeit und die elementare Kraft und Rücksichtslosigkeit in der Ausführung.

Die Tragödie Karls I. ging ihrem Ende zu seit jenem 1. Dezember 1648, als er von Soldaten aus Newport entführt und nach dem einsamen Schlosse Hurst an der nahen englischen Küste gebracht wurde, um wieder völlig im Bereiche der Armee zu sein. Der Streich glich vollkommen dem durch Joyce im Vorjahre vollführten, nur daß dieses Mal die brutale Gewalt noch unverhüllter

der Majestät entgegentrat als damals. Als Major Rolph, der Führer der Truppen, sich zum Könige in den Wagen drängen wollte, stieß Karl ihn mit eigener Hand zurück.

Wenige Tage später mußte sich auch das Parlament von der Entschlossenheit der Armee überzeugen. Es hatte versucht, auch nach der neuerlichen Entführung des Königs die Verhandlungen mit ihm noch fortzusetzen. Am 6. Dezember waren alle Eingänge zum Parlament durch Soldaten besetzt, in der Vorhalle des Unterhauses aber stand ein gewisser Oberst Pride, in der Hand eine Liste, auf welcher die Namen derjenigen Mitglieder verzeichnet waren, welche nicht mehr zugelassen werden sollten. Neben Pride stand ein anderer, der selbst ein Mitglied war und alle kannte und welcher Pride jedesmal bedeutete, wenn er einen Eintretenden zurückzuweisen hatte. 41 Mitglieder wurden also von den weiteren Sitzungen ausgeschlossen; die sich nicht fügten, wurden als Gefangene festgehalten. Das Haus aber kam über leere Proteste und Forderungen der Auslieferung seiner Mitglieder nicht hinaus; zu der Höhe des würdigeren Entschlusses, nun, da es dem Heere gegenüber machtlos war und als wirkliche Volksvertretung nicht mehr gelten konnte, freiwillig zurückzutreten und die Nation zu Neuwahlen aufzufordern, vermochte es sich nicht zu erheben.

Noch war Karls Verderben nicht beschlossen, als ihm in der letzten Dezemberwoche abermals Gelegenheit gegeben wurde, durch einen Akt der Nachgiebigkeit sein Schicksal zu wenden. Der Verzicht auf sein Vetorecht gegenüber den Beschlüssen des Parlaments scheint ihm zugemutet worden zu sein; er hat ihn verweigert. Sogleich war nun der Offiziersrat zum äußersten entschlossen; und das Unterhaus tat ihm seinen Willen. Es faßte in wenigen Tagen den Beschluß der Einsetzung eines Gerichtshofes

über den König. Zur Gültigkeit eines solchen Beschlusses war nach der bisher noch nicht aufgegebenen Praxis die Zustimmung des Oberhauses unentbehrlich. Hier aber, bei den Lords, ward der letzte Widerstand versucht.

Er war ernst genug gemeint, doch der Sache wenig gefährlich. Von dem alten Oberhause der Friedenszeiten war nur ein kleines Häuflein von Männern übrig geblieben. Die Royalisten, die Bischöfe und immer neue Gruppen waren nacheinander ausgeschieden. Sieben Mitglieder pflegten jetzt anwesend zu sein, wenn das Oberhaus tagte, und einmal saßen sie zu dreien beisammen. Am 2. Januar, als die Frage des Königsprozesses zur Verhandlung stand, hatten die Lords, wie ein Zeitgenosse schreibt, ein volles Haus, nämlich 14 anwesende Mitglieder. Sie hielten entrüstete Reden. Wie könne der König ein Verräter am Parlamente sein, sagte ein Lord; er ist ja selbst einer der drei Stände, aus denen das Parlament besteht. Graf Northumberland meinte, es sei doch noch die Frage, ob der König oder die beiden Häuser den Krieg begonnen hätten, und auch in dem ersteren Falle kenne er doch kein Gesetz, welches daraus einen Verrat machen würde. Ein dritter erklärte, lieber würde er sich in Stücke reißen lassen, als an diesem Gerichtshofe teilnehmen, wenn etwa die Commons ihn auf ihre Liste setzen wollten. Einstimmig ward die Vorlage des Unterhauses abgelehnt.

Da schritt dieses auch über das Oberhaus hinweg. Es geschah durch eine feierliche Erklärung von ungeheurem Inhalte. Alle Gewalt unter Gott, hieß es, rühre vom Volke her. Die Commons, weil sie vom Volke gewählt sind und dieses vertreten, sind im Besitze der höchsten Autorität der Nation. Was die Commons beschließen, ist Gesetz und bedarf weder der Zustimmung des Oberhauses noch des Königs.

So hatte die siegreiche Revolution durch den Mund einer gesetzgebenden Versammlung die Volkssouveränität, das alte Prinzip der Monarchomachen, in feierlicher Form proklamiert. Und die grundsätzliche Bedeutung dieser Verkündigung wird durch die Erwägung kaum vermindert, daß sie von einer Versammlung ausging, welche nur ein Teil eines bereits vor acht Jahren gewählten Unterhauses war und als wirkliche Volksvertretung kaum gelten konnte, daß diese Versammlung ganz unter der Kontrolle des Heeres stand und daß es ihr in diesem Augenblicke wesentlich nur darum zu tun war, über den Widerspruch der Lords hinwegzukommen. Erst mit dieser Proklamierung der Volkssouveränität war die Antwort gegeben auf die Verkündigung des absoluten Königtums durch die Canones von 1640.

Und nun stand dem Königsprozesse nichts mehr im Wege. Ein besonderer Gerichtshof wurde berufen mit der Begründung, daß es notorisch sei, Karl Stuart, der gegenwärtige König von England, habe in der bösen Absicht, die fundamentalen Rechte und Freiheiten der Nation zu stürzen und ein tyrannisches Regiment an ihre Stelle zu setzen, Krieg, Unglück und Blutvergießen in ungeheuerstem Maße über das Reich gebracht. Damit nun kein herrschender Beamter glaube, solches je wieder ungestraft wagen zu dürfen, so werden die Männer namhaft gemacht, welche „den besagten Karl Stuart" zu verhören und zu richten bestimmt sind. In der Liste von 135 Personen findet man alle wichtigeren Offiziere der Armee und viele Mitglieder des Unterhauses vertreten. Die Namen von Fairfax, Cromwell und Ireton stehen an der Spitze. Nur ein Teil der Ernannten erschien. Fairfax nahm an der Eröffnungssitzung pflichtmäßig teil, von allen folgenden hielt er sich fern. Aus der jetzt, während der gerichtlichen Verhand-

lung, beobachteten Zurückhaltung des Generals, vornehmlich aber aus den entrüsteten Zwischenrufen seiner temperamentvollen Gattin, welche als störende Zuhörerin einmal aus dem Saale entfernt werden mußte, erfuhr die Welt, daß Fairfax den Prozeß mißbilligte.

In der herrlichen alten Westminster Hall, wo einst ein Eduard und wo vor just einem Vierteljahrtausend auch Richard II. der Krone beraubt worden war, tagte in großer Öffentlichkeit der Gerichtshof über Karl I. Die vornehme, königliche Haltung, die ein Teil seines Wesens war, hat der unglückliche Monarch auch in diesen schweren Stunden bewahrt. Dreimal stand er vor seinen Richtern, um auf die Anklage zu erwidern. Immer beharrte er bei der Erklärung, daß er diesen Gerichtshof nicht anerkennen könne. Und hier Rede zu stehen, wäre ein Treubruch und ein Verrat an den Freiheiten des Volkes. „Sagen Sie, was Sie wollen," erklärte er kühn in der zweiten Sitzung, „ich bin es, der hier mehr für die Freiheit des Volkes eintritt." Bradshaw, der Vorsitzende, begegnete ihm nicht härter, als die Gelegenheit es forderte. Genug, wenn er wiederholt hinwies auf die Einsetzung des Gerichtshofes durch die Commons; auf weitläufige Erörterung der Rechtmäßigkeit durfte er sich nicht einlassen. Wenn aber Karl so oft erklärte, daß er für Gesetz und Freiheit eintrete und gekämpft habe, so konnte Bradshaw ihm allerdings ruhig erwidern, er möge es doch nur ganz England und der Welt überlassen, darüber zu urteilen, welch' ein Freund der Gesetze und Freiheiten des Volkes er gewesen sei. So verliefen diese drei Sitzungen. Der Besiegte, der Gefangene der Nation, steht ungebeugt vor seinen Richtern, die er nicht anerkennt. „Denn ich bin euer König!" ruft er ihnen zu. Die moralische Kraft, die er zeigte, verfehlte ihren Eindruck nicht. Die zum Schutze des Gerichtshofes

aufgestellten Soldaten riefen, empfangener Anweisung gemäß: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit", wenn Karl abgeführt wurde. Aber unten vom Saale her, wo das Volk stand, erscholl der Ruf: „Gott schütze den König."

Als er am 27. Januar 1649 vor die Richter beschieden wurde, um das Urteil zu vernehmen, machte er selbst noch einen Versuch, das Verfahren auf einen andern Weg zu lenken. Er wollte offenbar gern seinen Standpunkt darlegen und sich rechtfertigen, wenn es nur in einer Form geschehen konnte, die mit seiner Würde nicht im Widerspruch war. Den Gerichtshof erkannte er nicht an, aber das wollte er in diesem Augenblicke nicht betonen, sondern nur, daß er bereit sei, an anderer Stelle, nämlich vor den versammelten Lords und Commons, ausführlich zu reden. Der Gerichtshof zog sich zurück; als er wieder erschien, lehnte er den Wunsch des Königs ab, mit der schwächlichen Begründung, daß der Richter so wenig das Recht verzögern wie verweigern dürfe. Nulli negabimus, nulli vendemus, nulli deferemus justitiam, heiße es in der Magna Charta. Karl konnte die Verkündigung des Urteils nicht mehr verhindern. Als Tyrann, Verräter, Mörder und Feind des Volkes sollte er enthauptet werden, so lautete der über ihn verhängte Spruch. Er versuchte noch einmal zum Worte zu kommen, aber die Wächter schleppten ihn fort.

Nur wenige Tage waren ihm noch vergönnt. Eine ergreifende Szene muß es gewesen sein, als er von seinen zwei jüngsten Kindern Abschied nahm und als zärtlicher Vater zu ihnen sprach. Und welche seelische Stärke lag darin, wenn er sich jetzt zu der Auffassung durchzuringen vermochte, es sei besser, daß er sterbe und sein Sohn Karl, von jeglichem Zwange frei, den Thron besteige, als wenn er selbst, an drückende Bedingungen gebunden, am Leben

und König geblieben wäre. Auf dem Blutgerüst, am 30. Januar 1649, durfte er noch einmal reden, wenn auch die Volksmassen, durch dichte Reihen von Soldaten ferngehalten, seine Stimme nicht vernehmen konnten. Den Umstehenden sagte er, daß das Land nicht der Herrschaft des Schwertes anheimfallen dürfe, daß das Glück nicht wiederkehren werde, solange man nicht die Pflichten gegen Gott, den König und das Volk erfüllte; aber auch, daß dem Volke kein Anteil an der Regierung gebühre und daß zwischen Herrscher und Untertan immer ein Unterschied sein müsse. Um dieser Ansichten willen habe man ihn hierher gebracht, er sterbe als ein Märtyrer für das Volk. Unzweifelhaft ist er von diesem Gedanken erfüllt gewesen und hat Trost darin gefunden. Auf das Religiöse kam er erst, als der Geistliche ihn daran erinnerte. Da hat er erklärt, er sterbe als Christ nach dem Bekenntnis der Kirche von England. Dem Henker gab er selbst das Zeichen, den Streich zu führen. Als das blutige Haupt emporgehalten wurde, lief ein Schrei des Entsetzens durch die Massen, wie einer der Augenzeugen ihn nie vorher gehört hatte und sich wünschte, ihn nie wieder hören zu müssen.

Ein Wendepunkt in der Geschichte Englands war erreicht, der Übergang zur Republik. Denn nun wurde, als die natürliche Folge des Geschehenen, das Königtum in aller Form abgeschafft. Auch das Haus der Lords war soeben beseitigt worden. Kein König und kein Oberhaus: die Commons blieben übrig. Sie allein besaßen das Recht der Gesetzgebung, ein von ihnen ernannter Staatsrat nahm die Exekutive in die Hand. Im Lande regte sich kein Widerstand. Unter dem schlichten Namen des Commonwealth war die englische Republik ins Leben getreten.

Ganz verfehlt wäre es nun aber, hier auch von einem Wendepunkte in Cromwells Leben reden zu wollen. Er stieg nicht höher durch den Fall des Königs. Nicht als ob das größte Hindernis, das ihm bei der Erreichung eines hochgesteckten Zieles im Wege stand, jetzt beseitigt gewesen wäre. Wenn Cromwell nach einigen Jahren selbst zum Staatsoberhaupte wurde, so hat er doch 1649 solches weder erstrebt noch erwartet. Weit ausblickender Ehrgeiz lag ihm fern.

Wir wissen auch bereits genug von Cromwells Stellung zu Karl I., um sagen zu können, daß er keineswegs ein Hasser des Königs gewesen ist. Dieser ist ihm nur die Verkörperung des Prinzips, gegen das er ankämpft; die Person des Monarchen hat er zeitweilig sehr hochgeschätzt. Bei den wiederholten Zusammenkünften der beiden Männer im Jahre 1647 hat die vornehme, verbindliche Art des Fürsten ihren Eindruck auf den General keineswegs verfehlt. Und sein Herz war gewonnen, als er damals auch dem Wiedersehen des Königs mit seinen Kindern nach langer Trennung als Augenzeuge beiwohnte. Mit Tränen in den Augen nennt er es den rührendsten Anblick, den er je gehabt hat. Er bedauert, daß er sich über den Charakter des Königs so hat täuschen lassen. Denn er ist ja der aufrichtigste und gewissenhafteste Mann in den drei Königreichen.

In jenen Herbstmonaten des Jahres 1647 hat Cromwell sich ehrlich um die Herstellung der Monarchie bemüht; wir erinnern uns seiner sympathischen Haltung gegenüber den Heads of the Proposals. Im Unterhause hielt er im Oktober eine dreistündige Rede zugunsten der monarchischen Staatsform. Bald war er den Levellern als unbedingter Royalist verdächtig, dem der König den Grafentitel und den Hosenbandorden versprochen habe. Und der radikale

Henry Marten erklärte, wenn dies wahr sein sollte, so würde er an Cromwell zum Felton werden. Felton war aber der Mörder des Herzogs von Buckingham gewesen.

Nur Karl selbst hat es Cromwell unmöglich gemacht, auf die Dauer ein Anwalt der Monarchie zu bleiben. Schon im November 1647 hat sich Cromwell von ihm losgesagt. Das Parlament, erklärt er in einer Unterhausrede am 3. Januar 1648, möge das Volk nicht länger lehren, Sicherheit und gutes Regiment zu erwarten von einem verstockten Manne, dessen Herz Gott verhärtet habe. Vor dem Beginne des zweiten Bürgerkrieges hat er wiederholt die Thronerhebung des Prinzen von Wales ins Auge gefaßt. Und als der Feldzug zu Ende ist, wirkt der Eindruck der Ereignisse, oder, um in Cromwells Sprache zu reden, der Erfolge, welche Gott seinen Waffen verliehen hat, viel zu stark bei ihm nach, um ihn den Weg zu einer Verständigung mit dem Könige wiederfinden zu lassen. Das Verfahren gegen Karl I. — wir wissen es — war die Folge der Politik, welche Ireton durch sein Bündnis mit den Levellern erwählte. Cromwell, der fern von London weilte, hat sich ihr erst zögernd angeschlossen. Aber schon ehe er die Remonstranz der Armee gesehen hat, mahnt er seine Freunde, sich nicht einzulassen mit dem Manne, gegen den Gott so Zeugnis abgelegt hat, eine Vorstellung, die nun in seinem Gemüte haften bleibt. Dann ist er freilich als der Mächtigste in der Armee (da Fairfax sich zurückhielt) die Stütze, wenn auch kaum der Führer der Partei geworden, welche die Vernichtung des Königs betrieb. Denn nun hat er nicht mehr geschwankt. Am Abend, nachdem „Pride's Purge" geschehen war, kam er in London an und freute sich der vollbrachten Tat. Dem jungen Algernon Sidney, der juristische Bedenken gegen die Zulässigkeit des Königsprozesses hatte, erklärte Crom-

well hart: „Ich sage Ihnen, wir werden sein Haupt herunterschlagen, mit der Krone darauf.“ In den Sitzungen des Gerichtshofes hat er nicht gefehlt. Und doch hat er selbst einen Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Verfahrens wohl für möglich gehalten. Denn er ermahnte die Richter, sich auf eine Antwort vorzubereiten, falls der König (wie es wirklich geschah) sie fragen sollte, durch welche Autorität sie berufen seien.

So hat Cromwell gewiß mächtig genug im Vordergrunde der Bühne gestanden, auf welcher das Schicksal Karls I. sich erfüllte, zwar nicht als der Urheber der gewaltigen Handlung oder als einer, dem sie zu eigener Größe verhelfen sollte; wohl aber mit seiner ganzen Kraft sie fördernd, und mit derselben Gewißheit, auf dem rechten Wege zu sein, wie wenn er seine Eisenseiten an den Feind führte.

Dichter und Maler haben gern das Bild geschildert, das den siegreichen Puritaner zeigen soll, wie er — man weiß nicht einmal, ob es überhaupt geschah — der Bahre seines königlichen Gegners genaht sei. Cromwells Wesen haben sie selten begriffen. Nicht mit verzerrten Zügen, entsetzt über sein eigenes Werk, hat er vor der Leiche Karls I. gestanden. Und nicht besser hat es der Erfinder jener Legende getroffen, welche ihn gefühllos die Worte sagen läßt: „Dies war ein starker Körper, der ein langes Leben versprach.“ Glaubhafter wegen ihrer inneren Wahrscheinlichkeit wäre eine andere Erzählung, nach welcher Cromwell in der Nacht, welche auf die Hinrichtung folgte, an die Leiche des Königs herantritt, die er mit ruhiger Aufmerksamkeit betrachtet. Dann schüttelt er das Haupt und spricht mit einem Seufzer die Worte: „Grausame Notwendigkeit!“

Elftes Kapitel

Das Urteil der Zeitgenossen

„Karl I.," hat Bismarck zum König Wilhelm gesagt, „wird er nicht immer eine vornehme historische Erscheinung bleiben, wie er, nachdem er für sein Recht das Schwert gezogen, die Schlacht verloren hatte, ungebeugt seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigte?" Die Nachwelt, welche die Gegensätze jener Tage nicht mehr lebendig empfindet, verweilt gern bei der tapferen Haltung, welche der König im Leben und Sterben immer bewahrt hat.

Uns aber mag es vergönnt sein, ehe wir von dem großen historischen Momente scheiden, uns zuvor noch über die Stimmung der Zeitgenossen Rechenschaft zu geben, besonders auch der Urteile zu gedenken, welche jetzt und wenig später über Cromwell gefällt wurden.

Das Königtum lag am Boden, aber in den Herzen des Volkes war es nicht auszurotten. Einem großen Teil der Nation galt Karl als der Blutzeuge, dessen Schicksal gern mit demjenigen des erhabensten Märtyrers der Weltgeschichte verglichen wurde. Selbst von der Wunderwirkung derr Reliquien wurde berichtet. Vier Meilen von London entfernt, in Detford, hatte ein Mädchen von 15 Jahren das Augenlicht verloren. Man gibt ihr ein Taschentuch, das mit dem Blute Karls I. getränkt ist, sie berührt die Augen damit und sie werden sehend von Stund' an.

Die Royalisten setzten wenigstens mit der Feder den Kampf noch fort. Vergebens hatten sie während des Königsprozesses die öffentliche Meinung gegen den Gerichtshof aufzubringen gesucht.

„Grausame Schurken, plant ihr Königsmord
Und redet von Justiz gar noch ein Wort?"

heißt es in einer ihrer Flugschriften. Nun, nachdem das Bluturteil vollstreckt war, suchten sie nachträglich der Nation die Augen zu öffnen. Viel zu zahlreich waren die Pamphlete, welche die Verherrlichung des hingerichteten Monarchen und die Verunglimpfung der Königsmörder bezweckten, als daß die Beamten der Republik sie sämtlich hätten unterdrücken können. Die eindrucksvollste von allen diesen Schriften erschien schon am Tage nach der bescheidenen Leichenfeier Karls I., das berühmte Königsbildnis (Eikon basilike). Es sollte von dem fürstlichen Märtyrer selbst verfaßt sein und erzählte den gerührten Lesern, wie er die Leiden seiner Gefangenschaft geduldig ertrug und dem Tode gelassen entgegenging, weil er Recht und Religion, für die er gekämpft, nicht preisgeben wollte. In England wie im Auslande ward die Schilderung, stimmungsvoll und einheitlich wie sie war, mit Bewunderung gelesen, und mit nichten gelang es Milton, den Eindruck zu verwischen, als er nach Monaten in seinem Eikonoklastes eine umständliche Widerlegung des Eikon basilike versuchte.

Eine andere Schrift, der Rebellenspiegel, ist verfaßt, um an zahlreichen Beispielen aus alter und neuer Zeit darzutun, wie der Zorn Gottes im Sturm niedergefahren sei auf die Häupter der Mächtigen dieser Welt, wenn sie ihren Fürsten den Gehorsam versagten. Mit der Rotte Korah und mit Dathan und Abiram beginnt die Aufzählung der Missetäter, unter denen aus der englischen Geschichte auch

so vornehme Gestalten wie Simon von Montfort und Heinrich IV. ihren Platz erhalten. Am Schlusse steht endlich als die ungeheuerlichste und blutigste von allen die Rebellion gegen Karl I. Der Streitschrift vorangestellt erscheint — ernsthaft oder ironisch — ein Brief an Fairfax, den Mann des Blutes, mit der wohlwollenden Mahnung, er möge doch nun, wenn er die Strafgerichte Gottes an den Rebellen vergangener Zeiten vernommen habe, seine Untat bereuen und dem Sohne, d. i. Karl II., den Eid halten, den er dem Vater gebrochen.

Im allgemeinen war ja sonst die Person Fairfax' ganz ungeeignet, als typischer Verderber Karls I. zu gelten. Und in England war auch die von ihm während des Königsprozesses beobachtete Zurückhaltung zu gut bekannt, als daß der Zorn der Royalisten sich vornehmlich gegen ihn hätte wenden sollen. Cromwell dagegen war der natürlichste Gegenstand ihres Abscheues. Daß man ihn so hoch hat steigen lassen, ist dem Volke als seine schwerste Verirrung vorzuwerfen.

So ist der häufige Schluß langer politischer Betrachtungen. „Die protestantische Religion", so heißt es voller Ironie in dem Pamphlet ‚A remonstrance to the people' „soll in Gefahr gewesen sein, Papisterei im Anzuge, das Kirchenregiment unterdrückt (o, ihr zarten Gewissen!), und Canterburys Haupt mußte fallen. Schlechte Ratgeber suchten die Fundamentalgesetze zu stürzen und ein Willkürregiment aufzurichten, und zu Boden sank das Haupt Straffords. Und welches Kunstwerk einer Verfassung (der Autor gebraucht hier den Ausdruck Konstitution) ward hier zerstört. Neben der souveränen Herrschaft des Königs, das Gegengewicht des Adels, um die Übergriffe der Tyrannei zu verhindern und die Privilegien des Volkes, um den Trotz der Barone zu bändigen. Und doch ward diese

sichere und geordnete Freiheit verlassen, um jubelnd die Knechtschaft von der Spitze des Schwertes und aus der Hand eines Rebellen zu empfangen. Und nun gießt der Autor die Schale seines Zornes über Cromwell aus, über den Verstoßenen des Himmels, für dessen Gewissen die zehn Gebote kein stärkeres Band sind als zehn Sonnenstrahlen für die Hand des Mörders. Einst ward Saul gesalbt, als er die Esel seines Vaters zu suchen gegangen war. Auf der Suche nach Eseln ist Oliver schon begriffen, und wenn sein Seher auch ihm wie jenem Nachricht von den Grautieren bringen kann, so mag wohl auch Cromwell eines Tages gesalbt werden. Vor ihm warnt der Autor seine Landsleute zuletzt noch in Versen, deren wetternder Ton an die Flüche der furchtbaren Margaretha in Shakespeares Richard III. anklingt:

Des Volkes Freiheit gibt er vor zu finden,
Dieweil auf Blut er seinen Thron will gründen.

Drum erst wenn diese Spinn' samt ihren Netzen
Vertilgt ihr habt, kann Freiheit euch ergötzen.

Im Stile der Zeit und in diesem Ideenkreise ist auch ein Holzschnitt gehalten, welcher Cromwell darstellt, wie er unter teuflischer Eingebung die königliche Eiche durch seine dienenden Scharen fällen läßt. Mit ihr stürzen, an den Zweigen hängend, die Bibel und die Statuten, d. h. Glauben und Landesrecht. Unter den Sprüchen aber, welche aus Cromwells Munde zu kommen scheinen, liest man auch die böse Rede der Weingärtner im Gleichnisse Jesu: Kommt, laßt uns ihn töten, und sein Erbgut an uns bringen.

Aber auch die radikalere Gruppe der Revolution, die Leveller, hatten sich von den Wegen Cromwells und der Armee getrennt. Vor der Hinrichtung des Königs waren Lilburne und Ireton noch zusammengegangen in ihren wiederholten Versuchen, dem Lande eine Verfassung zu geben. Den früheren Entwürfen war ein zweites, dann ein drittes Agreement of the People gefolgt und dem Parlamente vorgelegt, von diesem aber ohne Erörterung beiseite gelegt worden.

Als nun nach der Abschaffung des Königstums wie des Oberhauses die neue Regierung sich einrichtete, fanden jene starren Republikaner dieselbe doch nicht nach ihrem Sinne. Denn dies war nicht das Regiment einer demokratischen Volksvertretung, welches ihnen vorschwebte. In dem ausführenden Staatsrat finden sie den Einfluß des Offiziersrates vorherrschend, besonders denjenigen eines einzigen Mannes, nämlich Cromwells. Sie erklären schon, man habe nur einen neuen König und neue Lords statt der alten eingetauscht, man lebe unter einer nur noch absoluteren Monarchie, als die soeben entthronte gewesen. So folgen Monate, wo diese Leute in Schrift und Rede gegen das herrschende System ankämpfen, wo ihre Tendenzen der Disziplin in der Armee gefährlich zu werden beginnen und wo Cromwells Energie sich gegen diesen neuen Feind zu wenden hat, die Zeit, wo Lilburne wieder einmal ins Gefängnis wandern muß und die hier und dort unter den Truppen entstehenden Meutereien mit Gewalt unterdrückt werden. Erst mit der Lösung dieser Konflikte war der maßvolle Charakter der Revolution endgültig entschieden. Indem sie England politisch und kirchlich umgestaltete, hat sie das Gebiet der sozialen Fragen gleichwohl unberührt gelassen.

Um so heftiger wurden die Leveller in ihren Schriften. Überhaupt ward von der radikalen Meute eine literarische

Hetze gegen die Mächtigen in der Armee, ganz besonders aber gegen Cromwell in Szene gesetzt, welche mit ihren giftigen Schmähungen und niedrigen Verleumdungen die Erzeugnisse der royalistischen Federn noch weit hinter sich ließ. John Lilburne, der fanatische, aber unpraktische Freiheitsapostel, stand, obwohl Staatsgefangener im Tower, an der Spitze. Mit drei Genossen seiner Haft hatte er einen vierten „Volksvertrag" niedergeschrieben, der sich mit seiner strengen Regelung der Aufeinanderfolge der Parlamente und mit seiner im zehnten Artikel enthaltenen Proklamierung absoluter Gewissensfreiheit wohl neben den früheren Entwürfen einer geschriebenen Verfassung für England sehen lassen durfte. Nur war er nicht wie jene durch eine machtvolle Körperschaft beschlossen worden und hatte keine andere Autorität für sich als die vier Unterschriften der Verfasser.

Und nun sandte Lilburne weitere Flugschriften in die Welt hinaus, die „Anklage auf Hochverrat gegen Cromwell und Ireton", dann den „Aufschrei der Jünglinge und Lehrburschen von London", worin er das Volk zur Durchführung seines Agreement aufruft. Er warnt vor Cromwell, der die wahre Freiheit verraten hat und König werden will. Das aber wäre schlimmer als die Rückkehr zur alten Monarchie.

So steht dieser Kreis den Helden des Heeres in offener Feindschaft gegenüber. Die Armee, vordem der Hort der englischen Freiheiten, hat nun, sagt man, selbst eine neue Tyrannei aufgerichtet. Den Führern des Heeres gilt die Fehde. Fairfax freilich ist selbst nur der Verführte. Cromwell aber ist der ruchloseste aller Menschen, für den keine Strafe hart genug ist. In solchem Geiste ist auch die „Stierhetze von Ely" verfaßt, eine giftige Spottschrift, welche Cromwell als das gefährliche Hornvieh darstellt, das auf Anordnung

von Lilburne und einigen anderen zur Strafe für seine Untaten zu Tode gehetzt wird. Auch eine passende Grabschrift wird mitgeteilt. Sie klingt am Schlusse in grobe Unflätigkeiten aus. Der Anfang läßt sich noch wiedergeben, er lautet:

Hier liegt der Leib (die Seel' gehört dem Bösen)
Von ihm, bei dem kein Grabgeläut' gewesen,
Als Mörder lebte er und starb als Schuft,
Den Strick hätt' er verdient, nicht diese Gruft. —

In ohnmächtiger Wut, schmähend und scheltend mußten gleichwohl die Gegner von rechts und von links, die Royalisten und die starren Republikaner, eine neue Macht im englischen Leben emporsteigen sehen, die siegreiche Armee des Bürgerkrieges und ihren großen Führer. Die ruhiger Urteilenden wußten aber wohl, daß die Errungenschaften des Bürgerkrieges von denjenigen am wenigsten verleugnet werden würden, durch deren Taten sie gewonnen waren. Aus solcher Stimmung sind die Verse geboren, mit denen Milton 1652 den ruhmreichen Feldherrn des irischen und schottischen Krieges, ihn zu neuen Aufgaben rufend, begrüßte, das berühmte Sonett auf Cromwell, welches, wenn wir unserer Erzählung vorgreifen dürfen, in möglichst getreuer Übersetzung schon an dieser Stelle mitgeteilt sein möge:

Cromwell, du unser Held, der du nicht bangst,
Vor Krieges Stürmen und Verleumders Wut,
So stark im Glauben, unerreicht an Mut,
Zu Frieb' und Wahrheit stolz hindurch dich rangst
Und auf Fortunens Nacken kühn dich schwangst,
Du hältst des Herrn Trophä'n in sich'rer Hut.
Dich rühmt der Darwen, rot von Schottenblut,
Und Dunbars Feld, wo du den Feind bezwangst,
Und Worcesters Lorbeer. Doch nicht ohne Fehl

Ist unser Sieg; denn auch der Frieden scheint
Den Kampf zu heischen wie der Krieg. Der Feind
Droht jetzt mit ird'scher Fessel unsrer Seel'.
Schütz' die Gewissen vor der feilen Schar,
Die nur an Raub denkt, alles Höh'ren bar.

Nicht ohne Interesse mag es, zumal für deutsche Leser, nun auch sein, zu erfahren, welchen Eindruck das mächtige Ereignis der englischen Revolution und die große Wendung von 1649 auf die Völker des Auslandes gemacht habe, insbesondere wie bei uns in Deutschland die Urteile lauteten.

Das Verständnis für die Ideen der Revolution war auf dem Festlande nur gering. Und ein allgemeineres Interesse ward erst geweckt durch den unerhörten Vorgang des Königsprozesses und der Hinrichtung Karls I. Eine französische Flugschrift aus dem Jahre 1649 läßt die Jungfrau von Orléans eine Ermahnung an alle Fürsten der Erde richten, ihre Streitigkeiten in Frieden beizulegen, um im gemeinsamen Kampfe gegen England den Tod des Königs zu rächen — ein Gedanke, der auch sonst nicht selten wiederkehrt. In Deutschland war das Publikum bis zum Jahre 1648 noch zu stark durch die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges in Anspruch genommen, um den englischen Dingen größere Aufmerksamkeit zu widmen. Auch hier war es erst der tragische Ausgang Karls I., zeitlich zusammenfallend mit der Beendigung des Krieges, welcher die Gemüter mächtig erregte und das Interesse auch der Vorgeschichte der Katastrophe zuwandte. Jetzt las man eifrig die langen Schilderungen, welche das Diarium und das Theatrum Europaeum von dem Bürgerkriege in England lieferten. Aus den Schriften des Leydener Historikers

Georg Horn sowie aus dem „Puritanischen Glaubens- und Regimentsspiegel" des Hamburgers Petrus Gartz belehrte man sich, wenn auch einseitig genug, über die Stellung der religiösen Parteien auf den britischen Inseln.

Im Mittelpunkte der Betrachtung stand immer das Blutgericht über Karl I. Mit bitterem Humor schrieb Friedrich von Logau:

König Karl von Engeland
Ward der Krone quitt erkannt;
Daß er dürfe keiner Krone,
Machten sie ihn Köpfes ohne.

In zahlreichen Gedichten und Flugschriften ward des Königs Unglück beklagt, sein Sterben rührend beschrieben. Das Lied eines unbekannten Autors läßt Karl selbst der Welt also sein Leid klagen:

Hört auf ihr Königreich,
Von Ost, West, Süden, Norden!
Mein Volk will mich ermorden,
Du Deutschland werde bleich!
Erschütt're dich, Britannien,
Dänemark, Frankreich und Spanien,
Und was Europa hegt,
Und Christennamen trägt.

Der Glaube an die Unschuld des königlichen Dulders ist allgemein und wird vollends durch das in deutscher Übersetzung verbreitete Eikon basilike zur festen Überzeugung aller Kreise.

Ob es man mich schon zuschreibet,
Daß ich habe die Schuld
Mein Gewissen doch rein bleibet
Und trag' es mit Geduld;

heißt es in den unbeholfenen Versen eines andern Klageliedes, das wieder dem Könige Karl in den Mund gelegt

wird. In demſelben Geiſte iſt auch das rhetoriſch gehaltene Trauerſpiel „Die ermordete Majeſtät oder Carolus Stuardus“ des Andreas Gryphius verfaßt. Man verſtand es nicht, wie dieſe Engländer es hatten wagen dürfen, über ihren eigenen Herrſcher zu Gericht zu ſitzen. Ein König von Gottes Gnaden iſt doch niemandem als dem Herrn des Himmels ſelbſt für ſeine Vergehen Rechenſchaft ſchuldig. Wohl ſind ſchon, führt einige Jahre ſpäter eine Schrift aus, Könige und Fürſten gewaltſam ums Leben gebracht, aber über den eigenen König ein Todesurteil zu ſprechen und zu vollſtrecken, iſt unerhört, alſo daß „das in London heiß vergoſſene königliche Blut vor aller Poſterität rauchen und ſelbige Nation mit ewiger Makel ſchänden“ wird.

Der ganze Grimm dieſer Schriftſteller richtet ſich gegen die Parlamentsarmee und ihre Führer. „Du Mörder, Lügner, Schelm und Dieb“ ruft ein Schmähgedicht dem braven Fairfax zu, der doch ſelbſt nur mit Abſcheu von der Hinrichtung des Königs ſprach. Von der Rolle, welche Cromwell dabei geſpielt hatte, wußte das deutſche Publikum anfangs nicht viel. Auf ihn wurde man erſt aufmerkſam, als die ganze Entwicklung der britiſchen Wirren, zumal ſeit den iriſchen und ſchottiſchen Kriegen, immer mehr auf die Erhebung dieſes Generals zur höchſten Stufe der Macht hinauszulaufen ſchien. Jetzt erſt, in den fünfziger Jahren, ſchreibt man ihm auch den entſcheidenden Anteil an dem Untergang des Königs zu. Denn jetzt weiß man es ja genau, daß er als ein durchtriebener, heuchleriſcher Schurke längſt nur auf ſeine eigene Größe hingearbeitet hat. Kein beſſeres Beiſpiel machiavelliſtiſcher Politik kann es geben, als die Art, wie ſich Cromwell zum Herrn über das Parlament gemacht, „deſſen er doch ein geringes Mitglied und Bedienter geweſen“. Indem er dann ſeine perſönliche Herrſchaft aufgerichtet und befeſtigt, ſo hat er das Beiſpiel des

Augustus und Tiberius befolgt. Diese 1656 gedruckten Bemerkungen mögen auch wohl die Anregung zu einer lateinischen Schrift gegeben haben, in welcher 1657 ein Deutscher unter dem Namen Petrus Regeschius den Vergleich zwischen dem Kaiser Tiberius und dem britischen Protektor genau durchführte, natürlich sehr zum Schaden des letzteren, der den Römer doch an Ruchlosigkeit in allen Stücken noch weit hinter sich läßt.

Eine eigentümliche Ausprägung hatte diese bald zur Herrschaft gelangte Anschauung, in der Staunen und Abscheu sich mischt, bereits in einem 1651 in Hamburg gedruckten Zwiegespräch gefunden, in dem Karl I. und Cromwell einander gegenübertreten. Rede und Gegenrede bewegen sich in dreizeiligen gereimten Strophen, die des Königs in klagenden sechsfüßigen Jamben, diejenigen Cromwells in herausfordernden Amphibrachen. Der König beginnt:

Ey, Cromwel, zäume dich, du bist mein Unterthan,
greiff deinen König nicht mit solcher Boßheit an,
kennstu den Himmel nicht, der alles rächen kann?

Cromwells polternde Antwort lautet:

Was Himmel! was Hölle! was König! was Knecht!
Ich führe den Degen und gebe das Recht,
Ich schlage den König und Königs Geschlecht.

Karl weist auf den göttlichen Ursprung des Königstums hin, Cromwell erkennt diesen nicht an, die Engländer haben sich selbst ihre Gesetze gegeben und dulden keine Verletzung derselben, auch nicht durch den König. Warum er denn so sehr gehaßt werde, fragt Karl. Weil er der papistischen Finsternis anhänge, lautet die Antwort Cromwells, der nun alsbald zur Aufhebung der Monarchie schreiten will.

„Wir wollen ein' freie Respublica sein."

Bei dieſen Worten denkt der König zunächſt an den niederländiſchen Freiſtaat.

„Hollandiſiert ihr, ſo iſt's mit mir getan."

Er ſieht ſeine Sache verloren und ergibt ſich in ſein Schickſal. Cromwell will nun ein ſchnelles Ende machen. Karl ruft den Himmel zum Rächer an. In Gedanken nimmt er noch Abſchied von ſeinem Volk, von der Gattin, von „der ſüßen Zahl" der Kinder — der Dichter weiß nicht, daß Karl die beiden jüngſten vor der Hinrichtung noch geſehen hat —, und alles iſt vorüber. Mit cyniſcher Freude ſieht Cromwell den Gegner verſcheiden. Denn nun findet er die Bahn frei zu ſeiner eigenen Größe:

Hier folgte der König des Dieners Gebot,
Sein Sterben mein Leben, ſein Leben mein Tod:
Nun Stuart enthalſet, hat Cromwel nicht Not.

Zwölftes Kapitel

Cromwells Siege in Irland und Schottland und der Sturz des langen Parlaments

Im Dezember 1648, als im Offiziersrate noch Meinungsverschiedenheiten über die geeignete Behandlung des Königs herrschten, ward im Kreise der Versammelten durch Oberst Pride ein Brief verlesen, dessen Autorschaft — wir wissen nicht, ob mit Recht oder Unrecht — Cromwell zugeschrieben wurde. Es würde unklug sein, so hieß es darin, Karl I. zu töten, solange Karl II. im Besitze seiner Freiheit sei, oder für einen König, den man in seiner Gewalt hat, einen andern einzutauschen, über den man keine Macht besitzt, der gefährlich ist durch auswärtige Bündnisse und stark durch die Liebe des Volkes.

Die Richtigkeit dieser Anschauung schien gleich nach der Hinrichtung Karls I. bewiesen zu sein, als in den britischen Nebenreichen die Feinde der neuen Republik sich erhoben und, gestärkt durch die Eindrücke des Entsetzens über den Königsmord, die Erhebung Karls II. zum Zweck ihrer Bemühungen machten. Und auch im Haag, im Kreise des Prinzen, der sich nun König von England nennen ließ, gingen die Meinungen nur über die Frage auseinander, ob es ratsamer für ihn sei, sein Glück in Schottland oder in Irland zu versuchen.

Er entschied sich für Irland. Dort wurden seit einigen Jahren die Parteiverhältnisse mehr durch die religiösen als durch Rassengegensätze beeinflußt. Die katholischen Iren hatten sich mit den Katholiken englischer Abstammung zu einer mächtigen Gruppe vereinigt. Karl I. hatte mit ihnen verhandelt, ihnen Zugeständnisse gemacht, er hatte in allen Drangsalen des Bürgerkrieges und der Gefangenschaft die Hoffnung nicht aufgegeben, daß ihm die Rettung von Irland erscheinen könnte. Zeitweilig war dann ein päpstlicher Nuntius, Rinuccini, im Lande aufgetreten, der Irland völlig für das katholische Interesse zu gewinnen, es von England ganz loszureißen gedachte; doch ohne Erfolg. Des Königs Statthalter, Marquis von Ormond, der vor dem Nuntius aus dem Lande gewichen war, kehrte zurück und jener ging. Ormond schloß im Herbst 1648 einen Vertrag mit den konföderierten Katholiken, denen freie Religionsübung und ein unabhängiges irisches Parlament zugestanden wurde. Dafür wollten sie den König in Irland, vielleicht auch in England, mit Truppenmacht unterstützen. Zwar konnten sie Karl I. nicht mehr retten, aber schon hatten sie seinen Sohn eingeladen, nach Irland zu kommen, wo er als König auftreten sollte. Von hier drohte also der englischen Republik die nächste Gefahr. Das Parlament beschloß, einer drohenden Invasion zuvorzukommen und seinerseits eine Armee nach Irland zu senden. Cromwell sollte sie führen.

Zögernd hatte er den Auftrag übernommen. Merkwürdige Verhandlungen haben damals im Offiziersrate stattgefunden. Über die Stärke und Ausrüstung der Armee waren noch keine endgültigen Beschlüsse gefaßt. Man hat offenbar zunächst einmal Cromwell als Oberbefehlshaber gewinnen wollen, als ob es alsdann nicht daran fehlen könne, daß die nötigen Offiziere und Mannschaften sich frei-

willig zu der irischen Expedition melden würden. Denn einfach nach Irland abkommandieren wollte man sie anscheinend nicht, in Erinnerung an den Widerstand, auf den man eben bei derselben Absicht im Jahre 1647 gestoßen war. Cromwells Name — man denkt unwillkürlich an Wallenstein — wird allein für mächtig genug gehalten, um diese Schwierigkeit zu überwinden.

Cromwell aber protestiert heftig gegen eine solche Auffassung. Er stellt sie fast wie eine Sünde gegen Gott dar; als ob nämlich dieser um eines Menschen willen die Armee mit seiner Gegenwart begnadet habe und nicht vielmehr zu seinem eigenen Gefallen und weil er unter den Söhnen der Menschen vollbringen wollte, was ihm gut erschien, seinem Ruhm und seinem Zwecke zu dienen. „Gleichviel wer an unserer Spitze steht, wenn nur Gott uns führt."

Ehrlich und aus der Seele gesprochen, wie solche Worte sind, so geben sie doch nur einen Teil der Gedanken des Redenden wieder. Daneben steht die praktische Erwägung, er könne doch bei allem Vertrauen, das man in ihn setzt, ein Kommando nicht übernehmen, ehe er weiß, ob man ihm auch die genügenden Streitkräfte in die Hand geben wird, um auf einen Erfolg rechnen zu können. Und etwa in diesem Sinne betont er auch seinerseits nachdrücklich die Notwendigkeit des irischen Krieges und zählt die Streitkräfte der Gegner auf. Er fragt am Schlusse, welche Regimenter gehen und welche Mittel für ihren Unterhalt bereitgestellt werden sollen. Für sich selbst aber fordert er einige Tage Bedenkzeit, ehe er sich entscheide.

Und nun erkennt man auch, wie alles gemeint ist. Auf der Seite der Menschen muß alles geschehen sein, um das Gelingen des Werkes zu ermöglichen. Tut ihr nur erst das eure, meint Cromwell, dann wird es an Gottes Hilfe nicht fehlen. „Dann wird er uns umgeben wie eine Mauer

von Erz, bis wir das Werk vollendet haben, das er uns auferlegt.“ Aber bis er dieſe Gewißheit hat, bis er weiß, ob Gott der Führer ſein wird, muß er ſich auch ſeine letzte Entſcheidung noch offen halten dürfen. Es iſt jene puritaniſche Redeweiſe, welche zwar den praktiſchen Gedanken hinter frommen Wendungen verbirgt, aber doch nur von demjenigen als heuchlerich bezeichnet werden kann, welcher die Menſchen jener Zeit nicht mehr verſteht. Getäuſcht wurde hier niemand. Die Hörenden haben den eigentlichen Kern der Rede vollkommen erfaßt. Und ſehr ſachlich wird Cromwell erwidert, daß die in Ausſicht genommene Streitkraft etwa aus 8000 Mann zu Fuß, 3000 Reitern und 1200 Dragonern beſtehen werde.

Cromwell übernahm nun wirklich den Befehl über die Expedition, er ward bald mit dem herkömmlichen Titel eines Lord-Statthalters von Irland bezeichnet. Die Abfahrt aber verzögerte ſich noch um mehrere Monate. Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen. „Und nun“, ſchrieb eine Zeitung, „ſei auf deiner Hut, Lord Ormond. Du wirſt dich mit tapferen Männern zu meſſen haben, welche zu beſiegen Ehre genug und von denen geſchlagen zu werden noch keine Schande für deinen Namen ſein wird. Des Lord-Statthalters Fahnen ſind weiß.“

Der freundliche Zufall, welcher eine kleine Gruppe privater Briefe Cromwells aus dieſer Zeit vor der Zerſtörung bewahrt hat, ſcheint uns auch die Mahnung zuzurufen, über dem ſtrengen Soldaten doch den zartfühlenden Menſchen, den beſorgten Vater, den frommen Chriſten nicht zu vergeſſen. Eine willkommene Erinnerung in dieſem Augenblicke, wo wir ſoeben den Anteil unſeres Helden an

dem Strafgericht über Karl I. kennen gelernt haben und ihn nun an sein Werk in Irland gehen sehen, dessen gewaltiger Ernst sein menschliches Mitleid verdunkelt und einen Ranke zu dem Urteil verführt hat, hier werde man selbst an dem Fanatismus irre.

Olivers Sohn Richard wurde in den heiligen Stand der Ehe eingeführt. Schon vor Jahresfrist war eine dahin zielende Unterhandlung mit Richard Mayor, einem wohlhabenden Gutsbesitzer zu Hursley in Hampshire, eröffnet worden. Doch war sie abgebrochen, als sich bei der Erörterung der rein geschäftlichen Fragen Meinungsverschiedenheiten ergeben hatten. Oliver ging auf eine neue, von jener Seite kommenden Anregung um so lieber ein, als ihm die Familie um ihrer puritanischen Gesinnung willen zusagte. Hatte er doch in einem andern Falle, wo es eben daran fehlte, eine viel größere Partie für Richard ausgeschlagen. Auch Mr. Mayor selbst hatte ihm damals mit seiner Ehrlichkeit einen guten Eindruck hinterlassen, wie er alles, was ihm die Fama zu ungunsten Cromwells zugetragen, diesem ins Gesicht sagte und um Aufklärung bat.

Die nun einige Wochen hindurch schriftlich und auch durch einen Zwischenträger geführten Verhandlungen sind gewiß in vielen Stücken typisch für die Art, wie in jener Zeit zwischen Familien der auf dem Lande begüterten Gentry ein Ehevertrag zustande kam. Noch kennen einander nur die Väter. Die Annäherung der jungen Leute erfolgt erst in einem weiter vorgeschrittenen Stadium der Verhandlung. Richard erscheint in Hursley und machte auf die junge Dame und ihre Familie keinen üblen Eindruck. Während er dort verweilt — aber nicht durch ihn selbst —, gehen die Briefe zwischen den Vätern hin und wieder, wird das Einkommen der künftigen Ehegatten über ihre Köpfe

hinweg genau festgelegt. Man verfährt sehr geschäftsmäßig, beide Teile rechnen gut. Jeder von ihnen weist den zu Vermählenden den Ertrag aus einigen seiner Güter als Einkommen an. Jeder Teil stellt bestimmte Forderungen, jeder findet, daß der andere etwas mehr tun könnte, als wozu er sich bereit erklärt. Mr. Mayor verlangt, mehr vorsichtig als zartfühlend, daß der Vater des Bräutigams zur Ausstattung des jungen Paares nur Cromwellsche Güter verwende, d. h. solche, die er ererbt oder käuflich erworben habe, nicht aber die ihm vom Parlamente verliehenen, deren Besitz ihm nicht sicher genug erscheint. Cromwell seinerseits wünscht, daß Mr. Mayor, wie er es in einem früheren Falle getan haben soll, außer den angewiesenen Erträgen noch eine einmalige Barzahlung von 2000 Pfund Sterling zusage; und diese Summe soll nötigenfalls zugleich zur Sicherstellung „für meine zwei kleinen Frauenzimmerchen", d. h. für die beiden jüngsten Töchter Olivers, dienen, falls nämlich diese bei seinem Tode noch unversorgt wären, so daß Richard, als ihr ältester Bruder, für ihren Unterhalt aufzukommen hätte. Schließlich macht man auf beiden Seiten Zugeständnisse, der Heiratsvertrag wird notariell beglaubigt, die Ehe wird geschlossen.

Und nun, nachdem der Landedelmann für seine Nächsten praktisch gesorgt hat, kommt erst in schönstem Sinne der Vater zum Wort. Voller Liebe begleitet Oliver in den nächsten Jahren die häuslichen Geschicke des jungen Paares. Er hat die Schwiegertochter Dorothea oder Doll schnell liebgewonnen, ihre Briefe erfreuen ihn inmitten der Sorgen des irischen und schottischen Krieges. Aber sie kommen zu selten, der böse Richard scheint die liebe Doll mit seiner Schreibfaulheit schon angesteckt zu haben — so muß Mr. Mayor ihnen sagen. Auch sollte Doll ihrem Schwiegervater nicht so klug und artig schreiben, sondern

wie's ihr ums Herz iſt. Gern wüßte er, wie das Kleine gedeiht; und ob nun Doll eigentlich wieder in hoffnungsvollem Zuſtande iſt, ſcheint er ja nicht erfahren zu ſollen, denn ſie ſelbſt iſt zu beſcheiden, um darüber zu ſchreiben.

Auch Mr. Mayor ſteht nun Cromwells Herzen nahe. Von Irland und Schottland aus, wenn die Gelegenheit ſich bietet, ſchreibt der Feldherr dem Bruder, wie er ihn zutraulich nennt, über das Wohlergehen der Familien, über die harten Kämpfe, die er führt, für deren Gelingen Mayor beten möge, über die Siege, die er erringt. Und tiefer als in den offiziellen Depeſchen dringen hier aus der Seele des Schreibenden die Beteuerungen hervor, daß dies alles Gottes Werk ſei: „o, daß doch aller Ruhm nur ihm zuteil würde.“ Noch hat Mr. Mayor die aus dem Heiratsvertrage herrührenden Verpflichtungen nicht ganz erfüllt. Er iſt, wenn wir es recht verſtehen, mit Ratenzahlungen im Rückſtande geblieben. Aber nun iſt Cromwell von liebenswürdigſter Gefälligkeit und bittet ihn, ſich doch wegen dieſer Schuld nicht zu beunruhigen. Er ſolle ihm nur ſagen, mit welcher Löſung ihm am beſten gedient ſei. „Sie ſollen mich treu finden wie Ihr eigenes Herz.“

Richard lebte mit ſeiner jungen Frau im Hauſe des Schwiegervaters; und dieſem vertraute Cromwell auch die Sorgen an, welche die Art ſeines Sohnes ihm bereitete. Cromwells Älteſter war, mit dem Vorbilde dieſes Vaters vor Augen, und obwohl er ſelbſt einmal im Felde geſtanden haben ſoll, in den Jahren des Krieges nicht zum ernſten Manne geworden. Bei ſeiner Vermählung 23 Jahre alt, war er oberflächlich und leichtlebig, ohne tiefere Kenntniſſe und ohne ſittlichen Ernſt. Er hat nur Sinn für Vergnügungen. Sein Lebelang iſt er ein Schuldenmacher geweſen. Allen ſoliden Berechnungen der Väter zum Trotz

mußten sie, nachdem die Ehe zwei Jahre gewährt hatte, schon Mittel herbeischaffen, um den leichtsinnigen Richard aus einer Verlegenheit zu befreien. Solches hatte Oliver wohl vorausgesehen, als er Mr. Mayor den jungen Ehemann wie einen unreifen Jüngling empfahl, der des guten Rates dringend bedürftig sei. Das Geschäft, d. h. die Gutsverwaltung, sollte er lernen, etwas Geschichte lesen, Mathematik und Kosmographie studieren. Das sind die Dinge, die, vereint mit gottergebener Gesinnung, den Mann für den Dienst der Allgemeinheit tauglich machen. Denn dazu ist er geboren. Ernst soll Richard werden; denn die Zeiten sind ernst.

Den Sohn selbst und seine Dorothea, an die ein reizender Brief Olivers erhalten ist, weist er vor allem auf Gott hin. Sie sollten doch den Herrn oft anrufen und auf seine Worte lauschen — „denn Er wird in eurem Ohr und eurem Herzen reden, wenn ihr ihn nur hören wollt". Die Freuden dieses Lebens und das Geschäft des Tages nicht zur Hauptsache werden zu lassen, sondern durch den Glauben über diese Dinge hinauszuwachsen — darauf kommt es an. Alles, was nach Olivers Meinung dem Sohne fehlt, ist hierin enthalten. Gott ist ihm der Inbegriff alles Guten. Und das ist ja für ihn — hier sehen wir es wieder — der eigentliche Sinn aller Religion, daß sie ein edles Menschentum erweckt, daß, wer Gott anruft und auf seine Stimme hört, den Weg nicht fehlen kann zur wahren Sittlichkeit, d. h. zur Arbeit und Pflichterfüllung.

Bis in den August 1649 hatte sich die Abfahrt nach Irland verzögert, wobei der Geldmangel, dem erst abgeholfen werden mußte, sowie meuterische Bewegungen im

Heere eine gleich verhängnisvolle Rolle gespielt hatten. Unterdessen hatte der Gegner Fortschritte gemacht, eine Reihe von festen Plätzen war in die Hände Ormonds gefallen, und dieser hoffte schon, noch ehe Cromwell erschiene, Dublin einzunehmen, wo Michael Jones, der parlamentarische Anführer, seit Wochen belagert wurde. Dann hatte Jones, durch Zuzug von England verstärkt, einen siegreichen Ausfall vollführt. Cromwell hatte wohl geglaubt, seinen irischen Feldzug mit einem schweren Kampfe um den Besitz der Hauptstadt eröffnen zu müssen. Jetzt schien ihm die Kunde von dem Siege wunderbar wie ein Traum. Doch die seiner harrende Aufgabe war noch schwer genug. „Beten Sie für mich," schrieb er Mr. Mayor, „daß ich würdig des Herrn wandeln möge in allem, wozu Er mich berufen hat."

Cromwells irischer Feldzug gestaltete sich zu einem Festungskriege. Denn trotz aller Anstrengungen hätte Ormond eine Armee, welche den 10 000 Mann erlesener englischer Truppen und ihrem gefürchteten Anführer in offener Feldschlacht entgegentreten konnte, nicht aufzubringen vermocht. Aber auch in der Einnahme fester Plätze hatte ja Cromwell schon im Feldzuge von 1645 seine Tüchtigkeit bewiesen. Nachdem er am 13. August 1649 in Dublin gelandet war, stellte sich die Eroberung von Drogheda als das nächste Ziel seiner Kriegführung dar. Denn diese Festung beherrschte die von Norden her auf die Hauptstadt zuführenden Straßen.

Mit der Armee erschien Cromwell vor Drogheda am 3. September. Eine Woche verfloß, bis das Belagerungsgeschütz zur See von Dublin her angelangt und aufgestellt war. Durch den Boyne war der nördliche Stadtteil von dem südlichen getrennt; die Tore und aufgeworfene Schanzen nebst den Türmen in der Stadt bildeten die festen Stützpunkte der Belagerten. Cromwell beschloß, auf eine

Teilung seiner Streitkräfte zu gleichzeitigem Angriffe gegen die Nord- und Südstadt zu verzichten, damit nicht der Gegner, welchen er auf 4000 Mann schätzte, mit dem Vorteil der inneren Operationslinie die Angreifer durch Ausfälle beunruhigen und, ohne die Wälle zu entblößen, hier und dort mit überlegener Macht aufzutreten vermöchte. Die volle Wucht seines Angriffs richtete Cromwell gegen die Befestigungen im südöstlichen Winkel der Stadt. Hier ließ er die Geschütze spielen, hier gelang es, nachdem 2- bis 300 Schüsse abgegeben waren, an zwei Stellen Bresche zu schießen. Der Sturmlauf beginnt, 7- bis 800 Engländer drängen sich durch die Lücken der Mauer in die Stadt hinein. Aber die Belagerten sind zur Stelle, sie leisten mit Fußvolk und Reiterei erbitterten Widerstand und werfen die Angreifer, deren Kavallerie noch nicht eingreifen kann, mit schweren Verlusten zurück. Von neuem läßt Cromwell stürmen, und er selbst, mit dem Schwerte in der Hand, stellt sich an die Spitze seiner Tapferen. Dieses Mal weichen die Verteidiger aus ihren Stellungen. Die Verschanzungen und die nahe Marienkirche werden von Cromwells Mannschaften besetzt.

Die Stadt war verloren. Der Strom der Sieger ergoß sich durch die Straßen und über die Brücke in die Nordstadt, Mord und Verderben vor sich hertragend. Ehe der Kampf begonnen, hatte Cromwell die Besatzung zur Übergabe aufgefordert. „Da sie diese verweigerten, haben sie das Unheil selbst herbeigeführt," so schrieb er nachher warnend an den Kommandanten der nächsten Festung. In dem erstürmten Drogheda aber läßt er das Kriegsrecht der Zeit in seiner ganzen Härte walten. Die Hitze des Kampfes — er bekennt es selbst — reißt ihn hin, die zornige Erinnerung an das viele in Irland vergossene englische Blut tritt vor seine Seele, sie preßt ihm den schrecklichen

Befehl ab, keinem das Leben zu lassen, der mit den Waffen in der Hand befunden würde. Eine kleine Schar hatte sich noch auf dem Mühlenhügel, einem festen Punkte in der Südstadt, um den Gouverneur Sir Arthur Ashton geschart. Cromwell befahl, sie alle dem Schwerte zu überliefern. In der Nordstadt hatten sich etwa 100 Mann vor der Wut der englischen Soldaten auf den Turm der Peterskirche geflüchtet. Als sie dem Befehle, herunterzukommen, nicht Folge leisteten, ließ Cromwell die hölzernen Bänke in der Kirche zusammentragen und anzünden. Rauch und Flammen, im Innern des Turmes emporsteigend, überlieferten die Unglücklichen einem schrecklichen Tode; und die über das Kirchendach hinweg zu entrinnen strebten, fielen den Soldaten in die Hände, die kein Erbarmen kannten. „Ich glaube," schrieb Cromwell dem Sprecher des Parlaments, „sie haben 2000 Mann an diesem Abende dem Schwerte überliefert."

Die Eroberung einer weiteren Anzahl fester Plätze nördlich von Dublin auf dem Wege nach Ulster überließ Cromwell einem Untergebenen. Sie wurden sämtlich fast ohne Kampf genommen. Der Lord-Statthalter selbst kehrte mit dem größeren Teil seiner Streitkräfte nach Dublin zurück, um von hier aus einen Vorstoß nach dem Süden zu unternehmen.

Der Schrecken von Drogheda zog vor ihm her. In keinem der starken Plätze, welche auf dem Wege lagen, den die Armee von Dublin aus über Limerick nach Wexford einschlug, ward ein Widerstand gewagt. Killincarrig bei Dublin und Schloß Arklow, den wohlbefestigten Sitz der Ormonds, fand man verlassen, die Zitadelle von Limerick war niedergebrannt worden, ehe die Engländer kamen. Die Mönche des großen Franziskanerklosters bei Enniscorthy hatten sich vor den Puritanern geflüchtet.

Zwei andere Plätze folgten der Aufforderung zur Übergabe. „Der ganzen irischen Nation", sagt Walker, „hatte sich ein so panischer Schrecken bemächtigt, daß die Festungen in Cromwells Gewalt fielen wie überreife Früchte in die offenen Hände des Schnitters."

Erst in dem starken Wexford am St. Georgskanal ward Widerstand geleistet. Doch wurde der Platz mit viel geringeren Opfern genommen, als Drogheda sie gefordert hatte. Die südlich von der Stadt gelegene Burg, auf welche Cromwell sein Geschütz richtete, ergab sich, nachdem die Kanonade kaum begonnen hatte. Und als nun die Kanonen der Burg auf Wexford selbst gerichtet wurden, da vergaß die Besatzung, von Furcht übermannt, ihre Pflicht. Die Stellungen auf der Mauer wurden verlassen, viele eilten ans nahe Ufer und suchten auf das Meer zu entkommen, so daß einige der vorhandenen Boote, als sie, mit Menschen überfüllt, abstießen, versanken und Hunderte in den Wellen umkamen. Unterdessen waren die unverteidigten Mauern von Cromwells Soldaten erstiegen worden. Sie stürmten durch die Straßen dahin. Erst auf dem Marktplatze, wo ein Teil der Besatzung sich gesammelt hatte, ward noch einmal gefochten. Doch an eine erfolgreiche Verteidigung war nicht mehr zu denken. „Unsere Truppen durchbrachen ihre Reihen und überlieferten alle, die sich ihnen entgegenstellten, dem Schwerte," schreibt Cromwell. Den förmlichen Befehl, alle Kämpfenden auf feindlicher Seite zu töten, hat er dieses Mal nicht gegeben, aber das Blutbad, welches seine Soldaten anrichteten, war kaum weniger schrecklich als in Drogheda. Auch von den Einwohnern waren viele kämpfend gefallen, die übrigen hatte die Angst verscheucht. Cromwell sah sich nach seinem Siege in einer menschenleeren Stadt. Er fand, daß sie gut zu bewohnen sei und daß ehrliche Leute von England herüberkommen

und sie besiedeln sollten. Denn er fühlt sich in Irland an der Spitze seiner Truppen wie der Eroberer in einem fremden Lande. —

Die Schreckensszenen von Drogheda und Wexford sind vom irischen Volke in schaudernder Erinnerung bewahrt worden. Sie haben ihren starken Anteil an dem fortdauernden Hasse der Iren gegen alles Englische. Der leichten Lösung der hier auftretenden Probleme war mit dieser Art der Unterwerfung schwerlich gedient. Und auch das in den nächsten Jahren durch Cromwell auf der grünen Insel errichtete System war wenig geeignet, den Haß der Unterworfenen zu versöhnen. Aber so war es ja auch von seiner Seite gar nicht gemeint. Er ist hier nur — um es noch einmal zu sagen — der protestantische Engländer, der gekommen ist, um das Land unter die Macht des Parlaments zu beugen und die Herrschaft desselben fest zu begründen. Vor schwerem Blutvergießen schreckt er nicht zurück, wo er es am Platze findet. Wohl kann er es beklagen, wohl mischt sich ein Wort des Bedauerns über solche „Bitterkeit" in seinem Bericht; aber auch nicht mehr als das, nicht Gewissensbisse, nicht das Gefühl, sich entschuldigen zu müssen, wie man wohl gesagt hat. Was ihn angesichts der Szenen von Drogheda und Wexford beseelt, ist neben der Genugtuung, daß sie die Vermeidung ferneren Blutvergießens bewirken dürften, noch die Überzeugung, daß diese irischen Katholiken es nicht besser verdient haben. Denn jeder von ihnen ist in seinen Augen ein Mitschuldiger an den vielen gegen die Protestanten verübten Bluttaten. Und wenn also dieses Schicksal verdient ist, so ist es auch von Gott gewollt. Das Hinschlachten zahlreicher Mönche, welche in Drogheda gefunden wurden, das ohne seinen Befehl erfolgte Morden in Wexford gilt ihm, weil es geschehen konnte, als ein gerechtes Urteil des Höchsten. So

wird er selbst wieder zum Werkzeuge des göttlichen Willens, ein „Schnitter sonder Beispiel", oder jenen Kriegern des Alten Testaments vergleichbar, die ihre Feinde mit der Schärfe des Schwertes schlugen, bis sie sie vertilgeten, und nichts überbleiben ließen, das den Odem hatte. Eine Figur von gewaltiger historischer Größe, ganz erfüllt von dem Glauben an eine hohe Mission, ohne alle inneren Zweifel und von dämonischer Kraft des Wollens und des Handelns.

Es war ein mühseliges Werk, das Cromwell in Irland noch zu vollenden hatte, wie er weiterzog von Festung zu Festung, um sie durch Kapitulation oder durch die Überlegenheit der Waffen zu gewinnen. Sein Heer aber schmolz um so mehr zusammen, je weiter er kam. Denn in den eroberten Plätzen mußte er Garnisonen zurücklassen und die nasse Jahreszeit verursachte Krankheiten unter den Soldaten. Im Frühjahr 1650 war die Aufgabe zwar noch nicht völlig gelöst, aber doch die ganze Ostküste des Landes von Londonderry im Norden bis zum Kap Clear im Süden der Hoheit des englischen Parlamentes unterworfen. Nur das feste Waterford hatte der Eroberung widerstanden. In Munster war Cromwell ein Aufstand der dortigen Protestanten gegen Lord Ormond zu Hilfe gekommen. Unter seinen Truppen herrschte Ordnung. Wie er es in öffentlicher Erklärung nach der Landung versprochen, so ward es gehalten. Leben und Eigentum der Einwohner, soweit sie nicht die Waffen trugen, blieben unangetastet. An den Bedingungen beschlossener Kapitulationen hielt Cromwell fest; und auch als die Übergabe von Clonmel mit der Bürgerschaft vereinbart war und er nun erst er-

fuhr, daß die ganze Besatzung im Dunkel der Nacht davongegangen war, ward das geschlossene Abkommen in keiner Weise verletzt.

Soweit Cromwells Feldzug die Gefahr einer irischen Invasion Englands zu beschwören unternommen war, so war der Zweck erfüllt. In Irland konnten andere sein Werk fortsetzen. Das Parlament rief ihn zu neuen Taten in die Heimat zurück. Prinz Karl, auf den normännischen Inseln der Siegesmeldung Ormonds harrend, wagte, als er den melancholischen Bericht seines Statthalters empfing, nicht mehr, sich persönlich nach der grünen Insel einzuschiffen. Auf Schottland war nun sein Hoffen gerichtet. Auch hier ward es durch Cromwell zerstört.

Dem siegreichen General ward bei seiner Rückkehr aus Irland ein glänzender Empfang bereitet. Mitglieder des Parlaments und des Staatsrats in großer Zahl, Truppenabteilungen zu Fuß und zu Pferde, Fairfax in Person und viele tausend Cromwell-Verehrer aus der Hauptstadt zogen ihm vor die Tore von London entgegen. Die Häupter der City begrüßten ihn feierlich bei seinem Eintritt. Das Parlament votierte ihm seinen Dank für die Siege in Irland.

Schon war es beschlossene Sache, nun auch ein Heer nach Schottland zu senden. Als Vorkämpfer für die Sache des jungen Stuart war zuerst Marquis Montrose, der Besiegte von Philiphaugh, in Schottland erschienen. Der war, im Auslande weilend, ohnmächtig niedergesunken, als er die Hinrichtung Karls I. erfuhr. Nachdem er sich ermannt hatte, schwur er, sein ganzes ferneres Leben solle der einen Aufgabe geweiht sein, den Tod des königlichen Märtyrers

zu rächen und seinen Sohn auf des Vaters Thron zu erheben. Und es war ihm voller Ernst damit, wenn er in poetischer Form verkündete, wie er das Andenken des Verstorbenen durch kriegerische Taten ehren wolle:

„Beim Totenamt laß' die Trompete ich schmettern,
Und schreib' dir die Grabschrift in blutigen Lettern."

Die von Montrose nach langen Fahrten im Auslande unternommene Schilderhebung für Karl II. endete jedoch mit einem kläglichen Mißerfolge, an dem die zerrütteten Parteiverhältnisse in Schottland den stärksten Anteil hatten. die Engagers, d. h. jene unbedingten Royalisten, welche im Dezember 1647 ihren Vertrag mit Karl I. geschlossen hatten, wollten ebensowenig mit ihm zu tun haben wie die Covenanters, die Verbündeten des englischen Parlaments. Der unglückliche Marquis ward geschlagen und gefangen; er starb in Edinburg den Tod eines gemeinen Verbrechers.

Mit Montroses Fall war aber die von Schottland drohende Gefahr nicht beseitigt. Die Schotten griffen zu den Waffen und Karl nahm dafür den Convenant an. Das Parlament sah sich zur Rüstung gegen Schottland gezwungen. Noch war Fairfax der nominelle Oberbefehlshaber aller englischen Truppen. Er war der General geblieben und Cromwell sein Generalleutnant selbst während der irischen Expedition, an welcher Fairfax nicht teilnahm. Dieses Mal wäre er bereit gewesen, in Person nach Nordengland zu gehen, um das Land gegen den Einfall der Schotten zu schützen. Aber auch nicht mehr als das, denn seit dem Königsprozesse war Fairfax mit der Revolution innerlich zerfallen. Gegen Karl I. hatte er den Degen geführt, um ihn auf den konstitutionellen Weg zu zwingen, nicht aber, um ihn und das Königtum zu vernichten. Als Fairfax 1647 an der Spitze seiner Truppen im Tower

von London erschien, ließ er sich die Magna Charta vorlegen. „Diese ist es," sagte er, „für die wir gekämpft haben, und die wir mit Gottes Hilfe behaupten werden." Solange er nur seine Pflicht als Soldat zu tun brauchte, kam er über den inneren Zwiespalt hinweg. Aber für den Führer dieser Revolutionsarmee konnte der Augenblick nicht ausbleiben, wo er für die ihm verhaßten Grundsätze mit den Waffen eintreten oder aus dem Amte scheiden mußte. Einen schottischen Einfall abzuwehren, hielt Fairfax für erlaubt; mit der eigenen Armee in Schottland einzufallen, war nach seiner Meinung ein Bruch des Covenant. Als dieses von ihm gefordert wurde, lehnte er das Kommando ab. Der ruhmreiche General, dessen Name, wie Milton vor zwei Jahren gesungen hatte, Europens fernste Könige mit Schrecken erfüllte, ward nun ein einfacher Privatmann und stiller Zuschauer der großen Vorgänge auf der politischen Bühne.

Cromwell ward sein Nachfolger. Nichts ist verkehrter als die bei Heath auftretende Behauptung, daß er, der Fairfax an Ruhm längst übertroffen, auf den Sturz des Vorgesetzten hingearbeitet habe, um an seine Stelle zu treten. Das Verhältnis der beiden Generale zueinander war immer menschlich schön und ungetrübt gewesen. Cromwell naht Fairfax in seinen Briefen nicht anders als in Ausdrücken der Verehrung und Dankbarkeit. Er schließt ihn in sein tägliches Gebet ein. Er offenbart ihm nach schwerer Krankheit im Jahre 1647 sein volles Herz, die gottergebene, todesfreudige Stimmung, die über ihn gekommen ist. Er rühmt die Erfolge Fairfax' oder vielmehr den Segen Gottes, der auf seinen Taten ruhe. Und von Fairfax dürfen wir glauben, daß er neidlos Cromwells Emporsteigen gesehen habe.

In Cromwells Ernennung zum General aller englischen

Truppen erblicken wir aber die Überwindung gewisser Vorurteile aus der Zeit des Bürgerkrieges, das Hinwegschreiten über schottisch-presbyterianische Neigungen, von denen Fairfax nicht frei war, vielleicht auch den Verzicht auf vornehme adlige Abstammung und die einfache Anerkennung der ungewöhnlichen militärischen Begabung bei der Wahl des Armeeobersten.

Mit seiner Streitmacht von 16 000 Mann überschritt Cromwell am 22. Juli 1650 die schottischen Grenzen. Er befand sich in Feindesland. Den Unterhalt seiner Armee lieferten ihm die Schiffe, welche seinen Marsch die Küste entlang begleiteten. Um so mehr war er darauf bedacht, durch eine Entscheidungsschlacht den Feldzug schnell zu beendigen. Aber David Leslie, derselbe, welcher bei Marston-Moor Schulter an Schulter mit Cromwell gefochten hatte, jetzt der Verteidiger Schottlands gegen die englischen Eindringlinge, hielt sich mit seiner an Zahl überlegenen Truppe in Stellungen auf, in welchen er die Schlacht zu vermeiden in der Lage war. Einen Monat lang operierte Cromwell in der Nachbarschaft von Edinburg, ohne einen Erfolg davonzutragen. Zuletzt zog es ihn wieder an die Küste, wo seine Schiffe lagen.

Dort nahm er bei Dunbar am 1. September mit der Armee seine Stellung nahe dem Meere, zwischen der Stadt und dem Dünenhügel. Aber die Schotten waren ihm gefolgt. Leslie besetzte nicht nur den Dünenhügel, sondern vermochte — „durch seine bessere Kenntnis des Landes", wie Cromwell in seinem Schlachtbericht ehrlich zugesteht — seine Mannschaften gegen die Küste hin so weit vorzuschieben, daß sie die Wege von Dunbar nach Berwick, insbesondere den wichtigen Paß bei Cockburnspath, zu besetzen vermochten, welcher nach Cromwells Worten leichter durch 10 Mann zu verteidigen als durch 40 zu nehmen war.

Cromwell sah sich von seiner Rückzugslinie abgeschnitten; die von Berwick erwarteten Verstärkungen konnten nicht mehr zu ihm stoßen. Sein Heer war durch Krankheiten und die kleinen Kämpfe der letzten Wochen auf 11 000 Mann reduziert. Die Schiffe konnten, wenn der Feldzug verloren war, wohl das Fußvolk, nicht aber die Reiterei aufnehmen. Cromwells Lage, einem unangreifbaren Feinde gegenüber, war schwierig, ja fast unhaltbar. „Der allwissende Gott allein", schrieb er in dieser Not am 2. September, „weiß, wie es am besten ist." Aber er verzagt keineswegs. „Unsere Seelen sind getröstet, gelobt sei der Herr."

Aber der Tag ging nicht zu Ende, ohne daß die Aussicht auf Rettung sich zeigte. Im schottischen Lager meinte man die hungernde und kranke englische Armee mit einem Schlage vernichten zu können. Der Ungeduld seiner Ratgeber, besonders der schottischen Geistlichen, nachgebend, zieht Leslie seine Armee von der beherrschenden Position auf dem Dünenhügel herunter und schiebt sie gegen die See vor, indem er zwei Drittel der Reiterei des linken Flügels zur Verstärkung des rechten verwendet und auch das Fußvolk des Zentrums nach der Rechten zu erheblich verstärkt. Der Raum zwischen dem Dünenhügel und dem Meere ist durch die dichten Massen der schottischen Armee nun gleichsam hermetisch abgeschlossen. Allerdings steht diese Armee nicht mehr in ihrer früheren unangreifbaren Stellung. Aber ein Angriff von englischer Seite ward so wenig befürchtet, daß der größte Teil der schottischen Mannschaften sich in der Nacht auf den 3. September beruhigt zum Schlafe niederlegte, die Pferde abzäunte und die Zündschnur auslöschte.

Cromwell hatte, als er die Schotten von ihren Höhen heruntersteigen sah, die Möglichkeit des Angriffs sofort

erkannt und beſchloſſen, am nächſten Tage zu ſchlagen. Eine ſiegesfrohe Stimmung wie vor Naſeby überkommt ihn. „Gott ſelbſt gibt ſie in unſere Hände," läßt der ſpäter ſchreibende Burnet ihn ſagen. Ein Augenzeuge hat ihn am Abend des 2. bei Fackellicht von einem Regiment zum andern reiten ſehen, tief in Gedanken, die Zähne feſt auf die Lippen gepreßt, ohne der Blutstropfen zu achten, die auf das Kinn herabfloſſen. Ein anderer hört ihn in der Frühe des 3., als die Sonne aus dem Meere emportaucht, während die Schlacht ſchon im Gange iſt, mit den Worten des Pſalmiſten ausrufen: „Es ſtehe Gott auf, daß ſeine Feinde zerſtreuet werden."

Der Kampf ward damit eröffnet, daß Cromwell den Übergang über den Brocksburn-Fluß durch Umwerfen einiger ſchottiſcher Stellungen erzwang und auf dem rechten Ufer, Front gegen Front, den Schotten entgegentrat. Gegen den feindlichen linken Flügel ſchickt er nur wenige Truppen ins Feld und beſchäftigt hier den Gegner hauptſächlich durch ſeine Artillerie. Den Hauptangriff richtet er gegen die ſtarken Stellungen auf der ſchottiſchen Rechten. Der erſte Anſturm der engliſchen Reiterei wird zwar abgeſchlagen, ebenſo der erſte Angriff des Fußvolks. Aber andere Truppen rücken nach. Im Zentrum kommt es zu erbittertem Handgemenge zwiſchen den beiderſeitigen Pikenträgern, und die ſchottiſche Infanterie beginnt zu weichen. Gleichzeitig wird die Reiterei des rechten Flügels durch den Anprall der Eiſenſeiten auseinandergeſprengt. Sie jagt davon, auf der Flucht noch das eigene Fußvolk überrennend. „Der Herr der Heerſcharen", ſchreibt Cromwell, „machte ſie wie Stoppeln vor unſern Schwertern." Dann wendet ſich die ſiegreiche Kavallerie zu einem vernichtenden Flankenangriff gegen das ſchottiſche Zentrum. Die Linke aber, der ſchwächſte Teil von Leslies Armee,

gab von selbst allen Widerstand auf, als die übrigen Gruppen geschlagen waren.

Die Schlacht war zu Ende, die Verfolgung mußte beginnen. Aber vorher läßt Cromwell noch einmal seine Leute halten und sich sammeln. Und aus rauhen Kriegerkehlen bringt tausendstimmig der Gesang des 117. Psalms zum Himmel empor. Dann erst beginnt die Verfolgung des nach allen Seiten, gegen Dunbar, gegen Haddington, gegen Berwick hin fliehenden Feindes. 3- bis 4000 Mann sollen in der Schlacht und auf der Verfolgung getötet, 10 000 gefangen worden sein. Leslie entkam mit den Trümmern seines Heeres nach dem Westen.

Dunbar ist Cromwells schönste Schlacht. Wie er die numerische Ungleichheit wettmacht durch die originelle Verwendung der Artillerie, wie er unterdessen mit aller Kraft den Kern der feindlichen Stellungen zerbricht und hier alles auf einmal entscheidet, das gehört zu den interessantesten Momenten der neueren Kriegsgeschichte.

Was aber uns kühleren modernen Menschen als die höchste Offenbarung des militärischen Genius erscheint, das ist für Cromwell und seine Krieger die sichtbare Wirkung der göttlichen Gnade, welche, zwar erhofft und durch Gebet herbeigezogen, alsdann doch so unvermittelt in das menschliche Tun hereintritt und seinen Erfolg entscheidet, daß es nur mit Staunen und Anbetung hingenommen werden kann. „Es ist bald gesagt," schreibt Cromwell an Lenthall, „daß der Herr dieses vollbracht hat. Es würde Ihnen wohltun, unsere einfachen Leute von der Infanterie herumgehen zu sehen und zu hören, wie sie auf ihre Weise Gottes Ruhm verkünden."

Die Siegesnachricht von Dunbar erregte in London Freude und Bewunderung. Die eroberten schottischen Fahnen wurden in Westminster Hall aufgehängt, und eine Medaille geschlagen, welche auf einer Seite das Bildnis des ruhmreichen Generals trug, trotzdem Cromwell sich eine solche Auszeichnung bescheiden verbeten hatte.

Gleichwohl war der Krieg in Schottland nicht zu Ende. Ohne auf die schottischen Parteiverhältnisse genau einzugehen, mag nur noch einmal an den Gegensatz der Covenanters und der Engagers erinnert sein. Im Namen des Covenant, also zum Zwecke der Ausbreitung der schottischen Kirchenverfassung über ganz Britannien, war der Krieg von schottischer Seite bisher geführt worden. Daraus erklären sich die wiederholten „Reinigungen" in Leslies Armee, d h. die Entfernung kirchlich verdächtiger Offiziere und Soldaten. Daraus erklärt sich auch das Mißtrauen, mit welchem Karl II. der Armee gegenüberstand, und die bekannte Erzählung, daß er Gott auf den Knien für die Niederlage bei Dunbar gedankt habe. Den Covenant hatte er ja annehmen müssen, aber sein Herzenswunsch war es doch, den Kampf von schottischer Seite im Namen des nationalen und dynastischen Interesses und nicht um kirchlicher Prinzipien willen geführt zu sehen.

Im südlichen Schottland war nach der Schlacht bei Dunbar die Herrschaft des Commonwealth bald aufgerichtet; in Edinburg schlug Cromwell sein Hauptquartier auf. Aber die Lande nördlich vom Forth und Clyde waren nicht unterworfen. Hier herrschte Karl II. In Perth hielt er sein Parlament, in Scone, an altehrwürdiger Stätte, ließ er sich krönen als König von Großbritannien, Frankreich und Irland, umgeben von seinen Adligen, welche nach alter Weise den Lehnseid in die Hände des Monarchen ablegten und seine linke Backe küßten.

Die Entscheidung mußte der Feldzug von 1651 bringen. Um Karl sammelte sich eine neue Armee, und dazu setzte er seine Hoffnung auf die royalistischen Erhebungen, welche in England seiner Sache zum Siege verhelfen sollten. Doch wurden sie sämtlich vereitelt. Der Waffengang in Schottland ward übrigens dadurch verzögert, daß Cromwell in Edinburg erkrankte. Er selbst glaubte, daß sein Ende gekommen sei. Doch im April 1651 fühlt er seine Kräfte wieder zunehmen und macht sich auf zu neuen Taten. Ähnlich wie im Vorjahre operierte er während einiger Wochen gegenüber der schottischen Armee, die bei Sterling stand, wieder bietet er ihr lange vergeblich die Schlacht an, und dieses Mal läßt sich Leslie überhaupt nicht aus seinen unangreifbaren Stellungen herauslocken. Endlich faßt Cromwell einen neuen Plan, welcher, kühn erdacht und scheinbar nach zwei Seiten hin schwere Gefahren in sich bergend, seine Strategie auf ihrer vollen Höhe zeigt. Er begibt sich mit seinem Heere in den Rücken der schottischen Stellungen, nach Perth, das er zur Übergabe zwingt. Durch einen überlegenen Feind wäre ihm nun sicherlich der eigene Rückzug nach England abgeschnitten worden, aber solches fürchtete Cromwell nicht. Auf der andern Seite konnten nun Karl II. und Leslie ihre lange gehegte Absicht, selbst in England einzufallen, zur Ausführung bringen. Ja, es blieb ihnen, da sie sich durch Cromwell von ihren eigenen Hilfsmitteln im Norden abgeschnitten sahen, kaum ein anderer Ausweg. Aber eben darauf war Cromwell gefaßt. Nun folgt das merkwürdige Schauspiel zweier feindlicher Armeen, welche in parallelem Marsche 300 englische Meilen weit von Norden nach Süden vorrücken, die Schotten mit einem Vorsprung von einigen Tagemärschen, aber durch die schneller marschierenden Engländer bald überholt. Bei Worcester, wo die Schotten Halt machen,

teilt Cromwell seine Armee, um jenen sowohl den Weg nach Wales oder Bristol wie nach London zu verlegen. Er zwingt sie zur Schlacht.

Die Schotten kämpften für eine verlorene Sache. Ihre Hoffnung, daß sich die Royalisten bei ihrem Erscheinen in England erheben würden, war schon um deswillen gescheitert, weil Cromwells gefürchtete Armee in drohender Nähe folgte. Und diese Armee empfing noch Verstärkungen durch Truppen und Milizen, sie stand den Schotten bald in doppelter Überzahl gegenüber, geführt von dem ersten Feldherrn in britischen Landen. Die Schotten fochten mit gewohnter Tapferkeit, Karl selbst führte eine Abteilung gegen den Feind. Aber die Niederlage war nicht abzuwenden. Es gab fast nur Tote und Gefangene auf schottischer Seite, eine Armee existierte bald nicht mehr, kaum daß einzelne Mannschaften die Flucht nach Schottland auszuführen vermochten.

Als ein geächteter Flüchtling irrte der Sohn Karls I. durch englisches Land, wie durch ein Wunder entging er allen Gefahren der Verfolgung, vermochte er sich endlich auf ein Schiff zu retten, das ihn an die französische Küste trug.

Wohl durfte Cromwell von der „krönenden Gnade" von Worcester reden. Denn erst dieser Sieg entschied über die unbedingte Herrschaft der englischen Republik auf den britischen Inseln.

„Als wir von Worcester kamen," hat Cromwell später gesagt, „erwarteten wir nach Ereignissen, wie wir sie erlebt, nachdem Gott sich so deutlich offenbart hatte — denn selbst unsere Feinde erklärten, Gott habe gegen

sie gestritten, sonst würden sie nicht in jedem einzelnen Kampfe unterlegen sein —, so erwarteten wir denn, daß die in der Macht Befindlichen sich durch ihre Taten eines solchen Gottes und einer solchen Gnade würdig zeigen würden." Diese Hoffnung aber, fuhr er fort, sei getäuscht worden.

Der hier angedeutete Konflikt ergab sich zunächst aus dem Umstande, daß die Armee nach dem Ende der Kriegszeit wieder einmal Muße hatte, sich den allgemeinen politischen Fragen zuzuwenden und bei der Entscheidung derselben ihre Macht zur Geltung zu bringen. Von dem persönlichen Ehrgeize Cromwells, welcher damit dem Parlamente entgegengetreten wäre, kann hier nicht die Rede sein, eher von dem Ehrgeize der ganzen Armee oder der Gesamtheit ihrer Offiziere. Cromwell hat später vor sachkundigen Zeugen erklärt, daß er um diese Zeit sich am liebsten, aller Ämter ledig, ins Privatleben zurückgezogen haben würde, daß er wieder und wieder darum gebeten habe. Aber sein Herzenswunsch sei nicht erfüllt worden. Man konnte eben seine Dienste noch nicht entbehren. So ward gegen seinen erklärten Willen die Zukunft des Landes mit seinem eigenen Schicksal unauflöslich verknüpft.

Nun warf sich Cromwell von neuem auf die Politik. Wir eilen über diese Zeiten hinweg, wo wir ihn, in Kommissionen arbeitend, mit praktischen Fragen beschäftigt finden. Neben allen anderen ist ihm die wichtigste diejenige der Auflösung des Parlaments und der Berufung eines neuen. Wohl waren einmal Nachwahlen erfolgt, aber doch war nach Pride's Purge und den anderen Methoden der Auslese nur noch ein schwaches Häuflein übrig von der stolzen Versammlung, welche im November 1640 in Westminster zusammengetreten war.

Der Historiker wird gewiß nicht mit den Augen Cromwells, der zuletzt nur ihre Unzulänglichkeiten sah, auf die späteren Taten dieser Versammlung blicken. Er wird insbesondere ihre großartige auswärtige Politik, deren Fortsetzer Cromwell wurde, anerkennen, zumal die kräftige Führung des holländischen Krieges. Immerhin, als eine wahre Volksvertretung konnte dieses Parlament, der „Rumpf", wie eine spätere Zeit es genannt hat, wahrlich nicht mehr gelten. Die Auflösung konnte es nur selbst beschließen. Die Armee aber ward nun die lästige Mahnerin. Sie überreicht, nachdem vorübergehend einmal der November 1654 als Zeitpunkt der Auflösung in Aussicht genommen war, im August 1652 eine Petition. Seit dem Oktober fanden zahlreiche Konferenzen zwischen Offizieren und Parlamentsmitgliedern statt, in denen jedoch eine Verständigung nicht erreicht wurde. Statt dessen begann das Parlament sich mit einer Neuwahlakte zu beschäftigen, bei welcher es nach der Meinung der Offiziere freilich weniger auf die Schaffung eines neuen, aus wirklichen Wahlen hervorgehenden Parlaments abgesehen war, als auf die Ergänzung des bestehenden, deren Mitglieder die höchste Gewalt überhaupt nicht aus der Hand geben zu wollen schienen.

Es kam bei dem Konflikt zuletzt wohl auf die Machtfrage an, wobei die Männer vom Parlament auf die moralische Stärke gerechnet haben mögen, welche ihre auswärtige Politik ihnen beim Volke gab. Cromwell selbst tritt keineswegs sofort für den Standpunkt der Armee ein. Er widersetzt sich lange der Anwendung der Gewalt aus dem einfachen Grunde, weil er das Parlament für unentbehrlich hält. Er steht wieder in einer jener Perioden des Schwankens und Zögerns wie sie bei ihm der entscheidenden Tat vorauszugehen pflegen. Im April 1653

kommt die Krisis. Am Abend des 19. hat eine abermalige Konferenz in Cromwells Wohnung stattgefunden, auf welcher aber eine Einigung nicht erzielt ist. Das Parlament will sein Neuwahlgesetz durchbringen; Cromwell hat aber den aus der Armee hervorgegangenen Gedanken zu seinem eigenen gemacht, daß die Regierung vorläufig einer Anzahl von Männern übergeben werden sollte, welche als gottesfürchtige und redliche bekannt seien. Man geht spät abends auseinander. Die Mitglieder erklären, das Ihrige tun zu wollen, um weitere Schritte in Sachen der Neuwahlakte anders als im Einvernehmen mit der Armee zu verhindern. Cromwell glaubt, ein bindendes Versprechen erhalten zu haben. Um so schwerer ist seine Enttäuschung, als er am andern Morgen während einer abermaligen Beratung die Nachricht erhält, daß das Parlament damit beschäftigt sei, über seine Auflösung zu beschließen, wobei es sich nur um das Neuwahlgesetz handeln kann. Er schenkt der Meldung erst Glauben, als sie ihm durch einen zweiten und dritten Boten bestätigt wird.

Da aber bemächtigt sich seiner ein gewaltiger Zorn. Besser als in dem nach einigen Tagen ausgegebenen Manifest hat er selbst die Stimmung, in der er handelte, ein paar Monate später in seiner Ansprache an das kleine Parlament geschildert. Wenn wir, so etwa ist der Gedanke, unsere Freiheiten und Rechte durch Niederlagen im Felde verloren hätten, wir würden es in Geduld getragen haben. Sie aber träge preiszugeben, wäre niedrig und gottverhaßt gewesen. Wer sonst die sanfteste Feder in England führt, der wird sie doch, wenn er dieses zu erzählen hat, tief in Wut und Ingrimm tauchen. Da er sich betrogen glaubt, läßt er alle Gedanken an eine gütliche Verständigung fahren und wird zum einfachen Vollstrecker des Willens der Armee.

Er marschiert mit einer Kompagnie Musketiere zum

Parlamente, ſtellt ſie an der Haustüre und in der Lobby auf, mit einer Abteilung von 10 bis 15 Mann hinter ſich tritt er in den Sitzungsſaal ein. Da ſteht er, wie einſt in der Kirche von Ely, mit dem Hut auf dem Kopfe, drohend, ſchrecklich in ſeinem Zorn. Seine Worte, mit denen er die Verhandlung unterbricht, ſind ſo heftig wie ſeine Taten. Als der Sprecher dem Befehle des Generals, das Haus zu verlaſſen, nicht ſogleich folgt, beginnt er mit furchtbaren Schmähungen den Mitgliedern ihre Laſter vorzuwerfen, um zu begründen, daß es hohe Zeit ſei, ihrem Tagen ein Ende zu machen. Sie ſeien feile Schurken und würden ihr Vaterland, wie Eſau ſeine Erſtgeburt, für einen Teller Suppe verkaufen, oder wie Judas ihren Gott für ſchnödes Geld verraten. „Gibt es ein Laſter, daß ihr nicht beſitzet? — Ihr habt nicht mehr Religion als mein Pferd. Gold iſt euer Gott. — Habt ihr nicht dieſen heiligen Ort geſchändet und den Tempel des Herrn in eine Räuberhöhle verwandelt? — Ihr, die das Volk hierher geſandt hatte, um ſeine Übel zu lindern, ihr ſeid ſelbſt zu ſeinem größten Übel geworden.“ Aber kraft der Stärke, die Gott ihm verliehen habe, wolle er jetzt dem ein Ende machen. Und damit wiederholt er den Befehl, ſie ſollten ſofort das Haus verlaſſen. Ein Widerſtand gegen die Gewalt war nicht möglich. Nur zum Schein ließ der Sprecher ſich zwingen, von ſeinem Sitze zu weichen. Und auch die übrigen unterwarfen ſich, wenn auch noch heftige Worte von beiden Seiten gefallen ſind. Cromwell mag wohl in ehrlicher Meinung dem Hauſe zugerufen haben: „Ihr ſeid es, die mich gezwungen habt, dies zu vollbringen, denn ich habe Tag und Nacht den Herrn angefleht, daß er lieber mein Leben nehmen möge, als mir befehlen, dieſes Werk zu tun.“ Vane proteſtiert gegen Cromwells gewaltſames Verfahren. Dieſer aber vergißt der langjährigen Freund-

schaft und denkt in diesem Augenblicke nur daran, daß auch jener ihm am Vorabend sein Versprechen gegeben hat. Hitzig fährt er ihn an: „O, Sir Henry Vane, Sir Henry Vane, der Herr erlöse mich von Sir Henry Vane.“ Wie die einzelnen an ihm vorüberschritten, schalt Cromwell noch diesen gottlos und ehebrecherisch, jenen einen Trunkenbold; sie seien bestochen und ungerecht, rief er, ein Ärgernis für die Bekenner des Evangeliums. Das vergoldete Szepter des Sprechers nannte er verächtlich ein glänzendes Spielzeug und übergab es einem seiner Leute. An der Türe noch ernten sie den Spott der Soldaten.

In zweifelhafter Überlieferung ist eine kleine Erzählung auf uns gekommen, deren man sich gleichwohl gern erinnert. Denn niemals ist ein treffenderer Ausdruck dafür gefunden worden, wie leicht es Cromwell bei jedem bedeutenden Erlebnisse geworden ist, in seinem eigenen Handeln das Walten des göttlichen Willens zu erkennen. Er habe, heißt es, bei seiner Rückkehr den Rat der Offiziere noch versammelt gefunden und ihnen das Geschehene mitgeteilt. Sie müßten nun, sagte er ihnen, Hand in Hand mit ihm gehen und für das eintreten, was für ihr Leben und zu ihrem Besten geschehen sei. Als er in das Haus gegangen, fügt er hinzu, sei er noch nicht entschlossen gewesen, es zu tun. „Aber der Geist ist über mich gekommen, er war mächtiger als ich, und so habe ich nicht weiter nach Fleisch und Blut gefragt.“

Anmerkungen.

Ein Überblick über die vorhandene Cromwell-Literatur, vom Tode des Protektors bis zum Jahre 1883, findet sich am Schlusse des Artikels „Oliver Cromwell" im Dictionary of National Biography.

Alle früheren Darstellungen der Revolutionsepoche in England erscheinen heute, was den Umfang der Forschung betrifft, überholt durch die Werke Samuel Rawson Gardiner's, welche sich über den gesamten Zeitraum vom Tode Elisabeths bis zur Höhe des Protektorats erstrecken. Neben diesen sind die ausgezeichneten Arbeiten von C. H. Firth zu nennen, welche zahlreiche einzelne Themata erschöpfend behandeln, und die man in den folgenden Anmerkungen häufig zitiert finden wird. Auch die Cromwell-Biographie dieses Autors nimmt unter den im Gedenkjahre 1899 erschienenen den ersten Platz ein. Kein anderer erscheint daher berufener als er, das Werk Gardiners zum Abschluß zu bringen. —

In bezug auf die von mir benutzten zeitgenössischen Quellen genügt es, allgemein zu bemerken, daß es sich schlechthin um das Quellenmaterial zur Geschichte der englischen Revolution handelt, unter welchem hier nur auf die von Carlyle herausgegebenen Briefe und Reden Cromwells (neue Ausgabe von S. C. Lomas, 1904) hingewiesen sein mag. Daneben sind auch handschriftliche Materialien, besonders für die Geschichte des Protektorats, herangezogen. Die aus dem Britischen Museum und dem Record Office, sowie aus dem Schwedischen Reichsarchive stammenden kommen nur für

einzelne Abschnitte in Betracht und sind in den Anmerkungen an entsprechender Stelle verzeichnet. Von größerer Bedeutung für die allgemeine Geschichte des Protektorats ist eine andere hier zum erstenmal benutzte Quelle, nämlich die im Geheimen Staatsarchive zu Berlin befindlichen Berichte des brandenburgischen Gesandten Johann Friedrich Schlezer, welche über die letzten drei Jahre Olivers und auch noch über die Zeit Richard Cromwells eine Fülle von neuen Nachrichten enthalten. Erdmannsdörffer hat freilich im 7. Bande der Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm einiges aus diesen Berichten abgedruckt. Aber erstens ist, was er gibt, dem Umfange nach kaum der vierte Teil des Erhaltenen, und sodann hat er besonders dasjenige ausgewählt, was sich auf die Politik des Großen Kurfürsten bezieht, dagegen nur wenig von dem, was die englischen Verhältnisse betrifft. Für diese enthalten Schlezers Berichte in der Tat viele Mitteilungen, deren Bedeutung über diejenige des bloß ausschmückenden Details, wie man es schließlich aus allen Gesandtschaftsberichten, wenn sie sonst nichts ergeben, immer noch gewinnen kann, erheblich hinausgeht. Für die nordische Politik Cromwells, für die Frage der Annahme der Königskrone sowie für die letzten Lebenstage Olivers und die Ernennung des Nachfolgers enthalten sie Mitteilungen von entscheidender Wichtigkeit.

Um den Wert dieser Nachrichten richtig schätzen zu können, wird man sich freilich Klarheit darüber zu verschaffen haben, aus welchen Quellen sie stammen, welcher Art also die Beziehungen Schlezers gewesen sind. An und für sich war damals die Stellung eines brandenburgischen Gesandten in London kaum bedeutend genug, um ihn mit vielen wichtigen Persönlichkeiten in Verbindung zu bringen. Dazu vernehmen wir von anderer Seite, daß die hohe englische Gesellschaft mit den Diplomaten im allgemeinen keinen Verkehr pflegte. Von Schlezer selbst hören wir nun aber doch über eine Reihe von wichtigen Beziehungen, die er unterhält. Er berichtet z. B. über eine Unterhaltung in einer „ansehnlichen Kompagnie", der er beigewohnt hat. Oder er beruft sich auf die Aussage von bekannten,

glaubhaften Leuten, oder auf das, was einer seiner vornehmsten Bekannten bei Hofe ihm gesagt hat. Noch beachtenswerter werden seine Mitteilungen sein, wenn er etwas von einem vertrauten Freunde des Staatssekretärs Thurloe vernommen hat. Wir erfahren ferner im Mai 1657, daß der in schwedischen Diensten stehende Engländer George Fleetwood, dessen Bruder der Schwiegersohn Cromwells war, ihn, Schlezer, „zeithero mit einer *confidenten conversation* geehret hat." Und endlich scheint, was er über die letzten Tage und Stunden des Protektors berichtet, auf die Mitteilungen des Leibarztes George Bate selbst zurückzugehen, auf dessen Zeugnis er sich in einem besonderen Falle einmal ausdrücklich beruft.

Und noch nicht genug damit. Schlezer war ein flotter Lebemann, der viel mehr Geld brauchte, als er hatte und deshalb von dem Kurfürsten schließlich seinem Schicksal, das heißt der Wut der Gläubiger, überlassen wurde, welche ihn eines Tages auf offener Straße in London verhaften ließen. In seinem Leben haben besonders die Liebes- und Heiratsgeschichten eine große Rolle gespielt. Wir werden zwar nicht seiner Behauptung Glauben schenken, daß er dabei immer nur das Interesse seines Kurfürsten im Auge gehabt habe. Aber anderseits sehen wir allerdings, daß er auf solche Weise mit etlichen großen Familien von England in nähere Beziehung trat. Der merkwürdigste Fall ist der, wo sich in seinem Briefe an den Grafen Dohna das Bekenntnis findet, „daß ich noch auf diese Stunde — der Brief ist aus dem März 1659 — eine von des Herrn Präsidenten vom Consilio Status Töchtern nicht ohne Vorwissen der Befreundeten bei aller Gelegenheit karessiere, wiewohl sans attachement mit einem freien und unbekümmerten Herzen; und dieses Entretien — fährt er fort — hat mir aufs höchste ein anderthalbhundert Reichstaler gekostet". Der Präsident des Privy Council, von dem hier die Rede ist, war Henry Lawrence, einer der vertrautesten Räte Cromwells, in dessen Hause wir also Schlezer ein und aus gehen sehen.

Erstes Kapitel.

Cromwells Jugend und der Puritanismus.

Über Thomas Cromwell vgl. R. B. Merriman, Life and Letters of Thomas Cromwell. 2 vols. Oxford 1902. — Üb. Richard Williams alias Cromwell als Helfer seines Oheims vgl. Merriman a. a. O. I 54—55. — Üb. die ihm geschenkten Güter vgl. Merriman a. a. O. I 168[3]. — Üb. die Vorfahren und die Familie Oliver Cromwells enthält die meisten Angaben, welche freilich der Kritik bedürfen: Mark Noble, Memoirs of the Protectoral House of Cromwell. Birmingham 1787.

Über die englische Reformation ist zu vergleichen neben allgemeinen historischen Werken u. Kirchengeschichten besonders das vom Standpunkt der anglikanischen Kirche aus geschriebene Werk: W. F. Hook, Lives of the Archbishops of Canterbury vol. VI.—XII. Lond. 1868—84; auch A. L. Moore, Lectures and Papers on the History of the Reformation. Lond. 1890. — Üb. den Puritanismus vgl. D. Neal, History of the Puritans from 1517—1688, ed. Toulmins, revised, corrected and enlarged. Lond. 1822. 5 vols; H. S. Skeats, History of the free Churches of England. With a Continuation by C. S. Miall. Lond. 1891; H. Weingarten, Die Revolutionskirchen Englands. Lpzg. 1868. — Üb. die kirchlichen Streitigkeiten im Parlament vgl. Parliamentary History I. — Das (wohl etwas freie) Zitat aus Robinson nach Weingarten a. a. O. S. 25—26. — Üb. den Puritanismus in Neu-England vgl. A. Zimmermann, Die Kolonialpolitik Großbritanniens. I. Zweiter Teil, erstes Kap. — Die Worte über Cromwells leichtfertige Jugend bei Ranke, Englische Gesch. S. W. 17, 99. — Cromwells Brief 1638 bei Carlyle, Letter 2. — Die Zitate aus Cromwells Briefen: Carlyle, Letter 85, 132, 143, 209. — Eldad und Medad (Numeri 11, 26): Carlyle, Letter 148.

Zweites Kapitel.

Cromwells Leben vor der Revolution.

Über Cromwells Leben vor der Revolution enthält die meisten Nachrichten, die aber sehr der Kritik bedürfen, Mark Noble, Memoirs of the Protectoral House of Cromwell. I. Birmingham 1787. Unter den royalistischen Schriften steht obenan: (Heath) Flagellum or the life and death . . . . of O. Cromwell, the late Usurper. 1663. Heaths Schilderungen von Cromwells wüstem Lebenswandel entbehren jeder Begründung. — Der brandenburgische Resident bei Cromwell u. der Gebrauch des Lateinischen: Bericht Schlezers vom 14. Dez. 1655, Urk. u. Akt. zur Gesch. des Kurf. Friedr. Wilh. v. Brand. 7, 727—730. — Cromwell empfiehlt Raleghs Weltgeschichte: Carlyle, Letter 132. — Cromwell verweist auf die Geschichte: Carlyle, Speech V u. XVII. — Üb. Cromwells Gattin vgl. die Nachrichten bei Noble a. a. O. I 123 ff. — Die zwischen Cromwell u. seiner Gattin gewechselten Briefe bei Carlyle: Letter 143, 171, 173. vol. II 169. (Lomas). — Üb. die Wiedergabe von Cromwells Rede im Parlament 1629 vgl. Gardiner, History of England VII. 55 N — Üb. den Tod des ältesten Sohnes vgl. Carlyle-Lomas I 62 N. — Cromwells Ausspruch üb. Gottes Segnungen bei Carlyle, Letter 12. Bei dem Worte „Up and be doing, and I will stand by you, and help you" scheint ihm die Stelle 1 Chron. 22, 16 vorgeschwebt zu haben: Arise therefore, and be doing, and the Lord be with thee. — Cromwells Eintreten für die ärmere Klasse in Huntingdon: Calendar of State Papers. Domestic, 1629—31. p. VIII—XIV. Vgl. Gardiner, History of England 7, 165. — Ähnliche Fälle (Ely u. St. Ives). Vgl. Gardiner a. a. O. 8, 297 N. Carlyle, I 109—111. — Brief an Dr. Wells: Carlyle, Letter 1.

Drittes Kapitel.

Das Regierungssystem der beiden ersten Stuarts.

Üb. die Regierung Jakobs I vgl. Gardiner, History of England; Ranke, Englische Geschichte Bd. 2. Art. James I, Dict.

Nat. Biogr. — Über die Konferenz zu Hampton Court vgl. Gardiner a. a. O. I 146 ff. — Jakobs Urteil über die Puritaner: Parliamentary History I 982. — Über neuere Streitschriften zur Beurteilung der Pulververschwörung vgl. English Hist. Rev. 1897. p. 791 ff. Die Auffassung Gerards ist durch Gardiner endgültig widerlegt. — Üb. praktischen u. grundsätzlichen Absolutismus vgl. Koser, Die Epochen der absoluten Monarchie in der neueren Geschichte. H. Z. 61, 246 ff. — Üb. die Regierung Karls I. ist allgemein zu vergleichen: Gardiner, History of England vol. VI ff; Ranke, Englische Geschichte Bd. 2; Art. Charles I, Dict. Nat. Biogr. — Karls Thronrede: Rushworth, Historical Collections I 476. — Die erwähnten Reden im Unterhause: Parliamentary or constitutional History of England VIII 97. — Üb. die Petition of right als Vorstufe zur geschriebenen Verfassung vgl. Rothschild, Der Gedanke der geschrieb. Verfassg. in der engl. Revol. Tübingen 1903. p. 8 ff. — Üb. die letzte Sitzung des Parlaments von 1628/29 vgl. Gardiner, History of England 7, 67 ff. — Die Rede des Königs: Parliament. or constitut. Hist. of Engl. 8, 333. — Zwei Erklärungen desselben über die erfolgte Auflösung: ib. 334, 335 ff. — Üb. das Schiffsgeld vgl. Gardiner, History of England VII—IX; Ranke, Engl. Gesch. 2 (S. W. 15) 250 ff; Clowes, The Royal Navy 2, 26 ff. — Üb. Abbot als Erzbischof v. Canterbury vgl. Hook, Lives of the Archbishops of Canterbury vol. 10. — Üb. Laud vgl. Clarendon, Rebellion I 188 ff.; Hook a. a. O. vol. XI; Art. Laud. Dict. Nat. Biogr. Eine feine Skizze gibt Creighton, Lauds Position in the History of the Church of England (Historical Lectures. 1904. 164—187). — Rankes Mitteilungen aus Cuneos Berichten: Engl. Gesch. S. W. 15, 254 ff; S. W. 21, 135 ff. — Römische Urteile üb. Laud bei Hook, XI. 392—93. — Üb. Klerus u. Gemeinde nach Lauds Anschauung urteile ich anders als Weingarten, Revolutionskirchen Englands S. 41. — Üb. Karls I. Kirchenpolitik in Schottland vgl. Ranke, Engl. Gesch. S. W. 15. Kap. 5, 6.; Gardiner, History of England vol. 8.; Hook, a. a. O. vol. X.

Viertes Kapitel.

England auf dem Wege zum Bürgerkriege.

Der schottische Covenant ist neuerdings gedruckt bei Gardiner, Constitutional Documents of the Puritan Revolution (2d ed.) p. 124 ff. — Üb. den „ersten Bischofskrieg" vgl. außer Ranke u. Gardiner auch Firth, Cromwell's Army p. 12 ff. — Üb. die Verhandlungen der Schotten mit Frankreich vgl. Ranke, Engl. Gesch. S. W. 15, 373 ff. S. W. 21, 141 ff.; Salomon, Frankreichs Beziehungen zu dem schottischen Aufstand 1637—1640. Diss. Berlin 1890. — Straffords Persönlichkeit u. Verwaltung in Irland: The Earl of Strafford's Letters and Dispatches. 2 vols. Dublin 1740. Vgl. Ranke, Engl. Gesch. S. W. 15, 379 ff; Gardiner, History of England 8, 29 ff.; Dict. Nat. Biogr. Art. Thom. Wentworth. — Strafford üb. d. geheimnisvolle Erleuchtung der Könige: Letters and Dispatches II 388. — Üb. das kurze Parlament vgl. Ranke, Engl. Gesch. S. W. 15. 379 ff; Gardiner, History of Engl. 9, 84 ff.; Parliamentary or constitutional History 8, 396 ff; Parl. Hist. II 528 ff. — Üb. die Überlieferung von Pyms Rede vgl. Gardiner a. a. O. 9, 105 N. — Straffords Worte am 5. Mai: Hist. Mss. Comm. Rep. 3, 3. Vgl. Gardiner, Hist. of Engl. 9, 122 ff. u. etwas bestimmter in dem Art. Wentworth im Dict. Nat. Biogr. — Üb. die Canones von 1640 vgl. Gardiner, Hist. of Engl. 9, 143 ff; Koser, Die Epochen der absoluten Monarchie in der neueren Geschichte. H. Z. 61, 275. — Üb. d. magnum consilium vgl. Gardiner, Hist. of Engl. IX. p. 200 ff; Gneist, Engl. Verfassungsgesch. 620[1]. — Üb. die Eröffnung und die ersten Verhandlungen des langen Parlaments vgl. Gardiner, Hist. of Engl. IX ch. XCV; Parl. Hist. II; Parl. or Const. Hist. of Engl. IX. — Üb. Straffords Prozeß vgl. Gardiner, Hist. of Engl. IX ch. XCVII, XCVIII. Üb. e. Plan zu seiner Befreiung vgl. E. H. R. 12, 114. — Die große Remonstranz ist neuerdings gedruckt bei Gardiner, Const. Doc. p. 202 ff. — Üb. Henriette Maria vgl. Art. Henriette Maria, Dict. Nat. Biogr. — Üb. den Anschlag auf die fünf Mitglieder

vgl. Gardiner, Hist. of Engl. X ch. CIII. — Üb. den Streit um die Milizen vgl. Gardiner, Hist. of Engl. X ch. CIV. — Die Verordnungen siehe bei Gardiner, Const. Doc. Nr. 49, 50, 52, 54, 55, 56.

Über Cromwells Auftreten im langen Parlament vgl. Gardiner, Hist. of Engl. IX, X; Art. Cromwell. Dict. Nat. Biogr. — Die Stellen bei Clarendon, Rebellion IV 51, 52. — Warwicks Schilderung von Cromwells Äußerem bei Guizot, Collection I 204—205.

Fünftes Kapitel.

Der Feldzug von 1642.

Üb. die militärischen Verhältnisse vor dem Bürgerkriege vgl. C. H. Firth, Cromwell's Army (Lond. 1902) Chap. 1. J. W. Fortescue, A. History of the British Army (Lond. 1899) I. — Üb. die Theorie der Verteidigung Englands zur See vgl. Corbett, Drake and the Tudor Navy I. — Falstaffs Aushebungen: Heinrich IV. Erster Teil. Akt 4, Sc. 2. Zweiter Teil. Akt. 3, Sc. 2. — Üb. die Haltung der Flotte: Clarendon, Rebellion V 376—383. Vgl. Gardiner, Hist. of Engl. X 208 ff. — Auf die Bedeutung der Londoner trained bands hatte schon Macaulay (Hist. of Engl. I chap. 3, p. 348—349 [Tauchnitz]) hingewiesen. — Brief der Cary Gardiner aus Oxford: Memoirs of the Verney Family (Lond. 1892) II 94. — Die Verse des Oxforder Studenten zitiert bei Firth, Cromwell's Army 20. — Üb. Essex vgl. u. a. den Art. Rob. Devereux, third Earl of Essex. Dict. Nat. Biogr. — Die Ansprachen des Königs u. Essex': Parliamentary or Constitutional Hist. of Engl. XI 434—439. — Üb. das Gefecht bei Powick Bridge vgl. Gardiner, Civil War I 30; J. Webb, Memorials of the civil war . . . as it affected Herefordshire. I 145 ff. — Üb. Prinz Rupert vgl. Warburton, Life of Prince Rupert. 3 Bde. 1849; Dove, Ausgewählte Schriftchen 68 ff; Art. Rupert. Dict Nat. Biogr. — Die Schlacht bei Edgehill: Die offiziellen Berichte bei Rushworth III 2, p. 33—39. Daselbst auch (p. 39 ff.) die nach der Schlacht erlassenen Manifeste.

Clarendon, Rebellion VI 79ff. Vgl. Gardiner, Civil War I 42ff. — Der Tod Edmund Verneys: F. P. Verney, Memoirs of the Verney Family II 115. — Turnham Green: Whitelock Memorials 65. Vgl. Gardiner, Civil War I chap. III. — Cromwell über seine militärische Laufbahn: Carlyle, Speech XI. — Cromwell üb. Fußvolk u. Reiterei: Carlyle, Letter 13. — Üb. die Infanterie im Bürgerkriege vgl. Firth, Cromwells Army. Chap. IV. — Üb. Cromwells Reiterschwadron u. seine Stellung in der Eastern Association vgl. Firth, The Raising of the Ironsides. Transactions of the Roy. Hist. Soc. N. S. XIII p. 17—73. — Cromwell bei Edgehill, vgl. Firth a. a. O. p. 19[3]. — Cromwells Gespräch mit Hampden: Carlyle, Speech XI. — Üb. die Zeit des Gesprächs vgl. Gardiner Civil War I 40[3]. — Whitelock üb. Cromwells Regiment: Memorials 72. — Cromwell üb. die Wahl seiner Mannschaften: Carlyle, Letter 13, 16, 17, 18. — Die Äußerung über die Disziplin in Cromwells Regiment: Cromwelliana p. 5. —

Sechstes Kapitel.

Cromwell bei Gainsborough und Marston Moor.

Üb. den Krieg im Jahre 1643 vgl. Gardiner, Civil War I. — Das Gefecht bei Grantham: Carlyle, Letter 10. — Die Kämpfe bei Gainsborough u. der Rückzug nach Lincoln: Carlyle, Letter 12; ib. App. Nr. 5. Vgl. Gardiner, Civil War I 188ff. Die Darstellung des Rückzuges ist bei Gardiner unrichtig. Nur die (der Besatzung von Gainsborough entnommene) Infanterie ging nach Gainsborough zurück, die übrigen Truppen, also die große Masse, auch Cromwell selbst, vollführten den Rückzug nach Lincoln. Nur so, bei der Zurücklegung einer Entfernung von etwa 24 Kilometern (für fliehende Reiterei vielleicht $1^1/_2$ Stunden), nicht aber bis zu dem nahen Gainsborough, hat die Erzählung von den 8 bis 9 veränderten Stellungen der den Gegner aufhaltenden Abteilungen einen Sinn. Der Brief Cromwells bei Lomas 3, 235, erzählt ausdrücklich vom Rückzug nach Lincoln. Auch Ludlow Memoirs (ed. Firth) I 57 spricht vom

Rückzug nach Lincoln. Damit fällt auch die weitere Erzählung Gardiners, Cromwell sei aus Gainsborough, weil seine Reiterei daselbst nichts nützen konnte, einfach fortgeritten. Wie kam er denn nur durch Newcastles Armee hindurch, welche doch seit dem Gefechte die Stadt umschlossen hielt und sie zwei Tage später zur Übergabe zwang? Endlich wird aus der Stelle „without the loss of two men" (Lomas III 232) bei Gardiner die unrichtige Form: „with the loss of only two men". — Üb. den scout-master-general vgl. Firth, Cromwell's Army p. 64ff. — Cromwells Verlangen nach Unterstützung: Carlyle, Letter 11—15. — Cromwell bei Winceby: Rushworth V 282. Vgl. Gardiner, Civil War I 240. — Üb. d. Bündnis mit Schottland vgl. Ranke, Engl. Gesch. (S. W. XVI) S. 168ff.; Gardiner, Civil War I 226ff.; Weingarten, Revolutionskirchen 54. Der Wortlaut der Solemn League and Covenant bei Gardiner, Constitutional Documents 267ff. — Üb. Pyms Verhandlungen mit der Königin vgl. Gardiner, Civil War I 133. — Hampdens Tod: Clarendon, Rebellion VII 79ff. — Cromwell in Ely: Carlyle, Letter 19. — Üb. d. Schlacht am Marston Moor vgl. Gardiner Civil War I ch. XVIII. Dazu die erschöpfende Untersuchung von C. H. Firth: Marston Moor. (Transactions of the Roy. Hist. Soc. N. S. XII 17—79.) Daselbst ist auch auf die umstrittene Frage, welchen Anteil Cromwell und welchen David Leslie am Siege gehabt habe, m. E. die richtige Antwort gefunden.

Siebentes Kapitel.

Die neue Armee.

Üb. die militärischen Ereignisse im Jahre 1644 nach der Schlacht am Marston Moor vgl. Gardiner, Civil War. I. II. — Üb. Cromwells Streit mit Manchester: The Quarrel between the Earl of Manchester and Oliver Cromwell, ed. Bruce and Masson. Printed for the Camden Soc. 1875. — Üb. die Selbstverleugnungsakte vgl. Gardiner, Civil War II. — Die Äußerungen der modernen Militärschriftsteller: J. W. Fortescue, History of the British Army I 282; C. Walton,

History of the British standing Army p. 1. — Üb. die holländische Armee vgl. Roloff, Moritz v. Oranien u. die Begründung des modernen Heeres. Preuß. Jahrb. 1903. — Üb. die Entstehung der stehenden Heere in Deutschland vgl. auch die einleitenden Bemerkungen bei O. Elster, Gesch. der stehenden Truppen im Herzogtum Braunschw.-Wolfenb. Lpz. 1899. — Der Schilderung der New Model-Armee liegt besonders das vortreffliche Werk von Firth, Cromwell's Army, 1902, zugrunde. Daneben kommen von älteren Schriften noch in Betracht: Hoenig, Oliver Cromwell. 3 Bde. 1887—89 u. Baldock, Cromwell as a Soldier, 1899. — Als Belege für die Bemerkungen über Cromwell mag nur auf seine folgenden Briefe hingewiesen werden: Carlyle, Letter 10, 12, 18, 21, 25, 31, 64, 67, 105, 134, 178. — In bezug auf das über die gewöhnlichen Verwüstungen und das Ausnahmsschicksal Englands Gesagte mögen noch die Worte hier stehen, welche Whitelock zum Prinzen (späterem Könige) Karl Gustav sprach: Truly, Sir, God hath so ordered it, that those desolations which usually attend on war, especially a civil war, have not been so much in our country as others have felt who have been plunged in those miseries. (Journal of the Swedish Embassy II 264.) — Die feinen Ausführungen bei Max Weber, Die protestantische Ethik und der „Geist" des Kapitalismus (Arch. f. Sozialwiss. u. Sozialpol. 2, 1. u. 2. Heft) sind mir erst, als dieses Buch schon im Druck war, zugänglich geworden. Vortrefflich ist darin der Einfluß des Puritanismus auf die persönliche Haltung, insbesondere die Selbstbeherrschung des einzelnen Menschen, dargestellt, ebenso die Bedeutung solcher Selbsterziehung für die Leistungen der Ironsides.

Achtes Kapitel.

Der Sieg über den König.

Üb. den Feldzug von 1645 u. die Schlacht bei Naseby vgl. Gardiner, Civil War II ch. XXIX—XXXI. Einige auf Cromwell bezügliche Einzelheiten sind den Flugschriften der Zeit (im Brit. Mus., bes. in den Sammelbänden E 260, E 262,

E 288, E 293) entnommen. — Üb. die erbeutete Korrespondenz vgl. Gardiner, Civil War II 258. — Üb. die militärischen Ereignisse seit Naseby vgl. Gardiner, Civil War II ch. XXXII, XXXIX. — Die zwischen Fairfax u. Rupert gewechselten Schreiben: Rushworth VI 73 ff. — Die Zeitungsnotiz über Cromwells Bericht: Cromwelliana 24. — Üb. den Fall von Bristol vgl. Gardiner, Civil War II ch. XXXIV. — Die Äußerungen des Königs bei Clarendon, Rebellion IX 70, 74, — Üb. Schottland vgl. Gardiner, Civil War II ch. XXVI, XXX, XXXIII, XXXVI. — Üb. Glamorgans Mission in Irland vgl. Gardiner, Civil War II ch. XXVII, III ch. XXXIX. — Cromwell üb. Winchester: Carlyle, Letter 32. — Üb. Karls I. Flucht zu den Schotten vgl. Ranke, Engl. Gesch., 10. Buch, 1. Kap.; Gardiner, Civil War III ch. XLI.

Neuntes Kapitel.

Der Gegensatz zwischen Parlament und Armee.

Üb. die Propositionen von Newcastle, üb. die Überführung des Königs aus schott. in engl. Gefangenschaft, üb. die Beschlüsse der Reduktion der Armee, üb. Cromwells Pläne, nach Deutschland zu gehen, üb. die Einsetzung der Agitatoren vgl. Gardiner, Civil War III. — Clem. Walker üb. Cromwell: History of Intependency (Lond. 1661) p. 31. — Cromwell üb. d. Parlament: Clarke Papers I 73. — Üb. d. Königs Wegführung durch Joyce vgl. Clarke Papers I. Introd. p. XXIV; Gardiner, Civil War ch. XLIX. — Schon die Zeitgenossen glaubten an Cromwells Urheberschaft. Bei Walker, Hist. of Independency p. 33 wird Joyce „his instrument" genannt. Als dieser ihm meldet „He had now the King in his power", antwortet Cromwell „I have then the Parliament in my pocket". Dieselbe Erzählung wiederholt Hobbes, Behemoth (Maseres Tracts II 589). — Joyces Brief: Clarke Papers I 118. — Joyces Bericht: Rushworth VI 513 ff. — Üb. Einführung des Armeerats vgl. Gardiner, Civil War III 281. — Das

Manifest der Armee: Carlyle-Lomas I 266 ff. Zur Autorschaft Cromwells mag vielleicht noch auf die Ähnlichkeit der Ausdrücke hingewiesen sein, in denen hier (Lomas I 267) als Hauptsache hingestellt wird „a settlement of the peace of the Kingdom and of the liberties of the subject", mit Cromwells Rede am 16. Juli 1647 (5 Wochen später), die Hauptsache sei „a general settlement of the peace of the Kingdome and of the rights of the subject". — Üb. das Streben nach einer geschriebenen Verfassung vgl. W. Rothschild, Der Gedanke der geschriebenen Verfassung in d. engl. Revolution. Tüb. u. Lpz. 1903.

Über die Monarchomachen vgl. Treumann, die Monarchomachen (Staats- u. völkerrechtl. Abhandlungen I, 1. 1895); E. Armstrong, The political theory of the Huguenots (Engl. Hist. Rev. 1889); W. A. Dunning, The Monarchomachs (Polit. Science Quart. 19, 277 ff); Rehm, Gesch. der Staatsrechtswiss. 215 ff; Rich. Schmidt, Allg. Staatslehre I, 57; Gooch, English democratic ideas in the 17 th century. (Cambr. Historical Essays X, 1898); Lossen, Die Vindiciae contra tyrannos. (S.-B. der phil. u. hist. Cl. der k. b. Ak. der Wissenschaften zu München 1887, 215 ff; Art. Buchanan im Dict. Nat. Biogr. — Über die Autorschaft der Vindiciae scheint durch Lossen noch nicht das letzte Wort gesprochen. Vgl. Armstrong, a. a. O., p. 18. Gooch, a. a. O., p. 13. — Üb. Walsingham u. Jakob VI. vgl. K. Stählin, Der Kampf um Schottl. und die Gesandtschaftsreise Sir Francis Walsinghams im Jahre 1583, Lpz. 1902, S. 87—100. — The people's right briefly asserted, London 1649. Die erwähnte Stelle p. 5.

Die politischen Verhandlungen innerhalb der Armee im J. 1647, die Rolle, welche Ireton u. Cromwell dabei spielen: Clarke Papers, ed. Firth I, 1891. Vgl. W. Rothschild, Der Gedanke der geschriebenen Verfassung in d. engl. Revolution. Tüb. u. Lpz. 1903; Jellinek, Allg. Staatslehre 466 ff.

Über den Independentismus in Amerika u. seinen Einfluß auf die Entstehung der Verfassungen vgl. Borgeaud, Etablissement et revision des constitutions en Amérique et en Europe. Ouvr. cour. Paris 1893. Vgl. auch die engl. Übersetzung: Borgeaud, the rise of modern Democracy in Old

and New England. Mit Vorrede v. Firth. London 1894. — Üb. d. Einfluß der amerikanischen Beispiele vgl. Firth i. d. E. H. R. 1903, p. 611, Art. Hugh Peters u. Thomas Rainborow im Dict. Nat. Biogr. Vgl. auch Jellinek, Die Erklärung der Menschen- u. Bürgerrechte. Lpz. 1895.

Zehntes Kapitel.

Das Ende Karls I.

Die Heads of the Proposals neuerdings gedruckt bei Gardiner, Constitutional Documents (2. Aufl. 1899.) p. 316 ff. Vgl. dazu ib. Introd.; Rotschild a. a. O. 45 ff.; Gardiner, Civil War III ch. LII. — Karl I. üb. die Heads of the Proposals: Memoirs of Sir John Berkley (Maseres, Tracts 2, 368). — Das Agreement of the People gedruckt: Gardiner, Civil War III. App., auch Const. Documents. 2d ed. 333. Vgl. Rothschild a. a. O. 92 ff.; Jellinek, Staatslehre 466 ff. — Üb. die Leveller vgl. u. a. Weingarten, Revolutionskirchen 294 ff. — Die erwähnten Pamphlete sind: Liberty of Conscience asserted, Lond. 1649. u. The Lamb contending with the Lion. By Chr. Chisman. 1649. — Das Urteil über Lilburne beruht auf der Lektüre einiger seiner Schriften, welche im Besitze der königl. Bibl. in Berlin sind. Vgl. auch den Art. Lilburne im Dict. Nat. Biogr. — Üb. die Flucht nach Carisbrooke vgl. Gardiner, Civil War IV ch. LVI. — Üb. die vier Bills ib. ch. LVII. — Üb. den zweiten Bürgerkrieg ib. ch. LXI—LXV. — Üb. die Verhandlungen von Newport u. die Remonstranz der Armee ib. ch. LXVI u. ch. LXVII. — Cromwells Urteil: Clarke Papers II 49. Vgl. ib. Preface p. XXIV, Gardiner, Civil War IV 248. — Cromwells Brief an Hammond: Carlyle, Letter 85. — Üb. Pride's Purge vgl. Gardiner, Civil War IV ch. LXVIII. — Üb. die Verhandlung im Oberhause vgl. Parl. Hist. III 1256. — Das „volle Haus": Blencowe, Sydney Papers (1825) p. 47. — Üb. die Einsetzung des Gerichtshofs vgl. Gardiner, Civil War IV. ch. LXIX. — Der Prozeß u. das Ende Karls I: Rushworth, Hist. Coll. VII 1398 ff. — Üb. die Über-

lieferung vgl. Ranke, Engl. Gesch. S. W. XVI 331[2]). — Üb. Cromwell u. Karl I. vgl. Gardiner, Civil War, passim. Cromwell üb. d. Wiedersehen Karls I. mit seinen Kindern: Berkeley Memoirs (Maseres, Tracts II 365). — Cromwells Rede am 3. Jan. 1648 bei Stainer, Speeches of Ol. Cr. p. 70. — „Gottes Zeugnis": Clarke Papers II 51. Carlyle, Letter 85. — Cromwells Worte zu Algernon Sydney: Blencowe, Sydney Papers p. 237. — Üb. das Thema „Cromwell am Sarge Karls I." mag verglichen werden: Heine, Französ. Zustände (Werke. Bd. 11. Hamb. 1862 S. 68—83.)

Elftes Kapitel.

Das Urteil der Zeitgenossen.

Das Wunder von Detford: A. Miracle of Miracles wrought by the Blood of King Charles the First . . . London 1649. — „Inhumane villains . . ." A Sigh for an afflicted Soveraigne . . . 1649. — Der Rebellenspiegel: The Rebels Looking-Glasse or the Traytors Doome . . . 1649. — A Remonstrance to the People. London 1649. — „Die königliche Eiche", Holzschnitt bei Walker, History of Independency. 1661. — Aus dem Kreise Lilburns u. der Leveller seien genannt die Schriften: An Agreement of the Free People of England . . . By John Lilburne (u. vier anderen), Prisoners in the Tower of London, 1649. — An Impeachement of High Treason against Oliver Cromwell and his Son in Law Henry Ireton . . . by John Lilburn . . . Lond. 1649. — An Outcry of the Youngmen and Apprentices of London . . . Signed by Charles Collins . . . (u. neun weitere Namen) — A New Bull-Bayting or a Match Play'd at the Town-Bull of Ely. By twelve Mungrills . . . John Lilburn (u. drei andere). Nodnol (London) 1649. Vgl. auch Gardiner, Commonwealth I ch. II, VII. Auswärtige Schriften über die englische Revolution u. Cromwell: In Frankreich: Exhortation de la Pucelle d'Orleans à tous les Princes de la Terre . . . Paris 1649 (mir nur dem Titel nach bekannt). — Üb. die Literatur in Deutschland unterrichtet allgemein mit Heranziehung eines bedeutenden Materials H. Wätjen, Die erste eng-

lische Revolution u. die öffentliche Meinung in Deutschland. Heidelb. 1901. Im einzelnen seien noch besonders (zum Teil ergänzend) genannt: Caroli, des Königs von England klägliche Todesreden. Abgedr. bei Ditfurth, Die histor. Volslieder vom Ende des Dreißigj. Kr. bis z. Beginn des siebenj. Heilbronn 1877. p. 8. Eine kürzlich zum Vorschein gekommene schlechtere Version desselben Liedes ist mitgeteilt im Archiv f. d. Studium der neueren Sprache u. Lit. (Herrig) N. S. 13 p. 274 ff.; Idea Anglicana od. Polit. Erklärung unverwandter Gemüths Gedanken üb. des Königs Caroli Stuardi Hinrichtung, sodann des Ol. Cromweli hohe Glücks-Erhöhung . . . 1656; Comparatio inter Claudium Tiberium principem et Olivarium Cromwellium Protectorem. Instituta a Petro Negeschio. Anno 1657. — Üb. das „Gesprächlied" vgl. Wätjen a. a. O. 34[3]. Dasselbe ist neuerdings nach alten Niederschriften mehrfach gedruckt. So bei Ditfurth, Dtsche. Volks- u. Gesellschaftslieder des 17. u. 18. Jhrdts. Nördlingen 1872, p. 78 (mit Melodie); Ditfurth, Die histor. Volkslieder etc. Heilbronn 1877, p. 14. Doch scheint der Text vielfach verderbt. Ein in meinem Besitze befindlicher Druck (Hamburg 1651) gibt offenbar eine bessere u. wahrscheinlich die ursprüngliche Version (z. B. in der vierten Rede des Königs die interessante Wendung „Hollandisiret ihr . . ."). Da derselbe weder im Brit. Mus., noch in der Hamb. Stadtbibliothek oder der Königlichen Bibl. in Berlin vorhanden ist, so scheint er sonst nicht erhalten zu sein. Der Wortlaut ist im Anhang wiedergegeben. Wie dieses „Gesprächlied" auf ein lateinisches Vorbild zurückg hen soll (vgl. Ditfurth, Histor. Volkslieder S. 16), so scheint es seinerseits wieder als Vorbild gedient zu haben für ein Gedicht, das vierzig Jahre später nach derselben Melodie in Wechselreden zwischen den gegen Frankreich verbündeten Mächten und dem Verwüster der Pfalz abgefaßt ist. Man vergleiche nur mit der ersten Rede Cromwells die folgende Rede Frankreichs:

Was Glauben, Gewissen, was Länder, was Reich!
Ich achte dies alles den Märlein nur gleich;
Indessen, ihr Teutschen vexieren wir euch.

Zwölftes Kapitel.

Cromwells Siege in Irland und Schottland und der Sturz des langen Parlaments.

Über die Verhältnisse in Irland vgl. auch Carte, Life of Ormond, III. — Üb. das Wirken Rinuccinis vgl. Ranke, Engl. Gesch. S. W. 17, S. 22 ff. — Cromwells Rede: Clarke Papers II 200 ff. — Die Zeitung (Cromwelliana, p. 62) zitiert schon Carlyle-Lomas I 443.

Richard Cromwells Vermählung und Ehe: Carlyle, Letter 53, 55, 56, 87, 88, 89, 90, 92, 93, 94, 95, 96, 99, 100, 101, 113, 131, 132, 134, 144, 178. — Üb. die Familie Mayor vgl. Noble II 436. — Üb. Cromwells Feldzug in Irland vgl. Gardiner, Commonwealth I, ch. IV—VI. — Üb. den Feldzug in Schottland vgl. Gardiner, Commonwealth I ch. IX (vgl. auch M. Morris, Montrose. 1892), XII, XIV, XVI; W. S. Douglas, Cromwell's Scotch Campaigns. 1899; Firth, The Battle of Dunbar (Transactions of the Roy. Hist. Soc. N.S.XIV, 1900). — Üb. die Auflösung des langen Parlaments vgl. meinen Aufsatz in der H. Z. 63; Firth i. d. Engl. Hist. Rev. 1893. (Die beiden Briefe Clarendon State Pap. Cal. Nr. 1115 u. 1121 hatten auch mir schon abschriftlich vorgelegen. Sie unterstützen die Auffassung, daß Cromwell sofort bei seinem Eintritt die Verhandlung unterbrochen und seine Rede begonnen habe. Seitdem ist mir aus dem Stockholmer Archiv der Bericht des schwedischen Gesandten Israel Lagerfeldt vom 22. April 1653 zugegangen, welcher sich ebenfalls in obigem Sinne ausspricht); Gardiner, Commonwealth II ch. XXX. In dem genannten Aufsatze (H. Z. 63) hatte ich auch zum ersten Male hingewiesen auf eine Aufzeichnung der Rede Cromwells am 20. April 1653, welche sich im Annual Register von 1767 gedruckt findet. Sie stimmt im Geist und Inhalt, ja sogar in ein paar charakteristischen Ausdrücken mit demjenigen überein, was sich als das Gemeinsame in den widersprechenden Beschreibungen der zeitgenössischen Erzähler bezeichnen ließe: die heftige Sprache, die furchtbaren Beschimpfungen der Versammlung und ihrer einzelnen Mitglieder, der Vorwurf

der Gottlosigkeit und Habsucht, die Berufung auf die Interessen der Nation, welche die Auflösung heischten, der wegwerfende Ausdruck *bauble*, Spielzeug, für das Szepter des Sprechers.

Nun hat gleichwohl C. H. Firth (Academy 1890, p. 206) die Echtheit dieser Aufzeichnung bestritten und behauptet, sie sei erfunden im Jahre 1768 zur Beschimpfung des derzeit tagenden Parlaments. Der von Firth dargelegte Tatbestand ist der folgende: Am 9. Dezember 1768 beschäftigte sich das Unterhaus mit dem Fall zweier Leute, welche ein Schriftstück mit dem Titel „The Speech of Oliver Cromwell at the dissolution of the Long Parliament" an den Straßenecken angeheftet hatten. Man erblickte darin — gewiß mit Recht — die Absicht, „die Gemüter des Volks zu dieser Zeit zu erhitzen". Das Schriftstück ward verlesen: es ist kein anderes als die im Annual Register gedruckte Rede Cromwells. Eine Debatte entspann sich über die Frage, ob, unbeschadet der Freiheit der Presse, die beiden Männer verfolgt und bestraft werden dürften. Das Ergebnis war, daß der Milchhändler Thornton als der eigentliche Urheber auf einige Zeit gefangen gesetzt wurde.

Firth weist auf diese Tatsachen hin, als ob sie allein genügend wären, um der im Annual Register veröffentlichten Rede Cromwells den Charakter eines ernsten historischen Dokuments ein für allemal abzusprechen. Zunächst ist aber ein Unterschied zu machen zwischen dem Druck im Annual Register und dem im Parlamente erörterten Straßenanschlage. Der erstere wird, da das im vierten Jahrgange erscheinende Annual Register seinen Lesern frühzeitig eine Übersicht über die Ereignisse des vergangenen Jahres geben sollte, in der ersten Hälfte 1768 erschienen sein. Jedenfalls liegt ein Zeitraum von Monaten zwischen dem hier erfolgten ersten Druck der Cromwellschen Rede und jenem Anschlage an der Ecke von Bond-Street, welcher am 9. Dezember 1768 als ein Vorfall der letzten Tage im Unterhause zur Erörterung kam. Die erste Veröffentlichung in der Zeitschrift blieb unbeanstandet; sie wäre für einen agitatorischen Zweck gewiß auch recht ungeeignet gewesen. Nur ein Dokument von eigenartigem historischem Interesse sollte hier den Lesern geboten werden,

wie das auch in anderen Zeitschriften geschah. So ist auch ein Cromwellscher Brief, der achte in Carlyles Sammlung, nur durch den Druck im Gentlemen's Magazine bekannt und durch Carlyle als unzweifelhaft echt bezeichnet worden. Irgend ein Leser des Annual Register scheint nun im Jahre 1768 bei der Lektüre der Cromwellschen Rede auf den Gedanken gekommen zu sein, bei der Unbeliebtheit des gerade tagenden Parlaments diese im Jahre 1653 gesprochenen Kraftworte einmal der größeren Öffentlichkeit mitzuteilen und ihr zu zeigen, wie kurzer Prozeß vor Zeiten einmal mit einem verhaßten Parlamente gemacht worden sei. Ob der Milchhändler Thornton dieser Leser selbst war oder erst durch einen andern angestiftet worden ist, brauchen wir nicht mehr zu entscheiden. Erst durch den Anschlag an der Straßenecke und die damit beabsichtigte Anspielung auf gegenwärtige Verhältnisse ward das Schriftstück zur Schmähschrift und ward das Einschreiten des Parlaments herbeigeführt.

Dieser an sich natürliche Zusammenhang der Dinge wird nun auch vollends durch den Verlauf der Debatte bestätigt. Nachdem von einer Seite behauptet worden ist, daß die Verhaftung der beiden Männer mit der Freiheit der Presse unvereinbar sei, wird die Maßregel von mehreren Rednern verteidigt. Mr. Wedderburn legt ausführlich dar, wie die wissenschaftliche Mitteilung eines historischen Dokumentes unverfänglich sein könne und doch die öffentliche Schaustellung desselben Verrat und Aufruhr bedeuten würde. Er verweist auf die Proklamation des Prätendenten, welche in jedem Geschichtswerke gedruckt sei und die an den Straßenecken anzuheften gleichwohl unzweifelhaft strafbar sein würde. (Sir Henry Cavendish's Debattes of the House of Commons I 100.) Wieviel einfacher wäre es gewesen, statt dieser feinen Unterscheidung schlechthin von einer infamen Fälschung zur Aufhetzung des Pöbels zu reden. Aber so sah offenbar niemand die Sache an.

Es ist klar, die Unterhausmitglieder von 1768 hegten an der Echtheit der Cromwellschen Rede keinen Zweifel. Nicht weil diese gefälscht war schritten sie ein, sondern weil man sie zu einer feindlichen Agitation gegen das Parlament mißbraucht hatte.

Nicht der Herausgeber des Annual Register, welcher sie zuerst gedruckt hatte, ward zur Strafe gezogen, sondern nur der Urheber des später erfolgten Straßenanschlages.

Und wir können heute in bezug auf die Frage der Echtheit erklären, daß wir kein Recht haben, dieselbe auf Grund jener Unterhausdebatte zu bestreiten. Eher dürften wir gerade jene Männer von 1768 als Zeugen für diese Echtheit aufrufen. Dieselbe zu widerlegen würde es anderer Gründe bedürfen.

Und ferner: Firth gibt selbst zu, daß der Fälscher eine Person gewesen sein müßte, welche sich sehr für Cromwell und seine Zeit interessierte und in bezug auf beide recht erhebliche Kenntnisse besaß, zugleich von politisch radikaler Gesinnung und insbesondere von starkem Unwillen über die Bestechlichkeit des Unterhauses erfüllt. Es wird wohl nicht gerade viele derartige Menschen im Jahre 1768 gegeben haben. Gegenüber Firths geistvollem Hinweis auf Thomas Hollis als einen Mann, der zugleich ein Radikaler und ein Cromwell-Verehrer war, wäre zu bemerken, daß dieser sich (wie seine Biographie, Memoirs of Thomas Hollis Esq. 1780 zeigt) nicht eigentlich mit praktischer Politik befaßte, sondern mehr durch Versendung demokratischer Schriften die Theorien derselben zu verbreiten suchte. Vor allem aber entspräche die Fälschung nicht dem rechtlichen Charakter eines Mannes, von dem man weiß, daß er auf einen Sitz im Parlamente verzichtete, nur weil er nicht die üblichen Bestechungen anwenden wollte, um ihn zu erlangen. — Natürlich soll mit dieser ganzen Darlegung nichts anderes behauptet werden, als daß hier wirklich eine gleichzeitige Aufzeichnung der Cromwellschen Rede zugrunde liegt. Die Frage aber, wie weit es dem, der sie niederschrieb, wohl gelungen sein mag, in der Aufregung des Augenblicks den gehörten Wortlaut richtig zu Papier zu bringen, wird niemals beantwortet werden.

Anhang:

Geſprächlied [1])

zwiſchen dem König von Engeland und Cromweln.

Erſtlich gedruckt zu Hamburg 1651.

König.

Ey Cromwel zäume dich du biſt mein Unterthan
greiff deinen König nicht mit ſolcher Boßheit an
kennſtu den Himmel nicht, der alles rächen kan?

Cromwel.

Was Himmel! was Hölle! was König was Knecht!
Ich führe den Degen und gebe das Recht,
Ich ſchlage den König und Königs Geſchlecht.

König.

Ein Böſewicht, der ſein Hertz auff Mord und Todſchlag ſetzt
hälts gleich, in weſſen Blut er ſeine Fäuſte netzt,
Da wird kein Menſch von ihm noch Herr noch Knecht geſchetzt.

Cromwel.

Was ſchnarchet, monarchet, was ſchmähet ihr viel,
Ein König muß leben wie Engeland wil,
Wir geben den Königen Schrancken und Ziel.

König.

Wo iſt ein' Obrigkeit, die nicht vom Himmel rührt,
Die ihren Zepter nicht durch Gottes Gnade führt,
Die nicht als Voigt von Gott in dieſer Welt regiert.

[1]) Vgl. oben S. 227/28. 273.

Cromwel.

Was achten wir Engliſche Himmel und Schrifft,
Wir haben uns ſelber Geſetze geſtifft,
Und treffen den König, der ſolche nicht trifft.

König.

Ach bey deß Pöfels Macht und ungeſtümmen Streit
da leyden, leyder, Gott und auch die Obrigkeit,
da werden ſolchem Schwarm Altar und Kron zur Beut.

Cromwel.

Was Pöfel? gantz Engeland ruffet gemein
Juſtici! Stellt unſre Bedrückungen ein,
Wie lange ſol Engeland Rechteloß ſeyn?

König.

Was hab ich dann gethan, daß ihr mich ſo behaſſt?
Gibt meine Krone dann ſo überſchwere Laſt?
hab' ich mich euers Guts zu mächtig angemaſſt?

Cromwel.

Was dünket eych Stuart umb euere Sach?
Ihr hanget der Päpſtiſchen Finſternis nach
und lebet im argen Tyrannen Gelach.

König.

Diß iſt des Teufels art, wann er ein' Aufruhr ſtifft!
So iſt Religio der Zucker umb das Gifft
Ach Gott, daß mich die Schmach der Tyranney betrifft!

Cromwel.

Ich ruffe mit unſerem Lande gemein
man ſtelle die Wählung von Königen ein
Wir wollen ein freye Respublica ſeyn.

König.

Hollandiſiret ihr, ſo iſts mit mir gethan
Ich nehm' es als ein Kreutz von Gott gedultig an
und hoff ein beſſre Krohn in dem geſtirnten Plan.

Cromwel.

Ihr möget wol König im Himmelreich ſeyn
In Engeland herrſchet ihr weiter nicht, Nein
da ſchicket euch, Stuart, gedultig darein.

König.

Ihr ſuchet meinen Tod, wolan ich bin bereit
was kann ich Menſch allein bey eurer Grauſamkeit
was hilfft es daß ein Lamm ins Wolffes Rachen ſchreyt?

Cromwel.

Zum Tode, zum Tode, was warten wir viel?
Ihr müſſet nun folgen wie Engeland wil
Ihr habet verlohren, wir haben das Spiel.

König.

Hier geht Gewalt für Recht. Gott räche dieſe That,
Es räche dieſe That, der Königs Titul hat
Sonſt wackelt ſeine Kron und ſeine Majeſtat.

Cromwel.

Trutz allen, die Engeland feindlich beziehen,
Wir werden für allen Vier theilen nicht fliehen,
Wir haben uns wenig vor Feinden zu mühen.

König.

Ihr trutzet Gott und Welt, als ein verwegner Hauff,
wolan ich gehe nun und ende meinen lauff,
O HERR nimm meine Seel' in deinen Himmel auf.

Fahr wol mein Reich und Volck, fahr wol mein Ehgemahl
Ihr meine Kinder ihr, fahr wol du ſüſſe zahl
Ich küſſ' euch durch die Lufft noch mehr als tauſendmal.

Cromwel.

Da zappelt der König, hier ſtehet der Held,
Der ſeinen Verfolger dem Tode geſellt
Iſt ſicher, und ſiehet mit Freuden ins Feld.

Hier folgte der König deß Dieners Gebot,
Sein Sterben mein Leben, ſein Leben mein Todt!
Nun Stuart enthalſet, hat Cromwel nicht Noht.

Ende.

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin W 35, Derfflingerstr. 16

Peter der Große

Nach neuen Urkunden

Von

Dr. K. Waliszewski

Deutsche Ausgabe von Prof. W. Bolin

Zwei Bände. 320 + 289 Seiten. Mit Bildnis

Preis:

Geheftet M. 6.—; Leinenbd. M. 8.—; Halbfranzbd. M. 9.50

... Geradezu ein Meisterstück verdient das auf mehr als 100 Seiten entworfene Charakterbild des Reformators genannt zu werden. Die Darstellung ist geradezu glänzend. Mit deutscher Gründlichkeit und Gelehrsamkeit verbindet der Verfasser französische Grazie. Die Biographie darf unbedenklich zu den Meisterwerken der Geschichtschreibung gezählt werden. Frankfurter Zeitung.

Das Waliszewski'sche Werk kann unzweifelhaft als die beste Biographie Peters des Gr. bezeichnet werden.
Neue Preuß. (Kreuz-) Zeitung.

Die Darstellung ist ungemein lebendig und farbenreich. Sie enthält eine fast überreiche Fülle bisher unbekannter Einzelheiten. Der Stil ist ein mehr feuilletonistischer, dabei aber auch gedankenreicher, so daß die ganze Darstellung geeignet ist, den verschiedensten Geschmacksrichtungen gerecht zu werden.
Militär-Literatur-Zeitung.

Der Verfasser hebt auch die Bedeutung des deutschen Einflusses für Peters geistige Entwicklung vorurteilsfrei hervor; ebenso werden die barbarischen Rückstände in dem rücksichtslosen Reformator ungeschminkt dargestellt. Die Darstellung ist durchaus lebendig und fesselnd; wenn es nicht durch Abnutzung ein zweifelhaftes Lob wäre, so müßte man sagen, die Biographie liest sich wie ein gut geschriebener Roman. Deutsche Revue.